Liefg. 3 Preis 30 Pfg. zuzügl. 5 Pfg. Bestellgeld, also bei Lieferung ins Haus. 35 Pfg.
Vollständig in 70 Lieferungen. — Gesamtpreis: RM. 21.—.

Die Weltbummler

Eine Reise um die Erde

ROMAN von ROBERT KRAFT

Verlag der Buchhandlung Gustav Hering, Niedersedlitz-Dresden.
Früher Verlag von H. G. Münchmeyer G. m. b. H. (Printed in Germany).

Band 2

Die Vestalinnen

Band 2

Robert Kraft

Inhaltsverzeichnis

- Inhaltsverzeichnis
- 1. Das Lager im Walde.
- 2. Der Kampf im Flusse
- 3. Vor den Kanonen
- 4. Das Zeichen des Meisters
- 5. Eine Gauklervorstellung.
- 6. Im Reiche des Schlangenkönigs.
- 7. Yamyhlas Rache
- 8. Neue Rätsel.
- 9. Ein missglückter Plan
- 10. Die gestörte Segelregatta.
- 11. Unter den Perlenfischern.
- 12. Ins Innere der Insel.
- 13. Indische Tierbändiger.
- 14. Der Tod des Sträflings.
- 15. Im Dienste des Meisters
- 16. Die Verfolgung des Piraten.
- 17. Im ›Schiffsanker‹ zu Sydney
- 18. Eine verkommene Grösse.
- 19. Miss Stauntons Abenteuer.
- 20. Die Insel der Glücklichen.
- 21. Der neue Diener.
- 22. Das Picknick.
- 23. Ein Gottesgericht
- 24. Der Ausbruch der Sträflinge.
- 25. Im Busch

1. Das Lager im Walde.

Acht englische Meilen von Sabbulpore breitet sich ein dichter Wald aus. Herden von Affen treiben in den Bäumen ihr Wesen, unternehmen von hier aus am Tage Raubzüge nach den Reisfeldern der Eingeborenen und verträumen die Nacht in sicheren Verstecken.

Aber diese Nacht konnten sie keine Ruhe finden, denn in dem sonst so stillen Walde herrschte ein reges Leben. Ueberall brannten Feuer, hier und da erhob sich ein kleines Leinwandzelt, und Wachtposten patroullierten am Waldessaum auf und ab, gegenseitig, wenn sie sich auf Rufweite genähert hatten, einige Worte wechselnd.

In einem der Zelte saß ein hoher Mann mit langem Vollbarte, ihm gegenüber ein junges Mädchen, dessen Gesichtszüge die einer Indierin waren, obgleich sie nach europäischer Art gekleidet war.

»Wie ich schon sagte,« fuhr das Mädchen in einer begonnenen Erzählung fort, »war meine Mutter eine Indierin aus einem sehr vornehmen Geschlechte, nahe verwandt mit dem des Skindia. Es wurde oftmals gesagt, daß dieser herrschsüchtige Rajah in früheren Jahren sich viel um die Liebe meiner Mutter beworben habe, welche aber bereits die Neigung meines Vaters, damals Kapitän in Sabbulpore, erwiderte. Ich weiß nicht, ob dies wahr ist, jedenfalls aber bemerkte ich öfter, daß der Rajah gegen meinen Vater einen heimlichen Haß trug.

»Es war kurz vor dem großen Aufstande, den die Engländer mit vieler Mühe niederwarfen, als ich zufällig eine Unterredung zwischen Skindia und meinem Vater mit anhörte. Mein Vater, Kapitän Walton, beschuldigte den Rajah, daß er seine eingeborenen Soldaten nicht gehörig in Ordnung halte und al-

lerlei fremde Elemente unter seinen Leuten dulde; der Rajah entgegnete unhöflich, es kam zum Wortwechsel, der schließlich so heftig wurde, daß der Rajah meinen Vater einen Hund nannte, der ihm die Braut verführt habe. Ich stand im Nebenzimmer und hörte deutlich, daß ein klatschender Schlag fiel. Kapitän Walton hatte den Rajah wegen dieser Beleidigung gezüchtigt.

»In unserem Hause lebte eine Verwandte meines Vaters, die Tochter eines Franzosen, ihr Name war Evelyn Valois. Diese, obgleich damals erst achtzehn Jahre alt, also acht Jahre älter als ich, besaß einen ungeheuer herrschsüchtigen Charakter, wie sie überhaupt Neigungen hatte, die man sonst nicht bei jungen Mädchen findet. Obgleich wir natürlich viel zusammen verkehrten, merkte ich doch von Zeit zu Zeit, daß sie gegen mich, die ich einen, wie sie manchmal scherzhaft sagte, sehr losen Mund besaß, Mißtrauen zeigte. Sie gab sich sehr viel mit den indischen Offizieren ab, die entweder dienstlich oder gesellschaftlich in das Haus kamen, und mir fiel oft auf, daß Evelyn sofort zu sprechen aufhörte, sobald ich mich ihr und dem betreffenden Offizier, mit dem sie sich gerade unterhielt, näherte. Im übrigen behandelte sie mich wie ein Kind, überhäufte mich einmal mit Schmeicheleien, das andere Mal schalt sie mich ein neugieriges, eigensinniges Geschöpf.

»Mein Vater wünschte also, daß ich auf Besuch zu Verwandten nach Kalkutta reisen sollte. Damals wußte ich noch nicht, was für drohende Wolken über Indien schwebten. Ich glaubte eben, wie mein Vater sagte, daß er selbst und die Mutter bald nachkommen würden. Ich verbrachte den letzten Abend in meiner Heimat in dem Garten, den ich so liebgewonnen hatte. Jeden Baum kannte ich, jede Blume schien mir ein Lebewohl zuzuwinken, als wollte sie sagen, auf Nimmerwie-

dersehen! In diesem Garten war ich aufgewachsen, hier hatte ich zwischen den Beeten gespielt, behütet von meiner Mutter.«

Dem Mädchen traten die Thränen in die Augen. Der Herr wartete rücksichtsvoll, bis es sich wieder beruhigt hatte.

»Doch ich schweife ab,« fuhr es endlich fort. »Ich ging durch die Anlagen, entfernte mich, in Gedanken versunken, immer weiter von dem Hause, bis ich ein kleines Orangenwäldchen erreichte. Es war mir streng verboten worden, mich so weit vom Hause zu entfernen, weil die Gegend von Eingeborenen durchstreift wurde. Da sah ich, wie ich so langsam zwischen den Bäumen wandelte, Evelyns Gestalt neben einem Indier stehen, mit dem sie sich eifrig unterhielt. Das wäre ja nichts besonderes gewesen, aber eben jener Mann war früher Diener meines Vaters gewesen, der ihn wegen verschiedener Diebstähle weggejagt hatte.

»Es war nicht meine Absicht, die Lauscherin zu spielen, so hustete ich einige Male, um meine Anwesenheit zu verraten; Evelyn drehte sich um, und ich sah, wie sie bis an die Lippen erbleichte. Sofort verschwand der Mann neben ihr im Gebüsch.

»Heftig fuhr sie mich an, was ich hier zu suchen habe. Aber auf meine trotzige Antwort, ich könne hingehen, wohin ich wolle, ward sie mit einem Male wunderbar freundlich, küßte mich, und sagte, ich sollte dem Vater nicht verraten, daß sie mit jenem Manne, seinem früheren Diener, gesprochen. Es dauere sie so sehr, daß nun der arme Kerl in Armut geraten sei, und sie stecke ihm manchmal etwas zu.

»Das war sonst Evelyns Art nicht, aber ich glaubte ihr. Nur fiel es mir auf, daß sie sich die letzten Stunden, die ich im elterlichen Hause verbrachte, immer an meiner Seite hielt, nie, auch in der Minute des Abschieds, ließ sie mich weder mit dem Vater noch mit der Mutter ein Wort allein wechseln.

»Ach, hatte ich damals ahnen können, daß ich meine Mutter nie wiedersehen würde!«

Wieder brach das Mädchen in Thränen aus.

»Denken Sie an die Freude Ihres Vaters, wenn er seine Tochter wieder in die Arme schließen kann,« sagte der Herr liebevoll zu ihr. »Spielte der Mann, der Diener Ihres Vaters, irgend eine Rolle bei Ihrer Entführung auf dem Wege nach Kalkutta?«

Das Mädchen nickte unter Thränen.

»Er war es, welcher die Indier anführte, die die uns zum Schutze mitgegebenen englischen Soldaten niedermetzelten. Er blieb auch bei mir, bis ich in Madras auf ein Schiff gebracht wurde.«

»Aber Sie konnten sich über die Behandlung nicht beklagen, welche Sie in dem türkischen Hause genossen?«

»Nein, ich wurde als ein Spielzeug, als Zeitvertreib betrachtet. Erst als die alte Dame starb und ihr ganzes Haus sich auflöste, sollte für mich eine schlimme Zeit beginnen. Der geizige Sklavenhändler in Konstantinopel ließ uns hungern und dürsten. Und als ich dann nach Smyrna verkauft werden sollte, ging ich oft mit dem Gedanken um, mich selbst zu töten. Ich hätte es auch gethan, hätten uns nicht die amerikanischen Damen befreit. Wie lange dauert es noch, bis ich meinen Vater wiedersehen kann? Wie lange bleiben die Damen aus? Man sagte mir doch, sie würden uns mit meinem Vater entgegenkommen.«

»Noch einige Tage,« tröstete sie der Mann, »ich selbst weiß nicht, was der Grund zu dieser langen Verzögerung ist, jedenfalls liegen –«

Plötzlich ward der Zeltvorhang zurückgeschlagen, und ein junger Bursche trat ein.

»Kapitän,« meldete er und schien sehr erfreut, denn er lachte vor Vergnügen im ganzen Gesicht. »Georg, Nummer zwei ist eingetroffen und verlangt, Sie sofort zu sprechen.«

»Endlich,« rief der Herr und sprang auf, »kommt er allein? Zu Fuß oder zu Pferd?«

»Er hat zwei andere bei sich, alle zu Pferd, und die Tiere triefen vor Schweiß.«

»Wollen Sie einstweilen in Ihr Zelt gehen, Miß Walton?« bat er das junge Mädchen. »Ich habe eine Unterredung mit einem von mir abgesandten Boten abzuhalten. Hoffentlich kann ich Ihnen dann frohe Botschaft bringen.«

Das Mädchen erhob sich, da aber ward wieder der Zeltvorhang zurückgeschlagen, und zwei Männer traten ins Zelt, der eine ein englischer Soldat im Tropenanzug, der andere ein Indier. Im Eingange des Zeltes wandte sich ersterer um und sagte:

»Kommen Sie nur herein, Sie werden alte Bekannte treffen.«

Halb mit Gewalt schleppte er eine Weibsperson in das Zelt, die Hände auf den Rücken gebunden, die Kleider mit Kot und Schmutz bedeckt.

»Hier, Herr Hoffmann,« fuhr er fort, »ein sehr wertvoller Fang, der uns manches Rätsel lösen wird.«

Beim Anblick des Weibes war Lucille, die von Ellen aus der Sklaverei befreite Tochter des Obersten Walton, mit einem Schrei emporgefahren.

»Evelyn!« rief sie mit namenlosem Erstaunen. »Ist es möglich?«

Die Gerufene rührte sich nicht. Die Lippen fest zusammengepreßt, die Augen starr auf den Boden geheftet, so stand sie da und schien die im Zelt Anwesenden gar nicht zu beachten. Nur ein scharfer Beobachter, wie der Detektiv, konnte bemerken, daß sie das Mädchen, welches sie vor fünf Jahren aus dem Wege räumen wollte, wiedererkannt hatte. Eine plötzliche, über ihr Gesicht ziehende Blässe hatte es verraten.

»Evelyn,« sagte Lucille wieder, als sie sich vom ersten Schrecken erholt hatte. »Kennst du mich nicht mehr?«

Unbeweglich stand die Gebundene. Lucille näherte sich ihr, das Mädchen fühlte doch Mitleid mit jener, die es erst ins Elend gestürzt hatte; aber ihr Aussehen, das Gesicht mit blutigen Schrammen bedeckt, das Kleid mit dem Lehm der Straße besudelt, zeigten ihm, was dieselbe in der letzten Zeit durchgemacht haben mußte. Ein heißes Gefühl des Mitleides stieg plötzlich in dem Herzen des jungen Mädchens auf.

Es wollte Evelyn sanft die Hand auf die Schulter legen, es wollte ihr sagen, daß es ihr verzeihe, für sie bitten wolle, was sie auch gethan haben möge, da aber wandte sich jene mit einer solchen Gebärde des Abscheues ab, daß Lucille bestürzt zurückfuhr.

»Lassen Sie nur, liebes Fräulein!« unterbrach der Detektiv diese Szene. »Diese Person verdient es nicht, daß Sie sich mit ihr abgeben. Herr Hoffmann, bitten Sie Miß Lucille, daß sie

sich für einige Minuten aus dem Zelte begiebt, ich habe Ihnen einige Mitteilungen zu machen.«

Schweigend verließ Lucille das Zelt, im Vorbeigehen einen traurigen Blick auf ihre Verwandte werfend. Alle diese Vorgänge waren ihr ein Rätsel.

»Mister Sharp,« begann sofort nach ihrer Entfernung der Ingenieur, »erst einige Fragen: Wer ist dieser Indier?«

»Sir Williams, vom Bord des ›Amor‹,« antwortete Williams für sich selbst; er war merkwürdig ernst geworden, »die weitere Erklärung gebe ich Ihnen nachher. Fragen Sie weiter!«

»Gut! Wie kommt es, daß diese Dame so beschmutzt und arg zugerichtet ist?«

»Sie ist unterwegs einige Male vom Pferde gefallen,« antwortete der Detektiv rauh, »ich hatte keine Stricke bei mir, um sie festzubinden.«

Der Ingenieur warf dem Sprecher einen unfreundlichen Blick zu.

»Ihre Rücksichtslosigkeit scheint keine Grenzen zu kennen,« sagte er finster, »wenn das Weib auch eine Verbrecherin ist, so hätten Sie sie doch als Mensch besser behandeln sollen.«

»Rücksicht hin, Rücksicht her,« murrte Sharp, »es ist genug Zartgefühl von mir, daß ich für sie ein Pferd gestohlen habe. Fragen Sie diesen Herrn, ob vielleicht die Dame ihm gegenüber Rücksicht geübt hat?«

Er deutete auf Charles, der in Kürze erzählte, wie ihn der Detektiv vor Evelyns Dolch beschützt hatte.

»Was ist denn vorgekommen, daß diese Sachen alle passiert sind?« fragte Hoffmann verwundert.

»Sie haben uns mit Ihren Fragen aufgehalten,« entgegnete Sharp. »Der heutige Tag ist ein sehr ereignisvoller: Fort Sabbulpore ist von den Indiern genommen, das heißt, die auf ihm befindlichen Offiziere und englischen Soldaten sind von jenen überrumpelt worden, um Waffen für den Aufstand, der in einigen Tagen hier zuerst losbrechen soll, zu bekommen. Die englischen Herren vom ›Amor‹ und die Vestalinnen sind bei einem Jagdausflug von dem Rajah gefangen genommen worden und der Oberst und einige Offiziere mit ihnen. Wo sie sich jetzt befinden, werde ich nachher erfahren.«

Der Ingenieur mußte sich mit der Hand auf den Tisch stützen, so gelähmt war er durch diese Nachrichten, die der Detektiv im ruhigsten Geschäftstone vorbrachte.

»Was?« fragte er endlich, als er wieder Worte fand. »Und Sie haben es nicht verhindert?«

Der Detektiv brach in ein kurzes Lachen aus.

»Verzeihen Sie, Herr Hoffmann, aber Sie wissen nicht, was Sie sagen! Halten Sie mich vielleicht für einen Gott, daß ich alles wissen soll? Nein,« fuhr er ernst fort, »ich hatte wohl eine Ahnung davon, daß etwas in der Luft lag, eine kleine Empörung oder so etwas Aehnliches, aber ich wäre ausgelacht worden, wenn ich den Offizieren damit gekommen wäre. Gestern abend räumte ich den Schreibsekretär dieser – Dame, wie Sie sagen – aus und hoffte etwas Wichtiges in betreff einer Verschwörung zu finden. Aber die Papiere enthalten nichts davon. Dagegen habe ich jetzt Briefe in den Händen, welche beweisen, daß Evelyn Valois mit die Veranlassung gegeben hat, Lucille entführen zu lassen. Dieser Plan ging hauptsächlich vom Rajah aus, welcher den Oberst glühend haßt, und da Evelyn

dem Mädchen auch nicht wohlgesinnt war, überhaupt die Engländer haßt, dagegen mit den Indiern gemeinsame Sache macht, so beauftragte er sie mit der Ausführung des Mädchenraubes.«

»Wer beauftragte Sie, die Briefschaften Evelyns zu visitieren?«

»Niemand. Ich wußte aber, daß Sir Williams hier das Thun und Treiben des Rajahs, Evelyns u. s. w. beobachten sollte, um zu erfahren, wer die Veranlassung zu dem Verbrechen gegeben habe. Aus zweiter Hand erfuhr ich Lucilles Schicksal, und sofort ward mir klar, daß Evelyn dabei eine Hauptrolle spielte. Ich interessierte mich so für das Mädchen, daß ich beschloß, nähere Bekanntschaft mit ihm anzuknüpfen, was mir auch gelang. Allerdings habe ich gehofft, wichtige Sachen für mich in dem Schreibsekretär zu finden, aber es war nichts. Er gab nicht einmal genügend Zeugnis davon, daß sie bei der Verschwörung beteiligt ist, doch jetzt ist dies ja bewiesen.«

»Und die englischen Herren, die Damen, der Oberst? Wo sind sie?«

»Weiß nicht; diese wird uns darüber Auskunft geben. Sehen Sie, wie Sie sich schon darauf freut.«

Evelyn hatte ein höhnisches Lachen hören lassen.

»So erfüllen Sie also Ihr Versprechen?« sagte Hoffmann vorwurfsvoll. »Wollten Sie nicht immer Miß Petersen zur Seite bleiben?«

»Herr Hoffmann, das verstehen Sie nicht,« sagte der Detektiv kurz. »Die Jagdgesellschaft wurde überrascht – Widerstand war nicht möglich, das sah jeder ein, und so ergaben sich alle vorläufig in ihr Schicksal, und das war sehr richtig. Nur mir ge-

lang es, sich durch die Reihen der Angreifer zu schleichen, einer schoß nach mir, die Kugel streifte meine Schläfe, wie Sie hier sehen können, und ich ließ mich sofort wie tot hinfallen. Unglücklicherweise oder vielmehr glücklicherweise strauchelte ich dabei und stürzte in eine ziemlich tiefe Schlucht. Ein anderer hätte dabei sämtliche Glieder gebrochen, aber Nick Sharp brannte sich unten eine Pfeife an und rannte nach dem Fort, um die englischen Offiziere zu benachrichtigen. Jawohl! Da wäre ich aber schön hereingefallen; ehe ich es erreicht hatte, befand es sich in den Händen der Indier. Ich befreite noch Sir Williams, den ich gefangen wußte, nahm meine Geliebte gleich mit und eilte zu Ihnen, um Sie zu benachrichtigen und Ihnen Ratschläge zu erteilen. Sie sehen also,« schloß der Detektiv, »allwissend zu sein ist ganz hübsch, aber so weit hat es Nick Sharp noch nicht gebracht. Wäre ich mitgefangen worden, so könnten Sie noch einige Tage hier warten.«

Der Detektiv hatte sich nach und nach wieder in seinen alten Ton hineingeredet.

»Wo mögen unsere Freunde jetzt sein?« fragte der Ingenieur nach einigem Ueberlegen nochmals.

Der Detektiv deutete auf Evelyn.

»Fragen Sie bei dieser Adresse an.«

Wieder lachte Evelyn höhnisch auf, ein Zeichen, daß aus ihr nichts herausgebracht werden könnte.

Der Ingenieur ging auf sie zu und zerschnitt ihr die Banden.

»Miß Valois,« begann er, »geben Sie der Wahrheit die Ehre und beantworten Sie meine Fragen! Wohin hat der Rajah die gefangenen Mitglieder der Jagdgesellschaft gebracht?«

Es erfolgte keine Antwort. Hoffmann konnte bitten, oder befehlen, soviel er wollte, die festgeschlossenen Lippen öffneten sich nicht. Endlich wandte er sich achselzuckend ab und blickte fragend den Detektiven an.

Dieser hatte lächelnd dem erfolglosen Versuch zugeschaut.

»Herr Hoffmann,« sagte er, »bitte, gehen Sie und Sir Williams auf fünf Minuten aus dem Zelt; wenn Sie zurückkommen, will ich Ihnen alles Wissenswerte erzählen.«

Der Ingenieur zögerte, daun sagte er langsam:

»Gut, ich will gehen, aber bedenken Sie, daß Sie ein Mensch und keine Bestie sind!«

Er ging mit Sir Williams aus dem Zelt.

Charles sah jetzt erst, daß fast die ganze Besatzung des ›Blitz‹ hier versammelt war. Ueberall lagen die Männer, weiße, braune und schwarze um die Feuer herum, rauchten, schwatzten und lachten. Der junge Baronet hatte einst in Frankreich eine Gruppe lagernder Zigeuner gesehen, und denselben Eindruck machte jetzt die Gesellschaft auf ihn.

Beide gingen langsam zwischen den wenigen Zelten umher und hingen ihren Gedanken nach. Dann mußte Charles dem Ingenieur seine Erlebnisse während des letzten Tages erzählen, und Hoffmann wunderte sich nicht wenig bei Schilderung der Szene, die sich in Evelyns Schlafgemach zugetragen hatte. Als Charles das Liebesabenteuer des Detektiven erwähnte, konnte selbst der ernste Deutsche ein Lächeln nicht unterdrücken.

»Dieser Detektiv ist ein seltsamer Mensch,« sagte er. »Sein Leben achtet er gleich nichts, er geht seinem sicheren Tode mit einer Gleichgiltigkeit entgegen, als eile er zu einem Vergnü-

gen, und weiß ihm dann mit einer gewandten Bewegung im letzten Moment noch auszuweichen.«

»Ja, wenn er dafür bezahlt wird,« lachte Charles.

»Ich glaube doch, da irren Sie sich, Sir Williams. Nick Sharp ist ein Deutsch-Amerikaner, sein Vater ist ein Deutscher, wie er überhaupt gar nicht Sharp heißt, aber er giebt sich für einen Amerikaner aus, und als solcher prahlt er mit dem Prinzip, daß er nichts ohne Geld thue. Ich aber halte ihn vielmehr für einen guten Menschen, der das Herz auf dem rechten Flecke hat; wer ihn zum guten Freunde hat, kann in jeder Lage auf ihn zählen. Sein einziger Fehler ist nur, daß er von sich immer auf andere schließt, sein Körper ist wie von Stahl und Eisen zusammengesetzt, Nerven besitzt er gar nicht, und da er somit zu Strapazen und Ertragen von Beschwerden geeignet ist, oder vielmehr, weil er sie überhaupt gar nicht fühlt, so ist er gegen sich selbst im höchsten Grade rücksichtslos. Dasselbe aber, was er seinem Körper zutraut, verlangt er auch von anderen, und daher kommt es, daß er Zeichen von Schmerz, Ermüdung oder Angst bei anderen gar nicht bemerkt oder doch übersieht.«

»Möchte nur wissen,« meinte Charles, »wie er es anfängt, dieses Weib gesprächig zu machen. Soweit ich Evelyn kenne, wird sie ihren Mund nicht aufthun.«

»Glimpflich wird er mit ihr jedenfalls nicht umgehen,« erwiderte der Ingenieur.

Eben schallte ein gellendes Wehgeschrei durch das Lager, aus dem Zelte Hoffmanns kommend. Beide eilten dorthin, aber schon kam ihnen der Detektiv entgegen.

»Die Herren und Damen sind in die Berge geschleppt worden, um dort als Geißeln festgehalten zu werden. Alles, was zum Fort Sabbulpore gehört, der Oberst, seine Nichte, die Offi-

ziere dagegen werden nach Parahimbro geführt, dort will sich der Rajah speziell an seinem Feinde, dem Obersten, rächen.«

»Was haben Sie mit Evelyn gemacht?«

»Sie lebt und ist guter Dinge, ich war sehr höflich mit ihr. Fragen Sie sie selbst!«

Alle drei betraten das Zelt, und der Ingenieur, der zuerst hineinging, fuhr erschrocken zurück.

Auf dem Boden lag Evelyn. Das Gesicht krampfhaft verzerrt, die blau angelaufenen Lippen mit Schaum bedeckt – sie war tot.

Der Ingenieur blickte den Detektiven finster an, doch dieser war selbst über den Anblick, der sich ihm bot, sichtlich betroffen.

»Bei Gott, dem Allmächtigen,« sagte er dann feierlich und hob die rechte Hand zum Schwur empor, »ich bin an dem Tode dieses Weibes unschuldig. Wohl habe ich ihm die Antworten mit Gewalt herausgepreßt, aber an seinem Leben habe ich mich nicht vergriffen.«

»Dies hier wird das Rätsel lösen,« rief Charles, hob etwas vom Boden auf und reichte es dem Ingenieur.

Hoffmann nahm das Fläschchen und roch hinein. »Blausäure,« sagte er dann erschüttert. »Evelyn hat sich selbst gerichtet, um der irdischen Gerechtigkeit zu entgehen. Möge Gott ihr gnädig sein!« Er beorderte einige seiner Leute, die Leiche aus dem Zelte zu tragen.

»Sagen Sie Lucille nichts davon, meine Herren! Das arme Mädchen hat so schon Trübes genug erfahren. Was wollen wir aber nun zuerst beginnen? Mister Sharp, legen Sie uns Ihren Plan vor!«

»Ehe ich dies kann,« sagte der Detektiv und setzte sich, »muß ich erst mitteilen, was der Rajah zu thun beabsichtigt. Evelyn mußte mir alles erzählen. Der Jagdausflug mit den Geparden war natürlich nur darum unternommen worden, um einmal möglichst viele Offiziere, ebenso wie die Gäste, von dem Fort zu entfernen, welches an demselben Tage noch genommen werden sollte, und dann auch, um gleich ohne Blutvergießen in den Besitz von Geißeln zu kommen. Als letztere sollen die Gäste, Damen, wie Herren, dienen, während die Offiziere wahrscheinlich zu Parahimbro getötet werden sollen. Das Fort ist vom Rajah, der vom Rachegefühl gegen den Obersten vollkommen beherrscht wird, viel zu zeitig genommen worden; denn der Aufstand kann nicht losbrechen, solange der Rajah nicht von anderen indischen Häuptlingen davon benachrichtigt worden ist, daß auch sie dazu bereit sind. Trotzdem ist auch hierbei nicht ohne Ueberlegung gehandelt worden, denn Evelyn ist oder war vielmehr mit den Geschäften vollkommen vertraut, die der Oberst zu besorgen hatte. Sie sollte eine etwaige mißtrauische Frage des britischen Gouvernements, ob in Sabbulpore alles ruhig sei, befriedigend beantworten, sodaß man vollkommen in Sicherheit gewiegt wurde, bis an allen Ecken Indiens der Aufstand gleichzeitig losbrach.«

Der Detektiv sah eine kurze Zeit sinnend vor sich nieder, dann fuhr er fort:

»Was nun zu thun ist? Wie viele Leute haben Sie bei sich, Herr Hoffmann?«

»Vierzig Mann.«

»Gut, das genügt, um noch diese Nacht Fort Sabbulpore wiederzunehmen, und zwar still, unter Vermeiden jeden Aufsehens. Es gilt, den Rajah zu täuschen. Er muß von Parahimbro glauben, es sei noch in den Händen seiner Vertrauten, während es aber in den unsrigen ist; wir senden ihm beruhigende Nachrichten. Wenn ich Indisch sprechen könnte, würde ich dies selbst unternehmen, so aber muß ich mich nach jemandem anders umsehen, der als Bote zum Rajah geht.«

»Ich werde das thun,« unterbrach ihn Charles, »Sie putzen mich wieder als indischen Offizier heraus, ich werde dem Rajah schon etwas vorlügen.«

Der Detektiv nickte.

»Das würde gehen, doch wollen wir diesen Punkt erst besprechen, wenn Sabbulpore wieder in unserem Besitz ist. Haben wir dann auch den Rajah gefangen, so wird es uns ein Leichtes sein, den Aufenthalt der Geißeln zu erfahren und sie zu befreien. Für deren Leben bin ich nicht bange. Es ist jetzt elf Uhr, in zwei Stunden können Sie, Kapitän Hoffmann, mit Ihren Leuten vor Sabbulpore liegen, während ich inzwischen mit Sir Williams die Umgebung des Forts sondieren und eine Gelegenheit zum Eindringen ausspähen werde.«

»Aber Oberst Walton?« fragte der Ingenieur. »Wenn der Rajah seine Rache nun nicht verschiebt?«

»Er erreicht Parahimbro erst diese Nacht und wird schwerlich vor morgen früh etwas unternehmen. Bis dahin können wir ihm aber irgendwie eine Nachricht zukommen lassen, die das Leben des Obersten eines Geheimnisses wegen, das im Fort gefunden worden ist, als sehr wertvoll bezeichnet.«

Draußen hörte man die Wachtposten rufen. Stimmen erschallten, Fragen und Antworten wechselten. Das ganze Lager geriet mit einem Male in Aufruhr.

Charles horchte hoch auf; fast schien es ihm, als könne er Frauenstimmen unterscheiden. Mit einem Sprunge war er zum Zelt hinaus, gefolgt von dem Ingenieur und Nick Sharp.

Der Baronet hatte sich nicht getäuscht, als er wohlbekannte Stimmen zu vernehmen glaubte; dort zwischen den Frauen standen seine Freunde und neben ihnen die Vestalinnen.

Aber wie sahen sie aus! Die Kleider zerfetzt, über und über voll Blut; aber nicht nur Dornen schienen Gesicht und Hände zerrissen zu haben, vielmehr zeigte manches Antlitz die Spuren von Säbelhieben. Besonders die Männer wiesen viele Verletzungen auf, aber auch die Damen waren nicht verschont geblieben; Ellen trug den linken Arm sogar in einer Binde und schien vom Blutverlust ganz erschöpft.

»Harrlington!« schrie Charles und stürzte auf den Lord zu, der den Kopf mit einem Taschentuch verbunden hatte. »Mein Gott, sehen Sie mich doch nicht so furchtbar dumm an. Ich bin's ja, Charles.«

Er rannte von einem der Herren zum anderen, von Mädchen zu Mädchen, und versicherte Miß Thomson einmal über das andere, sie hätte ihm noch nie so gut gefallen, als wie mit dem blutigen Gesicht. Er war vor Freude außer sich, als er sah, daß niemand fehlte.

Mit wenigen Worten schilderte Harrlington, wie sie die ihnen mitgegebenen Wächter, die sie nach einem Schlupfwinkel in die Berge führen sollten, überwältigt und sich befreit hätten, und dann erfuhr er von dem Ingenieur den Verbleib der übrigen.

»In Parahimbro sind der Oberst und die Offiziere?« rief er. »Auf, meine Herren! Wer folgt mir? Der Felsen, auf dem diese ehemalige Burg liegt, gilt als unersteiglich, ich aber habe einst auf der Jagd einen Aufstieg gefunden, der nicht allzuviele Schwierigkeiten bietet.

»Noch ehe die Sonne am Horizont sich erhebt, will ich das alte Gerümpel in meiner Gewalt haben und den Rajah zur Verantwortung ziehen. Wer begleitet mich?«

Zehn der Herren, welche am wenigsten verwundet waren, boten sich sofort als Begleiter an; alle glühten vor Begierde, an dem treulosen Rajah Rache zu nehmen. Selbst einige der Damen wollten sich nicht davon ausschließen, darunter Ellen, aber Harrlington sagte:

»Sie haben heute schon genug geleistet; überschätzen Sie Ihre Kräfte nicht. Und Sie, Miß Petersen, können mit Ihrem verwundeten Arm gar nicht klettern. Begnügen Sie sich mit dem Triumph, daß Sie es waren, die den Anlaß zu unserer Befreiung gab.«

»Herr Chamäleon,« sagte Charles zu dem Detektiven, »suchen Sie sich einen anderen Begleiter zu Ihrer Spionage aus, ich bin für die Nacht bereits engagiert.«

»Werde auch ohne Sie fertig,« brummte Sharp, der eben mit wunderbarem Geschick einem der Mädchen einen Verband um die Hand legte. »Sie fangen doch sonst wieder mit einem Male an, Walzermelodien zu pfeifen!«

»Wann brechen Sie auf?« fragte der Ingenieur den Lord Harrlington.

»Sofort! Wir haben bis zum Abend in einem Gebüsch gelegen und sind vollständig ausgeruht,« entgegnete dieser. »Wann wollen Sie mit Ihren Leuten nach Sabbulpore marschieren?«

»Ebenfalls gleich, jede verlorene Minute ist unersetzbar.«

Die Herren, welche Lord Harrlington beim Ersteigen des Felsens begleiten wollten, wurden von Hoffmann mit Gewehren und Revolvern versehen, denn sie hatten nur wertlose Feuersteinflinten und indische Schwerter mitgebracht, dann entfernten sie sich ungesäumt unter des Lords Führung, um, wie er sagte, morgen früh gleich Raubvögeln über Parahimbro zu schweben, während der Ingenieur den Befehl gab, die Feuer zu löschen und die Zelte abzubrechen.

Nach einer Viertelstunde bewegte sich ein langer Zug durch den finsteren Wald der Festung Sabbulpore zu, in der Mitte die Vestalinnen und jene Herren, deren, wenn auch nur leichte, Verletzungen es nicht gestatteten, an dem Rachewerk gegen den Rajah teilzunehmen.

2. Der Kampf im Flusse

Als der überraschten Jagdgesellschaft von allen Seiten Mündungen von Gewehren entgegenstarrten, sahen die Herren sofort ein, daß Widerstand hier nichts half. Eine einzige, auf Geheiß des Rajahs abgegebene Salve hätte den Boden ringsum mit Toten bedeckt. Willig streckten die Gefangenen die Waffen und ließen es ruhig geschehen, immer von den mit angeschlagenen Gewehren auf den Felsen postierten Indiern, wenigstens hundert Mann, bedroht, daß man ihnen die Hände auf den Rücken band, den Herren sowohl, wie den Damen.

Ein einziges Mal noch blitzte in Lord Harrlington ein Hoffnungsstrahl auf, als am Eingange der Schlucht ein wildes Geschrei erscholl, Schüsse knallten und er den Ruf hörte, daß Jeremy, Horatios Bursche, entflohen sei. Unwillkürlich wollte er die Hände hinter dem Rücken, welche eben erst einmal vom Strick umschlungen waren, wieder auseinanderreißen, aber der vor ihm stehende Indier setzte ihm mit drohender Gebärde die Mündung einer Pistole an die Stirn. Was hätte es ihm und seinen Freunden geholfen, wenn er jetzt starb? Während des Transportes würde sich vielleicht eher als hier eine Gelegenheit zur Flucht bieten.

Außerdem sagte eben der herzukommende Abudahm, dieser elende Verräter, zum Rajah, er habe den Flüchtling mit eigener Hand erschossen. Er habe gesehen, wie derselbe in eine tiefe Schlucht gestürzt sei, zu der es keinen Abstieg gäbe. Also war auch diese Hoffnung, daß Jeremy Hilfe herbeihole, geschwunden.

Harrlington hatte keine Ahnung, daß Jeremy jener Detektiv war, den er mit der Beobachtung und dem Schutze Ellens betraut hatte. Er kannte zwar die seltsamen Gewohnheiten dieses Mannes und wußte, daß derselbe sich immer unter anderer Ge-

stalt demjenigen näherte, für den er sich interessierte, aber unter welcher Maske, das erfuhr selbst Harrlington niemals. Er hielt Jeremy wirklich für den Burschen des Kapitäns, für einen braven und ehrlichen, aber auch sehr beschränkten Menschen. Dennoch ruhte des Lordes einzige Hoffnung jetzt auf dem Detektiven, der Ellen sicher nicht aus den Augen gelassen hatte.

Ebenso wie Harrlington, zweifelten auch die anderen Gefangenen nicht daran, daß der Rajah einen Aufstand im Sinne habe, und um dabei sicher zu gehen, die Offiziere beseitigen und die Gäste derselben als Geißeln behalten wolle.

Bald versammelten sich der Rajah, Abudahm und alle indischen Offiziere, welche an dem Jagdausflug teilgenommen hatten, außer Hörweite der Gefangenen und hielten eine Beratung ab, nach deren Beendigung die bewaffneten Eingeborenen von den Wänden der Schlucht herabgerufen wurden.

Es waren, wie der erfahrene Harrlington sofort sah, nicht nur Eingeborene aus der Umgegend, sondern die Hälfte von ihnen hatte ihre Heimat in den Bergen, welche sich im Norden der Provinz Heiderabad erheben. Ihr Wuchs ist größer und stärker, als der jener Landbebauer, und dann unterscheiden sie sich auch durch die Waffen von letzteren. Während diese moderne Gewehre mit Bajonetten führen, tragen die Bergbewohner alte Feuersteinflinten und die gefährlichen, krummen Säbel, welche mit glatten oder ausgezackten Klingen von eingeborenen Waffenschmieden hergestellt werden.

Der Rajah und Abudahm ordneten den Zug, dessen Endziel natürlich keiner der Gefangenen kannte.

Voraus ritt der Rajah selbst, neben ihm Abudahm und die übrigen indischen Offiziere, sich eifrig unterhaltend. Ihnen schlossen sich die Eingeborenen von Sabbulpore an, welche zu Fuß gekommen waren, nun aber auf den Pferden der Gefange-

nen saßen und den Obersten, dessen Nichte Rosa und die übrigen englischen Offiziere scharf bewachten. Hinterher schritten die zur Jagd mitgenommenen Treiber, welche abwechselnd die aus Zweigen geflochtene Bahre trugen, auf welcher der noch immer bewußtlose Werden lag, und den Schluß endeten die Herren vom ›Amor‹ und die Vestalinnen, unter der Aufsicht der ebenfalls gleich den Gefangenen zu Fuß gehenden Bergbewohner. Es hatte sich zufällig so gefügt, daß Ellen mit dem neben ihr gehenden Wächter die letzte des langen Zuges war.

Eine Stunde mochte der Marsch schon gedauert haben, der meist immer zwischen Hügeln durchführte, als der voranreitende Rajah sein Pferd zügelte und mit seinen Begleitern eine lange Unterredung hielt. Sie mußten in irgend einem Punkte nicht übereinstimmen, denn namentlich Abudahm begleitete seine Rede mit lebhaften Gestikulationen, aber immer wieder setzte der Rajah dessen vorgebrachten Ratschlägen ein verneinendes Kopfschütteln entgegen.

Dann wurde der Anführer der fremden Indier, ein großer, muskulöser Mann, zu der Gruppe gerufen und mußte eine lange Auseinandersetzung anhören, worauf er zu seinen Leuten zurückkehrte und mit den von ihnen bewachten Gefangenen links in ein Hügelthal einbog, während der Rajah und seine Offiziere mit den gut bewaffneten Indiern und den gebundenen englischen Offizieren nach rechts abschwenkten.

Von Harrlingtons Herzen fiel eine Centnerlast.

Er hatte aus den Bewegungen Abudahms ganz richtig erraten, daß dieser äußerst mißtrauische Mann auf eine Trennung der gefangenen Gäste bestand, aber der Rajah aus irgend einem anderen Grunde nicht darauf eingehen wollte. Er nahm nur die

englischen Offiziere mit sich und überließ die übrigen der Wachsamkeit der Bergbewohner.

Ebenso wie Harrlington, atmeten auch dessen Gefährten erleichtert auf, als sie merkten, daß sie nicht voneinander getrennt werden sollten.

Nicht ein einziger war unter den Gefangenen, die jetzt wieder bergauf, bergab, durch Wälder und Wiesenflächen geführt wurden, der sich nicht mit den Gedanken abgequält hätte, wie eine Flucht möglich wäre. Aber nirgends war eine Möglichkeit dazu vorhanden: die Banden waren so fest geschnürt und die Stricke bestanden aus dickem Hanf, sodaß selbst der riesige Hastings sie nicht zu sprengen vermocht hätte. Außerdem waren sie waffenlos, ihre Jagdbüchsen hatten die Indier an sich genommen, und selbst wenn sie frei gewesen wären, war es doch keine so leichte Sache, die fünfzig kräftigen Indier, die alle gut bewaffnet waren, zu überwältigen.

Lord Harrlington war der erste, welcher versuchte, mit seinem Wächter eine Unterhaltung anzuknüpfen, und der braune Bursche, der sich langweilte, ging sofort darauf ein.

»Wohin werden wir geführt?« fragte ihn der Lord.

»Ich weiß nicht, Sahib, jedenfalls in die Berge.«

»Warum sind wir gefangen genommen worden?«

»Unser Rajah, der ein Freund von Skindia ist, hat uns fünfzig Mann hierhergeschickt, mit dem Geheiß, dem Skindia in allen Befehlen nachzukommen. Das haben wir auch gethan.«

»Fürchtet Ihr Euch nicht vor der Strafe, die Euch treffen wird, wenn das englische Gouvernement von unserer Gefangennahme hört?«

Der Indier lachte höhnisch auf.

»Die Engländer werden ihre Rolle hier bald ausgespielt haben,« entgegnete er, »in einigen Tagen erheben sich alle Indier mit einem Male, und sie werden das Häufchen Engländer wie einen Wurm zertreten.«

Also das war es, was diesen Rajah zu der Gefangennahme den Mut gab. Eben wollte Harrlington den Indier weiter ausforschen, als dieser von selbst in triumphierendem Tone fortfuhr:

»Noch heute fällt Sabbulpore, und mit ihm geraten alle darin befindlichen Offiziere und englischen Soldaten in die Hände des Rajah Skindia. Vielleicht weht schon jetzt die britische Flagge nicht mehr auf der Festung.«

Harrlington schrak zusammen.

Wie, also schon so weit war die Empörung gediehen? Er hatte gehofft, daß sich die Besatzung von Sabbulpore über das Ausbleiben der Jagdgesellschaft ängstigen und Nachforschungen anstellen würde, so aber war ihnen die letzte Aussicht genommen, durch andere als durch eigene Hilfe sich zu befreien. Wie aber sollte man dies anfangen?

Ohne Zweifel wurden sie alle in die Berge geschleppt, jede von ihnen hinterlassene Spur verwischt, und sie getrennt in Verstecken als Geißeln festgehalten. Jene Berge waren durchzogen von Höhlen, welche nur den dortigen Bewohnern bekannt waren.

Ebenso wie sie, wurden vielleicht in ganz Indien andere zu Geißeln gemacht, gingen die Engländer auf die ihnen gestellten Bedingungen ein, das heißt, räumten sie Indien, so wurden die Gefangenen freigelassen, nahmen jene aber den Kampf auf und

fiel dieser zu ihren Gunsten aus, so mußten die Köpfe der Geißeln unbedingt fallen. Das waren traurige Aussichten.

Finster schritt Harrlington neben seinem Wächter her. –

Auch Ellen hatte vergebens den Kopf angestrengt, ein Mittel zur Befreiung zu finden, es fiel ihr keines ein.

Da merkte sie plötzlich, wie ihr Wächter sie öfters längere Zeit aufmerksam betrachtete. Er mochte für das schöne Mädchen, zu dessen Schütze er auserkoren worden, Teilnahme, oder vielleicht mehr als das empfinden.

Sofort beschloß Ellen, darauf einen Fluchtplan zu gründen, denn wenn nur einer von den Gefangenen entflohen war, so war schon viel gewonnen.

»Sprichst du englisch?« fragte sie den Indier.

Er schüttelte verneinend den Kopf.

Das war schade, sonst hätte ihm Ellen etwas Interessantes erzählt, wodurch sie seine Aufmerksamkeit ablenken konnte.

So aber verging fast noch eine Stunde, ehe sie sich einen Plan zurechtgelegt hatte, nach dem sie ihre Befreiung und vielleicht auch die der anderen bewirken konnte.

Die Sonne stieg immer höher und sandte ihre glühenden Strahlen auf die Gefangenen, welche die Hitze nicht so gewohnt waren, wie die Eingeborenen.

Ellen begann leise zu stöhnen und sah, wie sie ihr Wächter wieder mitleidig betrachtete.

»O,« seufzte sie, »die Stricke schmerzen mich.«

Wieder stöhnte sie mehrere Male auf, um das Mitleid ihres Wächters noch mehr zu erregen. Sie versuchte etwas zurückzubleiben, und als letzte gelang ihr dies auch.

Der Indier wandte sich zu ihr und sprach sie an, aber leider verstand sie ihn nicht. Ellen begnügte sich damit, ein recht schmerzhaftes Gesicht zu ziehen und von Zeit zu Zeit zu jammern.

Da, fast konnte sie einen Freudenruf nicht unterdrücken, legte der Indier bedeutungsvoll den Finger auf den Mund, schaute sie an und zog das Messer aus dem Gürtel. Im nächsten Augenblicke fielen die Bande von Ellens Händen, aber er hielt sie noch zusammen und schaute das Mädchen an, eine Gebärde machend, die zum Schweigen mahnte.

Ellen hatte verstanden, sie sollte die Hände auf dem Rücken so liegen lassen, als wären sie noch gebunden, denn da sie die letzte im Zuge war, so konnte niemand diese ihr gewährte Freiheit bemerken.

Noch wußte sie nicht, wie sie eine Flucht bewerkstelligen konnte, aber schon betrachtete sie mitleidig den gutmütigen Burschen neben ihr; denn zur Erlangung der Freiheit war es jedenfalls nötig, daß er sein Leben lassen mußte. Vorläufig zögerte sie, irgendwelchen Gebrauch von ihren freien Händen zu machen, eine günstige Gelegenheit dazu mußte erst abgewartet werden.

Bei einer Biegung des Weges orientierte sie sich, wie die einzelnen Personen im Zuge verteilt waren. Gleich einer der ersteren war Lord Hastings, von diesem nur durch einen kleinen Zwischenraum getrennt, kam Lord Harrlington, hierauf Johanna, dann Miß Murray, dicht hinter dieser Hendricks, und der nächste vor ihr war John Davids, der zweite Steuermann des ›Amor‹, ein ruhiger, stiller Mann, welcher sich nur bemerk-

bar machte, wenn seine Dienste gebraucht wurden. Diese genannten Personen waren diejenigen, deren Stellung im Zuge sich Ellen merkte, denn von ihnen hoffte sie am meisten Unterstützung zu finden. Sehr froh war sie, daß gerade der besonnene und schnell entschlossene Davids vor ihr ging.

Da erglänzte in der Ferne der Spiegel eines breiten Flusses.

»Wenn wir diesen passieren,« dachte Ellen, »so ist dies der günstigste Augenblick, den ich zu einer Flucht finden kann. Die Wächter müssen beim Durchschreiten des Wassers in der einen Hand die Flinte, in der anderen die Pistole hochhalten, sodaß sie keine Hand frei haben. Ich bleibe etwas zurück, und in dem Augenblick, da der Wächter Davids beide Arme hochhält, stoße ich meinen Führer nieder, nehme ihm die Waffen ab und laufe dort in jenes Gebüsch. Das Plätschern des Wassers kann vielleicht meine Flucht unbemerkbar machen, wenn nicht, so werde ich mich auch etwaiger Verfolger zu erwehren wissen, und bin ich erst in Sicherheit, so ist schon viel gewonnen.«

Aber es sollte anders kommen, als Ellen gedacht hatte.

Am Ufer des Flußbettes hielt der Führer und besprach sich mit dem hinter ihm gehenden Indier. Dieser deutete auf eine nicht weit entfernte Stelle des Uferrandes, und sofort schritt ersterer darauf zu. Jedenfalls befand sich dort eine Furt, dachte Ellen.

Mit zusammengepreßten Lippen, alle Muskeln anspannend, aber die Hände immer noch auf dem Rücken, sah sie zu, wie einer der Wächter nach dem anderen ins Wasser schritt, das ihm bis zur Brust reichte, Flinte und Pistole hochhielt und neben seinem Gefangenen dem anderen Ufer zustrebte.

Nur noch acht Paare waren außer ihr am Land, Ellen überzeugte sich mit einem Seitenblick, wo das Messer ihres Wäch-

ters stak. Betrat Davids das Wasser, so mußte es in ihrer Hand sein, und der Leichnam seines Besitzers rollte den Abhang hinunter.

Doch, was war das?

Die ersten Gruppen hatten das jenseitige Ufer fast erreicht, da entstand in der Mitte des Flusses ein Getümmel, der Zug staute sich, und Ellen sah, wie Lord Hastings seinen Führer unter Wasser drückte und dessen Messer einem anderen herzueilenden Indier in die Brust stieß.

Dem herkulischen Lord war es gelungen, schon unterwegs seine Bande nach und nach zu lockern, und während das bis zur Brust reichende Wasser seine Anstrengungen verbarg, hatte er die Stricke völlig gesprengt.

Die am weitesten vorn befindlichen Wächter drehten sich um, die hinten im Wasser stehenden eilten nach vorn, um den kühnen Mann wieder zu bändigen. Auch Ellens Begleiter wollte ins Wasser springen, da aber riß eine Hand ihm das Messer aus dem Gürtel und stieß es ihm bis ans Heft in den Rücken.

Röchelnd brach er zusammen.

Im nächsten Augenblick fühlte Davids, wie seine Fesseln durchschnitten, wie ihm der Griff eines Schwertes in die Hand gedrückt wurde, und er hörte Ellens Stimme rufen:

»Erst die anderen frei.«

Jeder Schnitt löste die Stricke von zwei Händen. Was schadete es, wenn das scharfe Messer dabei das Fleisch streifte? Nur immer schnell von einem zum anderen geeilt und den Stahl kräftig über die Stricke gleiten lassen.

Um Hastings hatten sich fast alle die Indier geschart, den Wütenden zu bändigen; wer noch nicht zur Stelle war, eilte so schnell wie möglich dorthin, an die anderen Gefangenen dachte in diesem Augenblick niemand – die waren ja noch gefesselt.

Da wurden die Indier plötzlich von hinten umschlungen, die Messer wurden ihnen aus den Gürteln gerissen und ihnen in die Brust gestoßen; sehnige Finger legten sich mit eisernem Griff um die Kehlen der Ueberraschten, sie wurden unter das Wasser gedrückt, und nur ein Gurgeln verriet, daß soeben eine Seele dem Körper entflohen war.

Die entsetzten Wächter erkannten jetzt, daß alle Gefangenen frei waren; sie griffen nach den Waffen, aber zu spät. Mann gegen Mann standen sie sich schon gegenüber, kein Schuß ward hörbar, die Männer wie die Frauen kannten kein Mitleid. Wer von den Indiern den Dolch gegen einen waffenlosen Engländer zückte, der erhielt von diesem einen Faustschlag, daß er mit zerschmetterter Kinnlade im Wasser verschwand; wer gegen ein Mädchen die Pistole erhob, der sank im nächsten Augenblick mit einem Schmerzensschrei zurück. Nicht ein einziger der Indier erreichte das Ufer; das blutgefärbte Wasser schwemmte ihre Leichen mit fort.

Fünf Minuten hatte dieser Kampf nur gewährt, dann standen die Geretteten wieder am Ufer, zwar mit Wunden bedeckt, aber doch frei. Die Gefühle, die ihre Herzen erregten, als sie sich nun die Hände schüttelten, lassen sich nicht beschreiben.

Der erste, der an die Zukunft dachte, war Harrlington.

»Was nun?« fragte er seine Genossen. »Frei sind wir zwar, aber wir haben wenig Aussicht, uns lange dieser Freiheit zu erfreuen. Wie ich vorhin gehört habe, ist Fort Sabbulpore bereits

vom Rajah genommen, so können wir also dort keine Hilfe erwarten.«

»Was brauchen wir Hilfe?« entschied Ellen. »Wir sind fünfundfünfzig Personen, alle bewaffnet wenn auch schlecht. Unsere erste Pflicht ist, dem Rajah die Gefangenen abzujagen. Ich möchte doch diese Indier sehen, wenn wir einige Salven auf sie abgeben, sie würden unserem Angriff nicht lange stand halten.«

»Wir wissen aber nicht, wohin sich der Rajah gewendet hat,« entgegnete Harrlington dem feurigen Mädchen. »Nein, wir wollen erst das Fort Sabbulpore den Indiern wieder nehmen, unmöglich ist dies nicht. Die Feinde glauben uns weit entfernt und sich in Sicherheit, und wenn wir dann wie ein Gewittersturm bei Nacht hervorbrechen, so halten sie uns für englisches Militär, und die Ueberraschten werden nicht lange Widerstand leisten!«

»Aber der Oberst, Rosa und die gefangenen Offiziere?«

»Entweder sind diese bereits im Fort, oder wir erfahren doch wenigstens dort, wo sie gefangen gehalten werden.«

Alle übrigen waren mit diesem Vorschlag einverstanden und traten, nachdem sie sich die beim Kampf empfangenen Wunden notdürftig verbunden hatten, ohne Säumen den Rückweg an. Harrlington kannte die Gegend einigermaßen von früherher und diente als Führer.

Schnell, aber vorsichtig bewegte sich der Zug vorwärts, ebenso, wie vorhin ihre Wächter, um jedes Dorf einen großen Umweg machend, damit die Kunde von ihrer Befreiung und Rückkehr ja nicht vor ihnen nach Sabbulpore käme und somit ihr beabsichtigter Plan vereitelt würde.

Es war Nachmittag, als sie in der Ferne die Bergfestung liegen sahen, und es wurde beschlossen, bis zum Anbruch der Dunkelheit sich in einem mit Unterholz dicht bewachsenen Wäldchen verborgen zu halten und sich auszuruhen, um zu dem in der Nacht vorzunehmenden Wagnis Kräfte zu sammeln.

Harrlington bat zwar, die Damen möchten sich nicht bei der Ueberrumpelung des Forts beteiligen, sie könnten sich auch dadurch sehr nützlich machen, daß sie den Stürmenden den Rücken deckten, aber er wußte schon vorher, daß er dabei auf Widerstand stoßen würde. Nicht nur die Mädchen, sondern auch die meisten seiner Freunde verwarfen diese Bitte, ja, sogar Hastings, der sonst von den Fähigkeiten des weiblichen Geschlechtes etwas geringschätzend dachte, erklärte dem Lord ganz energisch, daß er seit dem Kampf im Fluß die Vestalinnen vollständig als ihm ebenbürtig betrachte und jede Zurücksetzung derselben als eine Beleidigung gegen sich selbst auffasse.

Als die Dunkelheit einbrach, rüsteten sich die Genossen zum Kampf. Noch einmal verbanden sie sich die Wunden, setzten die Waffen in stand und schlichen sich an das Fort heran. Ein richtiger Kriegsplan, wie sie einen heftigen Angriff mit List verbinden wollten, sollte erst kurz vor dem Beginn des Kampfes besprochen werden.

Plötzlich hemmten die Vorausgehenden ihren Schritt und deuteten nach einer bestimmten Stelle. Deutlich konnte man wahrnehmen, daß dort einige Feuer brannten, und beim Näherschleichen bemerkte man, daß man nicht, wie man erst annahm, Wachtfeuer von Eingeborenen vor sich hatte, sondern daß dort Gruppen von Weißen lagerten.

»Wer da?« hallte ein Ruf durch die Nacht.

Vor Harrlington sprang ein Mann auf und hielt das Gewehr gegen ihn.

Die Frage war auf englisch gestellt worden.

»Engländer,« entgegnete Harrlington freudig, »Gott sei Dank, wir treffen auf englische Soldaten.«

Wie waren sie aber erstaunt, als sie in einem der drei ihnen entgegenkommenden Männern Felix Hoffmann, den Kapitän des ›Blitz‹ erkannten, der hier mit vierzig Mann seines Schiffes lag!

Bald hatten sie sich verständigt; diejenigen der Engländer, denen die empfangenen Wunden am wenigsten hinderlich waren, brachen sofort unter Führung des Lord Harrlington nach Parahimbro auf, während sich die übrigen mit den Mädchen der Expedition Hoffmanns gegen die Festung von Sabbulpore anschlossen.

3. Vor den Kanonen

Noch herrschte im Walde Dämmerung; nur ab und zu stahl sich ein Strahl der goldigen Morgensonne durch das dichte Laub und ließ die Tautropfen an den Gräsern wie Diamanten aufblitzen, ein wundervoller Friede lag über der Natur, dessen Stille höchstens einmal durch das Zirpen eines Vogels oder auch den unartikulierten Schrei eines der vierbeinigen Waldbewohner Indiens unterbrochen wurde.

Jene Felsenburg, welche sich, von unten gesehen, wie ein am Abgrund hängendes Adlernest ausnahm, war dagegen schon vollständig den Strahlen der Sonne ausgesetzt, und schien auch deren belebende Kraft zu spüren.

Nicht wie in der Natur, in Wald und Feld, war hier etwas von Ruhe und Frieden zu bemerken; trotz der frühen Morgenstunde wandelten schon kriegerische Gestalten auf dem kleinen Burghof auf und ab; die Sonne ließ stählerne Helme und Brustpanzer erglänzen und spiegelte sich in den Kanonen, deren Mündungen überall durch Löcher in der Burgmauer in das unter ihnen liegende Thal lugten.

Das war das Sommerschlößchen Parahimbro, wie der Rajah Skindia den Engländern gegenüber diese Burg zu bezeichnen beliebte, eine Wohnung hoch in den Lüften, in deren kühlen Mauern er die heißen Sommermonate verträumen wollte, in Wirklichkeit aber eine starke Festung von Kanonen strotzend, und mit Munition, Lebensmitteln und allem Kriegsbedarf wohl versehen, sodaß sie jahrelang eine Belagerung hätte aushalten können.

Ihre Lage war eine vorzügliche. Die Geschütze beherrschten vollkommen den Eingang zum Thal, durch das der Weg nach Sabbulpore führte. Eine größere Abordnung von Soldaten

hätte auf keiner anderen Straße nach dieser englischen Festung gelangen können, denn dieselbe lag mitten in den Bergen, deren Pässe durch eine Handvoll Leute gegen ein ganzes Regiment hätte verteidigt werden können.

Natürlich hatten die Engländer erkannt, welch ein wichtiger Punkt dieses kleine Parahimbro für einen Gegner, der sich hier festsetzte, werden konnte, und alle Ueberredungskunst aufgeboten, vergebens bewilligten sie zum Ankauf die größte Summe. Skindia schlug alle Anerbieten kurzweg ab mit der Erklärung, diese Burg habe einst seinen Vätern gehört, und auf dieser Stelle wolle er sich ein neues Schloß bauen.

Wirklich begann er ein solches auszuführen. Aber die Mauern dazu nahmen eine Stärke an, als wären sie für einen Pulverturm bestimmt. Während der Nacht wurden auf dem schmalen Felspfad verhüllte Gegenstände emporgeschleppt, unter deren Gewicht die hölzernen Rollen stöhnten, und nicht alle der im Thale haltenden Wagen waren mit Holz und Steinen beladen, sondern oft trugen die Arbeiter stundenlang auf dem Rücken Kisten und Säcke den Berg hinauf.

War es dem Rajah gelungen, sich unbemerkt in Parahimbro eine kleine Festung zu schaffen, so war er somit in den Besitz eines uneinnehmbaren Platzes gekommen. Ein einziges Geschütz allein fegte mit einem Schuß den schnurgeraden Pfad, an dessen beiden Seiten der bodenlose Abgrund gähnte, rein; kein gegenüberliegender Felsen bot einen Punkt, wo ein feindliches Geschütz aufgefahren werden konnte, und von der Seite, wo dies möglich gewesen wäre, wurde die Festung von einer hoch emporsteigenden Felswand geschützt.

Parahimbro lag also nicht auf der Spitze eines Berges, sondern an der Seite desselben. Vor ihm öffnete sich die Tiefe, hinter ihm erhob sich die Wand, welche den Turm des Schlöß-

chens noch zwanzig Meter überragte und die nicht einmal ein Steinbock, geschweige denn ein Mensch erklimmen konnte.

Skindia und Abudahm befanden sich in einem Turmgemach, durch dessen kleine, runde Fenster man den Weg zur Festung übersehen konnte, der vom Thal bis zum Burgthor führte, wo er durch eine tiefe, künstlich erzeugte Kluft gehemmt wurde, die nur beim Niederlassen einer Zugbrücke den Weitergang erlaubte.

Beide waren sehr aufgeregt. Bald traten sie ans Fenster und blickten angelegentlich in die Ferne, als erwarteten sie sehnsüchtig jemanden, dann maßen sie wieder mit ihren Schritten die Länge des Zimmers.

»Wo bleibt nur Achmed?« fragte endlich der Rajah den jungen Indier in kriegerischem Kostüm.

Es war eine überflüssige Frage, denn Abudahm erwartete ebenso wie der Rajah den Ebengenannten. Es war dies die erst vor einigen Tagen neuangenommene Ordonnanz des Obersten.

»Ist der Bursche auch sicher?« entgegnete Abudahm. »Ich wunderte mich schon, daß du einem Manne, den du nicht weiter kennst, einen solchen Posten anvertrautest. Wer bürgt dir, daß er nicht zu den Engländern hält?«

»Ich glaube doch, daß er damals Majuba zum Schweigen gebracht hat, ist ein genügender Beweis seiner Treue zu uns,« war die Antwort Skindias. »Allerdings kenne ich ihn nicht, aber die Zeugnisse, mit denen er vom Rajah Dadur an mich gewiesen wurde, sprachen zu seinen Gunsten, und ich habe bis jetzt noch nie zu bereuen gehabt, ihm vollständig vertraut zu haben.«

Wieder trat eine lange Pause ein.

»Was hast du mit den Gefangenen vor, Skindia?« fragte der junge Indier endlich.

»Ich behalte sie als Geißeln, bis die Engländer die von uns gestellten Bedingungen bewilligen. Thun sie es, so sind jene frei, selbst mein Haß gegen Walton muß der Sache des Vaterlandes weichen; nehmen sie den Kampf auf, gut, so werde ich meinen Rachedurst befriedigen können.«

»Und warum nahmst du nicht, wie ich dir vorschlug, einige der amerikanischen Damen oder jener englischen Reisenden mit nach Parahimbro? Je mehr Geißeln du hier hast, desto besser für uns.«

»Es ist nicht gut, alle zusammen zu behalten, je getrennter sie untergebracht sind, desto mehr Sicherheit bietet sich uns, sie in Gewahrsam zu halten. Doch sage, Abudahm, was treibt dich dazu, ein solches Augenmerk auf diese Mädchen zu richten? Als wir uns gestern berieten, ob wir sie mit nach Parahimbro nähmen oder nicht, wurdest du bei meiner abschlägigen Antwort so aufgebracht, daß ich fast glaube, du hast einen anderen Grund, als nur den, die Mädchen hier als Geißeln festzuhalten.«

Der Rajah heftete seine Augen fest auf Abudahm, aber dieser lächelte spöttisch.

»Thorheit, Skindia, was anderes sollte mich dazu bewegen, als die Sorge für unsere Sicherheit? Endlich,« rief er dann aus und deutete dabei durch das Fenster auf den Pfad, »Evelyn hat ihn sehr spät geschickt.«

Nach einigen Minuten trat die frühere Ordonnanz des Obersten Walton ins Zimmer, jener Indier, den der Detektiv Williams zur Beobachtung empfohlen hatte.

Schweigend, mit finsterem Blicke blieb er an der Thür stehen.

»So sprich doch!« fuhr Abudahm ihn an. »Ist Sabbulpore in unseren Händen? Wir hörten doch die Schüsse knallen.«

»Wohl war es unser, die englische Flagge war in den Staub getreten, aber sie ist es nicht mehr; seit heute morgen flattert sie wieder vom Turme.«

»Was soll das heißen?« fragte der Rajah erschrocken. »Erkläre dich deutlicher, du sprichst in Rätseln!«

»Das soll heißen,« fuhr der Bursche zähneknirschend fort, »daß Sabbulpore wieder im Besitz der Engländer ist.«

»So haben sie sich wieder befreit?« stießen beide gleichzeitig hervor.

»Nein. Wir hatten die englische Besatzung des Forts überwältigt, es war unser, nur wenig Mühe haben wir dabei gehabt. Kurz zuvor wurde der indische Bursche des Kapitäns O'Naill – er war ein verkleideter Engländer – bei einem Verrate ertappt und gefesselt in einem Kellerraum gehalten. Von dort aus muß er auf eine mir unbegreifliche Weise entsprungen sein und –«

Der Bursche hielt inne.

»Und was?«

»Und Evelyn mit fortgeschleppt haben.«

»Evelyn?« rief Abudahm mit zitternden Lippen.

»Dann hat der Entsprungene Hilfe herbeigeholt und mit List – kein Schuß ist dabei gefallen – uns die Festung wieder abgejagt. Unsere Soldaten liegen gebunden im Burgverließ.«

»So ist ein Teil meines Planes zu nichte geworden!« stöhnte der Rajah.

»Wer waren die, die die Burg gestürmt haben? Doch unmöglich englische Soldaten?«

Achmed lachte höhnisch, er schien sich an dem Schrecken der beiden zu weiden.

»Nicht englische Soldaten waren es, die meisten waren Weiber, jene Mädchen, die Ihr gestern gefangen haben wollt.«

Der Rajah und Abudahm sahen sich entsetzt an. Wollen denn diese schlimmen Nachrichten gar nicht aufhören? So wären also alle Mühen und Vorbereitungen völlig umsonst gewesen?

»Sprich weiter, Unglücksbote! Waren die Weiber allein? Wie entkamst du? Warum kommst du erst jetzt, da die Sonne bereits hoch am Himmel steht?«

»Nur meiner Schlauheit habe ich es zu verdanken, daß nicht auch ich als Gefangener in die Hände der Sieger fiel. Gewiß ist es, daß jener verkleidete Indier die Männer und Weiber getroffen hat, welche sich auf irgend eine Weise befreit haben, nach dem Fort zurückkehrten, und uns nur wenige Stunden darnach wieder daraus verjagten. Die Wachen wurden lautlos überrumpelt, der Burgwall überstiegen, und ehe unsere Brüder nur nach den Waffen greifen konnten, lagen sie schon mit gebundenen Armen am Boden. Ein Zufall war es, daß ich den Eindringenden entgangen bin, obgleich gerade nach mir, wie ich fest glaube, eifrig gesucht wurde.«

»Evelyn ist verschont geblieben?« fragte Abudahm.

»Die ist wohl aufgehoben. Und nun der Grund, warum ich mich so verspätet habe! Ich eilte während der Nacht hierher; da führte mein Weg mich durch einen Wald, und wie ich über eine vom Mond beschienene Blöße rannte, bemerkte ich plötzlich einen frisch aufgeworfenen Erdhügel. Es war nicht nur Neugier, die mich zwang, ihn zu öffnen, eine Ahnung gab es mir ein, und was glaubt Ihr, wessen Leiche ich dort in der Erde eingescharrt gefunden habe?«

»So sprich doch, war es einer deiner Kameraden?«

Der Indier schüttelte den Kopf und sagte, die Augen fest auf Abudahm gerichtet:

»Evelyn.«

Waren die beiden schon vorher wie niedergeschmettert gewesen, so brachen sie jetzt unter der Last der neuen Hiobsbotschaft, daß Evelyn, eine Hauptstütze der angezettelten Verschwörung, getötet worden sei, jedenfalls aber erst, nachdem sie alles verraten, völlig zusammen. Mit glanzlosen Augen sahen sich die zwei Indier an.

Endlich sagte Abudahm mit tonloser Stimme:

»So ist keine Aussicht auf Rettung mehr vorhanden.«

»Nein,« rief plötzlich der Rajah mit wildem Jubel, »zu Ende ist unsere Herrschaft, unser Befehlen hat aufgehört. Nicht lange wird es dauern, so wird man die Söhne der einstigen Herrscher Indiens gefesselt vor das Tribunal führen, weil sie ihr Land befreien wollten. Aber noch eine süße Stunde wartet meiner; ist alles verloren, so will ich wenigstens die Gefangenen zur Hölle schicken.«

Er gab Achmed den Auftrag, dieselben auf den Burghof führen zu lassen, und besprach sich inzwischen noch mit Abudahm.

»Sagte ich es nicht, Rajah,« begann dieser, aus dessen Gesicht jeder Blutstropfen gewichen war, »daß du viel zu voreilig gehandelt hast, als du das Fort Sabbulpore nehmen ließest? Alles wäre gelungen, niemand hätte einen Argwohn gefaßt, wenn du ruhig gewartet hättest, bis wir die Nachricht bekamen, daß auch die übrigen Rajahs zum Aufstand bereit seien. Aber nein, du konntest die Zeit nicht erwarten und hast alles, alles vernichtet.«

»Die Gelegenheit war zu günstig,« entgegnete Skindia, »den größten Teil der Offiziere in die Hände zu bekommen, sowie möglichst viele Geißeln zu machen. Sage selbst, war die Einnahme des Forts und die Uebergebung der Geschäfte des Obersten an Evelyn nicht ein kluger Plan von mir? Nur diese verfluchten Fremdlinge haben ihn zerstört!«

»Was aber nun?«

»Es ist aus,« rief der Rajah verzweifelt und stampfte mit dem Fuße den Boden, »wir haben unsere Rolle ausgespielt. Wir wollen unser Leben so teuer wie möglich verkaufen, und wenn die Rotjacken Parahimbro stürmen, so soll noch mancher von ihnen Indiens Boden mit seinem Blute färben.«

»Welches ist unser Los, wenn wir uns ergeben?«

Der Rajah lachte grimmig auf.

»Schmach und Schande! Aber ehe dies geschieht, fliegt Parahimbro in die Luft; kein Stein soll den Engländern übrig bleiben. Doch wird noch einige Zeit vergehen, ehe ein Angriff möglich sein wird; mindestens sechs Tage müssen verstrei-

chen, ehe Militär hier erscheinen kann, und bis dahin werde ich mein Möglichstes thun, die trägen Häuptlinge zur Eile aufzumuntern. Jetzt laß uns in den Burghof gehen, der Anblick des gefesselten Obersten soll meinen Augen wohlthun. Ha, wie will ich mich weiden an seiner ohnmächtigen Wut!«

Sie gingen.

Auf dem Hofe standen fünf englische Offiziere, die Hände auf dem Rücken gebunden, unter ihnen Oberst Walton und Kapitän O'Naill.

Man hatte sogar den verwundeten Leutnant Werden nicht vergessen, er lag auf der Bahre, die neben der hohen Brüstung stand.

Rosa war frei. Bald eilte sie zu ihrem einstigen Beschützer, Oberst Walton, der ihr der zweite Vater geworden, und sprach ihm Trost zu, dann ging sie wieder zu Werden zurück, der nur ihr es zu verdanken hatte, daß er noch am Leben war.

»Mut, Leutnant,« sagte sie zu ihm, »unsere Lage ist nicht so schlimm wie sie aussieht. Wir werden nur als Geißeln hier behalten, um den indischen Offizieren Sicherheit zu bieten, wenn sie mit den unsrigen unterhandeln. Wenn wir entlassen werden, sind Sie wieder gesund und können den ersten Kampf bestehen, nach dem sie sich so sehnen.«

Schmerzlich lächelnd hatte der junge Offizier den Worten des Mädchens zugehört, das seine eigene Lage vergaß, um ihn zu trösten; er war sich über das Schicksal, das ihrer wartete, nicht unklar.

»Miß Walton,« entgegnete er, »wenn Sie von jemandem Abschied nehmen, und Sie wissen, daß er nicht wiederkommt, machen Sie ihm dann Hoffnung auf ein Wiedersehen, sodaß er

dieses stets herbeisehnt und immer umsonst, oder sagen Sie ihm nicht vielmehr für immer Lebewohl?«

Das junge Mädchen hatte ihn verstanden. Sie barg das Gesicht in ihren Händen und begann zu schluchzen.

Der junge Mann legte leise den unverletzten Arm um ihre Taille.

»Ich weiß, Rosa,« fuhr er fort, »daß wir uns beide schon längst geliebt haben, wenn wir auch nie den Mut fanden, es uns zu sagen. Die letzte Stunde meines Lebens will ich noch dazu benutzen, dir dieses zu gestehen. Ja, ich liebe dich, Rosa, und der Tod soll meine Liebe zu dir nicht aufhören machen. Sage mir nur ein Wort, kein Wort des Trostes, ich bedarf seiner nicht, aber ein Wort der Liebe!«

»John,« schluchzte das Mädchen. Es kniete neben der Bahre nieder und küßte wieder und wieder den bleichen Mund. »Sprich nicht so, jetzt soll ja unser Leben erst beginnen, und du sprichst vom Tode. Was ist denn weiter, wenn wir gefangen gehalten werden; einmal müssen sie uns doch freigeben!«

»Ich glaube es nicht; der Rajah ist nicht der Mann, der seine Gefangenen freigiebt, wenn er nicht Vorteil davon hat. Und, Gott sei Dank, unser Vaterland weiß, daß wir uns lieber Mann für Mann hinschlachten lassen, ehe wir einwilligen, daß es unseretwegen auf unverschämte Bedingungen einginge.«

Der junge Offizier hatte die letzten Worte stolz ausgerufen, dann fuhr er wieder wehmütig fort:

»Also darum, mein liebes Mädchen, wollen wir uns keine Hoffnung machen. Ich kenne den Rajah und weiß, daß uns der Tod beschieden ist.«

Das junge Mädchen neigte sich zu dem Ohr des Verwundeten:

»Wenn uns das Leben nicht vereinen kann, dann sterben wir zusammen,« flüsterte sie zärtlich.

Werden drückte ihr mit einem glücklichen Lächeln die Hand.

»Sieh', Rosa!« sagte er dann. »Der Oberst will dich sprechen. Auch er will Abschied von dir nehmen, denn nicht umsonst hat uns der Rajah auf den Burghof führen lassen.«

Seufzend blickte Werden dem Mädchen nach, als es zum Obersten ging.

Diesen eben erlebten Augenblick hatte er sich lange ersehnt, oft ihn sich ausgemalt; nun war er endlich da, aber ach! unter welchen Verhältnissen! Denn kaum hatte er sein Glück gefunden, so mußte er es schon wieder verlieren.

»Rosa,« sagte der Oberst zu seinem Liebling, »die Zeit ist kurz, welche wir für uns übrig behalten. Gieb dich nicht mit thörichten Hoffnungen ab, mein Kind! Versuche nicht, mich zu trösten! Ich kenne den Rajah Skindia, er wird unser Leben nicht schonen, und am wenigsten das meinige, denn er haßt mich und hat schon lange auf eine Gelegenheit gewartet, seinen Rachedurst an mir zu stillen. Wenn jemand verschont bleiben soll, so bist du es; vielleicht erheben einige der indischen Offiziere Einspruch, wenn er auch dich seinem Hasse gegen mich opfern will. Doch sprich, was hattest du vorhin mit Leutnant Werden, Rosa?«

Weinend warf sich das Mädchen an des Obersten Brust.

»Wir lieben uns, Onkel, erst jetzt haben wir es uns gestanden.«

Die Augen des alten Offiziers füllten sich mit Thränen.

»So wird er der glücklichste von uns Männern sein, die aus dem Leben scheiden müssen. Gott will es, daß der Tod das auseinander reißt, was das Leben im letzten Augenblicke zusammenfügte, vertraue ihm, und sei ihm auch dafür dankbar.«

»Ich will und kann nicht glauben,« rief Rosa außer sich, »daß der Rajah etwas Schlimmeres mit uns vor hat, als uns gefangen zu halten. Was haben wir ihm gethan? Hat er nicht in unserem Hause verkehrt, haben wir ihn nicht stets wie einen lieben Freund behandelt, ihn und die anderen seiner Offiziere? O, der unerbittliche Krieg!«

»Der Rajah kommt und Abudahm,« sagte der Oberst bitter, »du wirst gleich hören, welche Freunde wir an ihnen gehabt haben.«

Der Rajah und sein Begleiter traten aus dem Turme.

Langsam, die Arme über die Brust gekreuzt, schritt ersterer auf den Obersten zu. Er hätte ihn schon vorher sprechen können, es aber bis jetzt noch nicht gethan; alles, was dieser Mann seinem Feinde sagen wollte, hatte er für einen Moment aufgehoben, und dieser war jetzt gekommen.

Höhnisch lachend blieb er vor dem Gefaßten stehen.

»Oberst Walton,« begann er, »endlich ist die Stunde gekommen, da ich mit Dir Abrechnung halten kann. Weißt du, was mich dazu trieb, dich bis zum Tod zu hassen, dem du jetzt nicht entgehen wirst?«

Diese Frage hatte der Oberst erwartet.

»Ich weiß,« entgegnete er kalt, »daß ich dich einst ins Gesicht schlug, weil Du mich beleidigtest. Eine andere Handlung,

welche ich vor meinem Gott nicht verantworten könnte, habe ich nicht an Dir begangen.«

Wütend fuhr der Rajah auf. Das wollte er nicht hören, denn seine Offiziere standen um ihn herum und erfuhren so, daß er von dem Obersten gezüchtigt worden war.

»Lügner!« donnerte er.

»Du bist ein Lügner,« entgegnete ruhig der Oberst, »deine Behauptung, ich hätte deine Braut verführt, war eine Lüge. Nie hatte dir Lucille angedeutet, daß sie Dein Weib zu werden begehre, ja, sie hat mir oft gesagt, wie sehr sie dich verabscheute. Mit welchem Recht willst du also deine Behauptung verfechten, mit welchem Recht überhaupt Lucille deine Braut nennen?«

»Genug davon,« sagte der Rajah, dem es unangenehm war, in Anwesenheit seiner Leute Wahrheiten hören zu müssen, welche er nicht widerlegen konnte, »hier ist nicht der Platz, über diese Sachen zu sprechen.«

»Weshalb hassest du mich sonst?«

»Ich hasse Dich, wie jeden anderen Engländer, der in unser Land kommt, meine Brüder unterdrückt, aussaugt und sie in Armut zurückläßt, wahrend er selbst als reicher Mann dann in seine Heimat zurückkehrt und dort das Zusammengescharrte verpraßt. Mit welchem Rechte, frage ich dich nun, thut ihr dies?«

Ein beifälliges Gemurmel lief durch die Reihen der zuhörenden, indischen Soldaten; der Rajah wußte, wie man am leichtesten deren Unwillen erregen konnte.

Aber auch der Oberst schwieg verlegen; der Rajah hatte eine Frage gestellt, über deren Lösung so mancher Staatsmann

und Gelehrte sich bereits den Kopf zerbrochen, und er war kein Grübler. Der Königin hatte er geschworen, mit Leben und Blut ihr Eigentum zu verteidigen, und sie war Kaiserin von Indien, also war es seine Pflicht, gegen diejenigen zu kämpfen, welche Englands Oberhoheit nicht anerkennen wollten.

»Sieh da,« frohlockte der Rajah, »du selbst findest keine Antwort auf meine Frage, obgleich du seit Jahren nicht nur zugesehen, wie wir Indier geknechtet worden sind, sondern uns selbst als Kerkermeister bewacht hast.« Wieder entstand ein Gemurmel unter den Leuten, diesmal aber war es ein unwilliges. Der Rajah hatte seine Soldaten, auch die Offiziere bald soweit, wie er sie haben wollte, das heißt, bald mußten sie selbst den Tod der Offiziere verlangen.

»Habt ihr, du und deine Offiziere, nicht selbst der Kaiserin von Indien Treue geschworen,« fragte der Oberst, »du und deine Leute? Warum thatet ihr es, wenn ihr sie nicht als eure Gebieterin anerkennen wolltet?«

»Nennt sie nicht unsere Gebieterin,« brauste der Rajah auf, »sprich nicht von einem Schwur! Leisteten wir einen, so war er erzwungen, erpreßt mit einem Entweder oder, es hieß, entweder ihr leistet den Schwur und bleibt in eurer alten Würde und in euren alten Rechten, oder ihr werdet davon enthoben und bekommt ein Gnadengehalt, durch das ihr euch den Schein der mildthätigen Gerechtigkeit geben wolltet.«

Die Entrüstung der Umstehenden wuchs; seit langem hatten sie keine solche Gelegenheit gehabt, ihren Unwillen gegen die Engländer zu zeigen.

Der Oberst hielt es für unter seiner Würde, noch eine Antwort zu geben; seine Aufmerksamkeit wurde von etwas anderem in Anspruch genommen.

Er irrte sich nicht in seiner Wahrnehmung, im Walde blitzte es ab und zu zwischen den Büschen auf. Was mochte das sein? Bald hier, bald da, bald mehrmals an einer Stelle, dann wieder dicht daneben.

Der Oberst stand ebenso, wie die anderen Gefangenen mit dem Rücken der Felswand zugekehrt, die Indier dagegen um sie herum, sodaß sie den Wald nicht beobachten konnten. Der Offizier blickte seine Genossen an, ob auch sie die gleiche Wahrnehmung gemacht hätten, aber dieselben sahen teilnahmlos vor sich hin – doch ja, Horatio richtete plötzlich sein Auge auf den Obersten, und beide sahen sich einen Moment verständnisinnig an, auch er war auf die blitzenden Strahlen aufmerksam geworden.

Die beiden Offiziere wußten, was dieselben bedeuteten, es waren die von blanken Waffen reflektierten Sonnenstrahlen.

Doch ihnen persönlich konnte es nichts mehr nutzen, wenn auch dort ein ganzes Regiment von Soldaten gestanden hätte. Durch Sturm war Parahimbro nicht zu nehmen, selbst wenn die Mauern in Grund und Boden geschossen wurden, und der Indier stirbt lieber, ehe er sich gefangen giebt.

Hoffnungsvoll hefteten bald alle Gefangenen, nicht nur der Oberst, ihre Augen auf den Waldessaum. Ihr Gesichtsausdruck war ein so überraschter, daß sich auch die Indier umdrehten und in Rufe der Verwunderung ausbrachen.

Eben betrat ein Mann den schmalen Felsenpfad, scheinbar zu einem Spaziergang, waffenlos und einfach wie ein Reisender gekleidet. Ohne nur einmal den Schritt zu hemmen, ging er ruhig weiter, bis er etwa fünfzig Meter vor der Zugbrücke stehen blieb und den Arm erhob, zum Zeichen, daß er sprechen wolle. Er selbst konnte die im Fort Befindlichen nicht sehen,

dazu war die Mauer zu hoch, aber sie konnten ihn durch die Kanonenpforten beobachten.

»Was will der Mann?« fragte der Rajah erstaunt. »Ein Faringi hier und waffenlos! Will er uns einen Besuch abstatten? Fast scheint es so! Laßt die Zugbrücke nieder, ich werde mit ihm sprechen.«

Rasselnd fiel die Zugbrücke herab, und der Rajah trat vor.

»Bist du der Rajah Skindia?« fragte ihn der Fremde auf englisch.

»Ich bin's, was geht es dich an?«

»Du hast die englischen Offiziere von Sabbulpore in diesen Mauern?«

»Ja, doch nochmals, was kümmert es dich? Bist du ein Engländer?«

»Nein, ich bin kein Engländer; aber jene Offiziere sind meine Freunde. Du hast sie zu einer Jagdpartie eingeladen, und sie sind nicht wieder nach dem Quartier zurückgekehrt. Warum nicht?«

»Weil sie meine Gefangenen sind. Und sie werden auch nicht wieder dahin zurückkehren,« antwortete der Rajah, den diese Unterhaltung, ebenso wie die anderen indischen Offiziere mehr belustigte, als ärgerte.

»Du hast sie hinterlistig gefangen genommen, ohne daß du es verantworten könntest. Ich verlange meine Freunde von dir, nichts weiter! Was du sonst gethan hast, geht mich nichts an.«

Der Rajah lachte laut auf.

»Du scheinst einer jener Reisenden zu sein, welche die Sonne Indiens nicht ertragen können und durch dieselbe auf allerhand seltsame Gedanken gebracht werden.

»Gehe heim, lieber Mann, und kühle deinen Kopf.«

Der andere blieb ungerührt durch diesen Spott.

»So wisse denn, Rajah Skindia,« sagte er und zog seine Uhr hervor, »daß ich dir eine halbe Stunde Bedenkzeit gebe. Ist die Frist verstrichen, und meine Freunde gehen nicht als freie Männer, mit den Waffen, die du ihnen genommen hast, über die Zugbrücke, so nehme ich die Festung im Sturm.«

Er drehte sich um und ging ruhig den Weg zurück, begleitet von dem unaufhörlichen Gelächter der Indier, bis er im Walde wieder verschwand.

»Er ist verrückt,« sagte achselzuckend der Rajah und wandte sich wieder dem Obersten zu. Er war jetzt ärgerlich darüber, daß die Dazwischenkunft des Fremden bei seinen Leuten eine heitere Stimmung hervorgerufen, er hatte das Gegenteil derselben erzielen wollen.

»Nun wieder zu dir,« begann er, »du hast –«

Ein Geschrei unterbrach ihn. Einige Soldaten waren auf die Mauer gesprungen und zeigten mit der Hand nach dem Waldrand, und was man da unten sah, war allerdings geeignet, Bestürzung bei den Indiern, Freude bei den Gefangenen zu erwecken.

Eben kam der Fremde wieder aus dem Walde und hinter ihm, o Wunder, folgten etwa vierzig Männer in Reih und Glied geordnet, das Gewehr vorschriftsmäßig über der Schulter und an der Seite einen Hirschfänger. Gekleidet waren sie in graue Leinwandanzüge und auf den Köpfen trugen sie breitkrempige

Strohhüte. Am Fuße des Weges kommandierte der mit einem Degen bewaffnete Führer etwas, und gleichmäßig wurden die Gewehre abgenommen und bei Fuß gesetzt.

Die besten Soldaten hätten nicht besser exerziert.

Die Gefangenen konnten sich diese Erscheinung nicht erklären. Daß Fort Sabbulpore in die Hände des Rajahs gefallen war, hatten sie heute schon unzählige Male hören müssen, aber nicht, daß es ihm bereits wieder abgejagt worden war, ebensowenig, daß sich die anderen Gefangenen befreit hatten. Ueber das eine aber waren sie sich klar, daß die dort – es mochte wohl irgend eine Gesellschaft von Reisenden sein – eine große Thorheit begingen, wenn sie das Fort wirklich stürmen wollten, sie mußten keine Ahnung von der Befestigung Parahimbros haben, denn selbst wenn ihre Zahl zehnmal größer gewesen wäre, hätte doch keiner die Hälfte des Weges lebend zurückgelegt. Den Fremden kannten die Engländer nicht.

Den Indiern entlockte der Anblick dieser Vorbereitung der Leute erst ein Hohngelächter, dann aber entrang sich ihnen ein Wutschrei.

Jedenfalls waren diese Männer verkleidete Soldaten, vielleicht die befreiten Engländer, und im Walde steckten noch einige hundert zu ihrer Unterstützung. Ihre Vermutung, daß die englischen Fremden dabei waren, bestätigte sich, als zwischen den Bäumen einige helle Frauengewänder sichtbar wurden.

»Mögen die Thoren kommen!« rief der Rajah, der jetzt die Leute in der Stimmung glaubte, in der er sie haben wollte. »Vor die Kanonen mit den Gefangenen, wir wollen sie ihren Freunden entgegensenden!«

Ein Jubelschrei begrüßte diesen Befehl, nicht einer war unter den Indiern, der ihn nicht gern gehört hätte.

Die Gefangenen waren Männer, deren Degen schon oft das Blut von Rebellen gefärbt hatte; sie glaubten keine Todesfurcht mehr zu kennen, aber jetzt durchlief doch ein Schauder ihren Körper, aber ihre Mienen blieben unbeweglich.

Im Nu waren sie von den Indiern ergriffen, die Kanonen wurden etwas zurückgezogen, und im nächsten Augenblick waren vor fünf Rohre, deren Mündungen in der Richtung des Weges zeigten, ebensoviele englische Offiziere gebunden.

»Onkel!« schrie in herzzerreißendem Jammer Rosa und wollte an die Brust des alten Mannes stürzen.

Mit roher Faust wurde sie beiseite geschleudert, sodaß sie dicht vor der Bahre des verwundeten Werden zu Boden fiel.

»John,« rief sie weinend und schlang die Arme um den Hals des Leutnants, »giebt es denn noch einen Gott, daß so etwas geschehen kann? Bleibt die Sonne denn noch wirklich am Himmel stehen? John, mein lieber John, sag' mir, daß ich nur träume, oder ich werde wahnsinnig!«

Des jungen Mannes Augen füllten sich mit Thränen, stöhnend richtete er sich halb auf, die Fäuste geballt.

»Mein Gott,« knirschte er, »warum muß ich hier als elender Krüppel hilflos liegen und zusehen, wie meine Kameraden sterben? Warum kann ich nicht mit ihnen den Tod finden?«

Kraftlos brach er wieder zusammen.

»Clarence,« murmelte Horatio unhörbar, »lebe wohl, meine süße Braut, bis wir uns einst wiedersehen werden.«

Unterdes war unten am Wege der Fremde vor den Reihen der etwa vierzig Mann auf- und abgegangen und hatte manchmal nach der Uhr gesehen. Jetzt zog er den Degen und kommandierte, die Flinten wurden auf die Schultern genommen, und die Leute schwenkten ab, um zu zweien den schmalen Weg zu beschreiten, voran der Fremde, den bloßen Degen in der Hand.

Da kam auch noch Unterstützung aus dem Walde – doch nein, es waren nur Frauen, welche sich den Sektionen anschlossen. Alles ging so gemütlich vor sich, als gälte es, einen Spaziergang nach einem Aussichtsthurm zu unternehmen. Die Entfernung war noch viel zu weit für eine Flintenkugel, aber nicht für eine Granate.

»Sie sind es,« rief der Rajah, »die Engländer, welche sich befreit haben und ihre Gefährtinnen. Diesmal werden sie uns nicht entgehen.

»An die Geschütze!«

Die mit der Bedienung der Kanonen betrauten Indier sprangen auf ihre Posten, je einer ergriff eine Abzugsleine, bei deren Ruck der Zünder der Granate aufflammt und diese dem Rohr entfliegt.

Rosa vergrub ihr Gesicht an der Brust des jungen Leutnants, im nächsten Augenblicke mußte der Donner der Geschütze die Festung erbeben machen, die Körper seiner Kameraden wurden in Atome in die Luft geschleudert und jene wagehalsigen Fremden deckten als zerfetzte Leichen den Weg.

Aber die erwartete Katastrophe blieb aus.

Noch ehe der Rajah seinen Mund zum Kommando ›Feuer‹ öffnete, ertönte der peitschenähnliche Knall einiger Büchsen,

und wie vom Blitz getroffen sanken die an der Abzugsleine stehenden Soldaten zu Boden.

Entsetzt schauten sich die Indier an. Wer hatte gefeuert, welche von ihnen? Die abergläubischen Indier getrauten sich nicht, sich zu rühren, um wieviel weniger, die Leine wieder in die Hand zu nehmen.

Da deutete einer der Offiziere, der kaltblütigste von ihnen, nach der im Rücken sich über ihnen erhebenden Felswand. Alle wandten die Augen dorthin und sahen etwa ein Dutzend Köpfe über der Wand, den Kolben der Büchse an der Backe.

»Der Felsen ist erstiegen,« rief der Offizier, »herum mit den Kanonen.«

Jetzt löste sich der Bann, der noch auf den Indiern gelegen. Es waren keine Geister, sondern Menschen. Sie stürzten nach den freien Geschützen, mit ihnen der Offizier, aber nur einen Schritt vermochten sie zu thun.

Abermals knatterte eine Salve, und zwölf Leichname lagen am Boden, darunter der des Führers.

Die Ueberlebenden wagten sich nicht mehr zu rühren, sie hatten den zwar nicht gesprochenen, aber deutlich genug gegebenen Befehl verstanden: wer eine Bewegung macht, ist eine Leiche.

»Alles verloren!«

Der Rajah wandte unmerklich den Kopf nach einer Schießscharte und sah, wie die bewaffneten Männer bereits draußen vor der Zugbrücke hielten. Es blieb ihm keine Zeit, darüber nachzudenken, wie sie wohl die Kluft überwinden würden, denn schon krachten zwei Schüsse, die beiden Taue zerrissen,

und schmetternd schlug die Brücke nieder, über welche erst der Fremde und seine Leute, dann die Damen schritten.

Noch waren nicht alle der gebundenen Offiziere von den Kanonen geschnitten, als bereits eine weiße Gestalt auf den Obersten zuflog und an seinem Halse hing.

»Mein Vater!«

»Lucille, mein Kind!«

Mehr ward von ihnen nicht gehört. Selbst die erschrockenen Soldaten sahen nicht ohne Teilnahme auf den alten Mann, der da auf den Knieen lag und sein wiedergefundenes Kind umschlungen hielt.

Plötzlich erschollen auf der hölzernen Brücke die Hufe von Pferden, und in den Burghof sprengte ein hoher, englischer Offizier, begleitet von mehreren anderen.

Alle waren so mit der Szene zwischen Vater und Tochter beschäftigt gewesen, daß niemand gesehen hatte, wie im Thal ein Schwadron Kavallerie angerückt war, deren Kommandeur jetzt in den Hof ritt.

Der Offizier sprang vom Pferde und trat auf den Rajah zu, welcher nicht weit von dem Obersten stand und diesen und dessen Kind mit wutverzerrten Zügen betrachtete.

»Rajah Skindia,« rief der Offizier, »im Namen der Kaiserin von Indien, gieb mir Deinen Degen! Du und Deine Leute, Ihr seid verhaftet.«

Ein heiserer Schrei entrang sich der Kehle des Rajah, wie ein Blitz sprang er nach Lucille, war im nächsten Augenblick auf einer Kanone, neben welcher Rosa gelehnt hatte, und dann oben auf der Mauer, in jedem Arm ein Mädchen, mit halbem

Oberkörper schon vornübergeneigt. Der Platz, wo eben Rosa gestanden, war leer.

»So schießt doch,« hohnlachte er, den Kopf zurückwendend, nur den gerade unter ihm liegenden Werden konnte er nicht sehen. »So schießt doch, Ihr verfluchten Engländer, hahaha!«

Keiner getraute sich zu rühren, kaum wagte man zu atmen, der Oberst war stöhnend in die Kniee gesunken – die Situation war entsetzlich.

»Oberst Walton,« fuhr Skindia mit gräßlicher Stimme fort, »glaubtest du schon gewonnen zu haben? Deine Freude war eine voreilige. Nahmst du mir das, was ich liebte, so nehme ich dir das deinige. Sieh her, wie sich ein Rajah noch im Tode zu rächen weiß.«

Ein einziger Schrei gellte von allen Lippen, Skindia, die beiden Mädchen an sich gepreßt, neigte sich vorn über, dem Abgrund zu.

Da wurde er von hinten am Gürtel gefaßt und ihm sein eigener Dolch in den Rücken gestoßen – über der Leiche Skindias lag ohnmächtig der junge Werden, den vom Tiger zerfleischten Arm um Rosa geschlungen.

4. Das Zeichen des Meisters

Nick Sharp saß in einer Stube des Quartiers und blätterte in einem Notizbuch. Bald schrieb er etwas nieder, bald strich er etwas aus.

»Stimmt nicht,« murmelte er unwillig. »Seit der Liebelei mit diesem verfluchten Weib bin ich ganz konfus geworden.«

Es klopfte an der Thür.

»Herein!« rief Sharp und dachte nach. »Ist es Sir Williams, so kann er hierbleiben, ist es ein anderer, so schmeiße ich ihn hinaus.«

Marquis Chaushilm trat ins Zimmer. Der Detektiv schaute wieder in sein Buch.

»Guten Morgen, Steuermann, ist Kapitän Hoffmann hier?« fragte der junge Herzog den Detektiv, welcher allgemein als zweiter Steuermann des ›Blitz‹ galt.

»Sehen Sie einmal da unter der Kommode nach,« brummte der Gefragte, der wegen seiner furchtbaren Grobheit berühmt geworden war.

»Ich wollte dem Kapitän nur das Neueste erzählen,« fuhr aber der redselige Marquis unbeirrt fort. »Wissen Sie es schon, daß Abudahm erzählt hat, wenn ihm das Leben versprochen wird, so wolle er ein Geständnis von der größten Wichtigkeit machen?«

»Ist mir ganz egal.«

Der Detektiv fuhr zu rechnen fort.

»Ich möchte aber gern erfahren, was das eigentlich ist. Bedenken Sie einmal, er sagt, er könne durch ein Geständnis Tausenden von Europäern das Leben retten.«

»Dann mal los!«

»Jede Stunde wird das Schreiben vom britischen Gouvernement erwartet, welches ihm das Leben zusichert, wenn seine Aussagen wirklich sehr wichtig sind.«

»So.«

»Wir sind alle gespannt, wie –«

»Wie ein Regenschirm,« unterbrach ihn der Detektiv und klappte das Buch mit einer Heftigkeit zu, daß der Herzog zusammenfuhr.

»Meine Sprechstunde ist aus, Herr Marquis!«

»Aber Herr Steuermann –«

»Kein Wort weiter, meine Sprechzeit ist vorüber!«

Der Detektiv stand auf und öffnete die Thür.

»Bitte,« sagte er mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung.

Das ging dem jungen Herzog doch über die Schnur.

»Ihre Grobheit ist denn doch etwas zu arg,« brauste er auf. »Ich bin der Marquis von Chaushilm, Sohn des Herzogs von Chaushilm, und wer sind denn Sie, daß Sie so mit mir zu sprechen wagen?«

»Ich bin der Steuermann Claus Uhlenhorst, zweiter Sohn des Kaisers von China,« konnte der Herzog noch hören, dann

befand er sich schon auf dem Korridor, und die Thür fiel hinter ihm ins Schloß.

Chaushilm stand noch stumm vor Staunen mit ausgespreizten Fingern da, als sich die Thür wieder öffnete, und der Steuermann in wunderbar freundlichem Tone sagte:

»Lieber Herzog Chaushilm, ich bitte Sie, wenn Sie Sir Williams sehen, so sagen Sie ihm doch, er möchte einmal zu mir kommen. Ich bitte sehr darum!«

»So,« brummte der Detektiv und setzte sich wieder, »den wäre ich los. Weiter fehlte nichts, als daß mich der erste Beste hier mit seinem Schwatzen belästigen könnte. Hm, was mag denn dieser Abel oder Adam oder wie er heißt, eigentlich für ein furchtbares Geheimnis ausplaudern wollen? Na, werde es bald genug erfahren. Weiß Gott, da kommt wirklich Charles, der Herzog hat ihn also doch gerufen. Ja, mit Speck fängt man Mäuse.«

»Wissen Sie schon das Neueste, Uhlenhorst?«

Mit dieser Frage kam Charles in das Zimmer gestürzt.

»Ja,« antwortete der Gefragte und zog eine entsetzlich schmutzige Tabakspfeife aus der Tasche.

»Was heißt das?«

»Ich habe keinen Tabak mehr.«

Lachend reichte ihm der Baronet seinen gefüllten Beutel. Dann fuhr er ernst fort:

»Unser Fakir ist aus seiner Zelle entsprungen.«

»Was kostet von dem das Pfund?« fragte der Detektiv und stopfte die Pfeife.

»Fünfzig Pfund Sterling, wer ihn lebendig einliefert. Er wird von Abudahm als der Mörder Majubas bezeichnet.«

»Fünfzig Pfund Sterling kostet dieser Tabak, das ist ein bißchen viel, Williams,« meinte der Detektiv.

»Zum Teufel mit Ihrem Tabak!« rief Charles. »Ich spreche von dem Fakir und Majuba.«

»Zum Teufel mit allen Fiakern und Majoren, ich spreche aber von Tabak. Sie rauchen eine gute, doch viel zu leichte Sorte.«

»Himmel und Hölle!« Charles sprang erregt auf. »Wollen Sie mich vielleicht foppen, dann ist unsere Freundschaft aus! Hören Sie doch nur, unser Fakir ist entsprungen!«

»Nun fluchen Sie einmal etwas lauter und passen Sie auf, der Flüchtling kommt gleich wieder.« sagte der Detektiv und lehnte sich bequem in einen Stuhl. »Denken Sie denn etwa, ich fahre nun gleich in die Stiefeln, bürste den Hut ab, binde einen Shlips um und renne wie ein Wilder hinterher?«

Charles kratzte sich bedenklich hinter dem einen Ohr. Es war nicht das erste Mal, daß ihm der Detektiv eine Lehre gab. Jetzt war er schon wieder seinem Grundsatz: ›Weinen hilft nichts!‹ untreu geworden.

»Wie schön hätte das geklungen, mein lieber Williams,« fuhr der Detektiv fort, »wenn Sie hübsch langsam zu mir ins Zimmer gekommen wären und gesagt hätten, ›Guten Morgen, Herr Uhlenhorst, der Fakir ist fort, trinken Sie in der Kantine ein Glas Bier mit mir?‹ Na, schadet nichts, Williams, ich werde Sie schon noch zu einem brauchbaren Menschen ausbilden.«

»Es wird aber die höchste Zeit,« seufzte Charles, »ich werde mit jedem Tage älter.«

»Sagen Sie einmal, Williams, wie geht es Miß Thomson?«

»Danke, ausgezeichnet! Ich habe gesehen, wie sie heute morgen zum Frühstück, vier Butterbrote, zwei Scheiben Schinken, drei Scheiben Wurst und drei Eier gegessen hat.«

»Alles aufgegessen?«

»Nun, die Schalen nicht mit. Interessieren Sie sich dafür oder fühlen Sie Brotneid?«

»Hm, Sir Williams, wenn Sie einmal so einen Stellvertreter brauchen, Sie wissen schon, wie ich es meine, dann können Sie mich engagieren. Ich mache es billiger als alle anderen.«

»So etwas verbitte ich mir, Herr Uhlenhorst,« rief Charles, aber durchaus nicht aufgebracht.

»Und wie geht es dem jungen Werden? Das Kerlchen hat mir Respekt eingeflößt. Alle Wetter noch einmal, wie er den Rajah Dingsda so von der Mauer herunter holte, obwohl er kaum selbst auf den Beinen stehen konnte, das lasse ich mir gefallen. Ein sehr nützlicher Mensch! Wie geht's ihm?«

»Es macht sich, er erholt sich sichtlich.«

»Und Miß Rosa?«

»Die erholt sich neben ihm.«

»Und Lucille?«

»Die ist eine Seligkeit und Wonne.«

»Hinkt Ihr Pferd noch?«

»Nicht mehr so sehr.«

»Essen Sie lieber Weinbeeren oder Kokosnüsse?«

Charles sprang vom Stuhle auf.

»Nun ist es aber genug!« rief er. »Denken Sie vielleicht, ich lasse mich von Ihnen zum Narren halten? Ich bin weder ein Adreßbuch, noch ein Fragenautomat.«

»Nun, nun,« beruhigte ihn lächelnd der Detektiv, »sehen Sie, wenn ich über etwas nachdenken will, und es kommt jemand zu mir, der mich mit Redereien quält, so stört mich das ungemein; wenn ich aber Fragen stellen kann, deren Antworten ich nicht anzuhören brauche, so stört mich das durchaus nicht.«

»Ich danke sehr für diese Schmeichelei, aber warum in der Welt haben Sie denn da Chaushilm gebeten, mich zu Ihnen zu rufen?«

»Warum?« fragte der Detektiv erstaunt. »Das war doch gleich meine erste Frage. Ich wollte eine Pfeife Tabak von Ihnen haben.«

Da wurde die Thür aufgerissen, und Chaushilm stürzte ins Zimmer.

»Meine Herren,« rief er atemlos, »Abudahm ist ermordet in seiner Zelle gefunden worden. Ein Offizier hat ihn noch gesprochen, gerade als das Schreiben vom Gouvernement eingetroffen ist, und als er nach fünf Minuten wieder in die Zelle trat, um dem Abudahm diese Mitteilung zu machen, war er tot, er hat einen Dolchstich ins Herz bekommen.«

»Wer?« fragte der Detektiv.

»Abudahm. Das Merkwürdigste aber ist, daß er an der Stirn einen sonderbaren Stempel aufgedrückt bekommen hat.«

Der Detektiv hatte schon den Hut in der Hand.

»Ich muß gehen, sonst tragen sie heute noch ganz Sabbulpore fort und mich dazu. Vorwärts, meine Herren, ich will zuschließen!«

Ohne weiteres schob er die Herren zur Thür hinaus und schloß ab. – –

Eine Viertelstunde später schritt Charles durch den Garten des Quartiers, als er den Detektiv sich entgegenkommen sah, der unter dem Arm einen in Papier gewickelten Gegenstand trug.

»Halloh, Mister Uhlenhorst, was wollen Sie hier?«

»Nach dem Quartier. Kommen Sie mit?«

»Nein, ich warte auf jemanden.«

»So, na dann amüsieren Sie sich gut!« Der Detektiv wollte gehen.

»Was haben Sie denn da eigentlich?« fragte ihn Charles. »Das sieht ja fast wie eine Kegelkugel aus.« »Ist auch eine, ich will heute abend in meiner Stube Kegel schieben.«

»Aber hier kommt ja Blut heraus?« fragte Charles mißtrauisch.

»Ja,« meinte der Detektiv kaltblütig, »sie ist noch nicht ganz ausgetrocknet.«

Damit ließ er die Hülle fallen und hielt dem erschrocken zurückfahrenden Baronet das noch blutende Haupt des ermordeten Abudahm an den Haaren hin.

»Sharp,« stammelte Charles, »wozu denn das?«

»Ich interessiere mich für anatomische Präparate. Im übrigen, mein lieber Williams, wenn in einigen Minuten der Ruf erschallen sollte, daß dem Abudahm der Kopf gestohlen worden ist, so brauchen Sie nicht gleich meinen Namen zu nennen. Sie verstehen mich doch, nicht wahr?«

»Natürlich, ich weiß von nichts. Wenn Ihnen nun aber ein anderer als ich begegnet wäre und hätte Sie nach dem Inhalte des Pakets gefragt? Das herauströpfelnde Blut deutet auf nichts Gutes.«

Der Detektiv lächelte.

»Was Nick Sharp nicht sehen lassen will, das sieht niemand,« sagte er und ging.

In seinem Zimmer angekommen, schloß er sorgfältig die Thür ab und verhängte das Schlüsselloch mit einem Tuch, dann zog er sich die Jacke aus, streifte die Hemdsärmel auf und schälte den abgeschnittenen Kopf mit einer Vorsicht aus der Hülle, als wäre derselbe ein rohes Ei.

Lange betrachtete er das kleine Siegel, das auf dessen Stirn eingebrannt war.

Es stellte einen Galgen vor, um welchen herum die Worte ›Tod dem Verräter‹ standen.

»Nick Sharp,« sagte er endlich zu sich, »du bist einmal ein großer Esel gewesen. Diese Evelyn, die gar nicht so schwer zum Geständnis zu bringen war, hätte dir viel mehr von der Bedeutung dieses Siegels erzählen können. Aber nein, du bist damit zufrieden, daß sie Dir etwas über Lucille und die Gefangenen gesteht. Wer denkt auch gleich an alles, und ich fand überdies unter ihren Briefschaften nichts Verdächtiges. Also Abudahm und der Fakir gehörten auch mit dazu; merkwürdig, hier

in Indien! Dieser Fakir war neuengagiert als Bursche von Oberst Walton, in der That aber vom Rajah angestellt, um den Obersten zu beobachten. Doch der Fakir hatte diesen Posten nur nebenbei angenommen, um wieder Abudahm zu beobachten, weil von diesem Verrat gefürchtet wurde. Von wem hatte aber letzterer einen Auftrag bekommen? Denn daß dies so ist, bin ich sicher, sein Streit mit dem Rajah verriet es. War derselbe eingeweiht oder nicht, war es Evelyn? Wer ist der Fakir, der jetzt seine Fesseln zum zweiten Male abstreift und einen Plaudernden zum Schweigen bringt? Ein undurchdringlicher Schleier verhüllt noch das Ganze; vielleicht, daß dieses Siegel mir ein Schlüssel zu manchem Geheimnis wird!«

Er legte den abgeschnittenen Kopf auf den Tisch und zog unter dem Bett einen Koffer hervor, dem er Papier und Instrumente entnahm. Dann fing er an, den eingebrannten Stempel auf das genaueste abzuzeichnen; fortwährend maß er mit dem Zirkel die Stärke, die Entfernung der Buchstaben, bis er den Stempel vor sich auf dem Papier zu seiner vollständigen Zufriedenheit wiedergegeben hatte.

»So,« sagte er endlich, »heute noch werde ich die Zeichnung in Kupfer ätzen.«

Er wickelte den Kopf Abudahms wieder ein und verbarg ihn so geschickt am eigenen Körper, daß an ihm nichts Auffallendes zu sehen war. Nachdem er sich dem Koffer ein Ledertäschchen, wie das Besteck eines Arztes aussehend, entnommen hatte, ging er auf den Hof.

Langsam, die Hände in den Hosentaschen, schlenderte er nach einem kleinen Gebäude, vor dessen Thür ein englischer Soldat mit geschultertem Gewehr auf- und abging. In diesem Häuschen lag die Leiche des ermordeten Abudahm.

»Ein langweiliger Posten, was?« redete der Detektiv den Soldaten an. »So jemanden zu bewachen, der doch nicht ausreißen kann.«

»Es ist der Dienst. Ob ich nun hier verwendet werde oder wo anders, ist mir gleichgiltig,« war die Antwort; »lieber ist mir aber schon, wenn ich in dem freundlichen Quartierhof sein kann, als zwischen den Festungsmauern.«

»Und dann sehen Sie immer fremde Gesichter, denn Abudahm wird wohl von vielen besucht?«

»Es ist nicht so schlimm, die Offiziere, wie die Gäste scheinen andere Dinge im Kopfe zu haben.«

»So? Wie viele sind denn zum Beispiel da gewesen, seit ich mir den Kerl angesehen habe?«

»Wie viele?« sagte der Soldat nachdenkend. »Auch nicht ein einziger.«

»Hm. hm.«

Der Detektiv nahm die Pfeife zwischen die Lippen und griff in die Tasche.

»Da habe ich vorhin meine silberne Streichholzbüchse drin liegen lassen, ich kann doch wohl noch einmal hineingehen?«

»Gewiß,« antwortete der Soldat.

Der Detektiv ging hinein und kam nach fünf Minuten wieder heraus.

»Ich habe sie höllisch lange suchen müssen,« sagte er, »sie war unter einen Schrank gefallen, und ich konnte sie nicht finden.«

In diesem Augenblicke kam Charles um die Ecke des Hauses gegangen.

»Sie hier, Mister Uhlenhorst? Ich wollte mir eben einmal den Abudahm ansehen. Kommen Sie mit?«

»Meinetwegen,« sagte der Detektiv und schickte sich an, abermals in das Haus zu treten.

»Sharp,« flüsterte Charles, als sie durch den kleinen schmucklosen Raum schritten, in welchem die Bahre mit dem Leichnam stand, »bis jetzt ist noch nichts laut geworden.«

»Was denn?« fragte der Detektiv unschuldig.

»Die Geschichte mit dem Kopf.«

»Mit welchem Kopf denn, mein lieber Williams? Sprechen Sie doch deutlicher!«

Sie standen jetzt beide vor dem mit einem Tuche bedeckten Leichnam.

Charles faßte das Tuch an einem Zipfel und schlug es zurück. Sein erster Blick fiel auf das fahle Antlitz des Toten.

»Was!« sagte Charles und prallte förmlich zurück, »der Kerl hat ja einen Kopf!«

»Nun ja,« lächelte der Detektiv kalt, »haben Sie Abudahm vielleicht jemals ohne Kopf herumlaufen sehen?«

Charles faßte die Haare des Schädels und zog daran, er untersuchte den Hals, aber er konnte nichts finden, was daran erinnerte, daß er vor einer halben Stunde den abgeschnittenen Kopf in den Händen des Detektiven gesehen hatte.

Kopfschüttelnd wendete er sich ab.

»Der Teufel mag wissen, wie das zugeht,« sagte er beim Hinausgehen, »ich kann es mir nicht erklären.«

Beide promenierten zusammen in den schattigen Gängen des Haines.

»Haben Sie schon mit Bestimmtheit erfahren, wann die Gäste von hier aufbrechen?« fragte der Detektiv.

»Einige Tage werden wohl noch vergehen. Die Wunden müssen doch erst etwas heilen, ehe die Gäste eine längere Reise zu Pferd machen können!«

»Wohin soll's denn gehen?«

»Habe keine Ahnung! Das machen die Damen unter sich aus.«

»Und die Herren rennen dann hinterher! Schönes Vergnügen das!«

»Wenns Ihnen nicht paßt, so kommen Sie eben nicht mit. Aber sagen Sie mal, um Gottes willen, mein lieber Uhlenhorst, wie haben Sie das eigentlich angefangen, den Kopf Abudahms abzuschneiden und ihn dann wieder so aufzusetzen, daß selbst meine vorzüglichen Augen keine Spur eines Schnittes feststellen konnten?«

»Taschenspielerkunststückchen, weiter nichts,« schmunzelte der Detektiv.

»Es wird mir ordentlich unheimlich in Ihrer Nähe,« meinte Charles. »Nächstens könnten Sie mir schließlich auch einmal in aller Freundschaft den Kopf abschneiden, und ihn dann wieder anleimen.«

»Unsinn,« brummte der Detektiv, »ich muß jetzt gehen, auf Wiedersehen heute abend! Erst geben Sie mir aber noch eine Pfeife Tabak.«

»Sehr gern! Haben Sie keinen mehr bei sich?« Charles reichte ihm den Beutel.

»Er ist mir ausgegangen, und der, den man hier in der Kantine zu kaufen bekommt, schmeckt mir nicht. Nur der Ihrige ist nach meinem Geschmack.«

Der Detektiv stopfte sich sorgsam seine Pfeife.

»So nehmen Sie sich eine Hand voll heraus,« meinte Charles, »ich habe genug mitgenommen.«

»O, ich danke,« entgegnete der Detektiv, schnürte den Beutel wieder zu und gab ihn zurück; »wenn ich keinen Tabak mehr auftreiben kann, komme ich zu Ihnen. Thanks, Sir Williams, auf Wiedersehen!«

Der Detektiv ging.

Charles schlenderte noch etwas in's Gebüsch hinein und warf sich unter einem schattigen Baum in das weiche Gras.

»Sharp hat eigentlich recht,« sagte er nach einer Weile zu sich, die Ellbogen auf den Boden gestützt und den Kopf in die Hände legend, »es ist ein rechter Unsinn, so immer hinter dem Mädchen herzulaufen, mir wird die Sache auch bald über. Ich werde einmal mit Sharp darüber sprechen, ob es nicht geht, daß ich auf eigene Faust die ganze Mädchengesellschaft auseinandersprenge, und mit Gewalt eins davon wegführe, das mir am liebsten ist. Dann mögen sie meinetwegen weiterreisen, ich gehe nach England, wo es jetzt schon hübsch kühl ist, setze mich mit meiner Frau vor das offene Kaminfeuer und lasse mir

von ihr Indianergeschichten vorlesen – viel gemütlicher, als wenn man selbst mitmacht.«

Sinnend blickte er vor sich hin.

»Ein komischer Mensch, dieser Detektiv!« fuhr er dann in seinem Selbstgespräche fort. »Einmal ist er grob wie Bohnenstroh, nimmt jemandem, wenn er rauchen will und nichts hat, einfach die Pfeife aus dem Munde und pafft selbst weiter, und dann ist er so bescheiden, daß er nicht einmal eine Handvoll Tabak nehmen will. Als ob es mir auf ein paar Pfund ankäme.«

Er holte die Pfeife und den Tabaksbeutel hervor, um zu rauchen. Langsam griff er in den letzteren, doch plötzlich nahmen seine Züge einen verblüfften Ausdruck an; er sah in den Beutel.

»Jetzt hat mir der Kerl ein Taschentuch hineingestopft.«

Er zog dasselbe heraus.

»Da schlag' aber doch Gott den Teufel tot!« rief er. »Das ist auch noch dazu mein eigenes.«

Er drehte den Beutel um und schüttelte ihn in die leere Hand aus.

»Und mir hat er auch nicht ein Krümelchen Tabak übrig gelassen. Ein verfluchter Kerl, dieser Detektiv!«

5. Eine Gauklervorstellung.

Schellenbesetzte Tamburins rasselten; dumpfe Trommeltöne erschollen, und gellende Männerstimmen luden ein, der Vorstellung beizuwohnen.

Die Gäste eines Hotels in Madras, welche im Garten den Abend verbrachten, verließen ihre Stühle und strömten einem freien Rasenplatze zu, auf welchem eine Gesellschaft von indischen Gauklern und Schlangenbeschwörern Anstalten traf, sich mit Erlaubnis des Hotelsbesitzers den Gästen zu produzieren.

In der Mitte des Platzes stand ein kleiner, mit Leinwand überzogener Wagen, aus welchem die Gaukler die zu ihren Vorführungen notwendigen Gerätschaften auspackten.

Die Männer waren fast nackt; nur ein Tuch wand sich um ihre Hüften, sodaß die Zuschauer die muskulös gebauten und doch zugleich geschmeidigen Gestalten bewundern konnten. Einige zogen unter der Plane des Wagens Körbe aus Rohrgeflecht, Kästen und allerhand kleine Gegenstände hervor und bauten sie in einem Halbkreis auf, während andere rings am Boden hockten und mit Tamburins und langen, dünnleibigen Trommeln eine sehr unmelodische Musik erzeugten, um durch dieselbe die Aufmerksamkeit der Gäste zu erregen.

Von einer langen Tafel erhoben sich die Herren und Damen, welche sich bis jetzt unter heiteren Gesprächen die Zeit vertrieben hatten, und näherten sich der Gesellschaft der Gaukler.

»Geben Sie acht, Miß Petersen,« sagte ein junger Herr zu einer Dame, »Sie werden einer Zaubervorstellung beiwohnen, wie sie eine solche für alles Gold der Welt weder in Europa, noch in Amerika von einem Professor der Magie vorgeführt

bekommen können. Gaukler treiben sich zwar in ganz Indien umher, aber die aus der Gegend von Madras sind die berühmtesten; sie gleichen selbst den Schlangen, welche sie abrichten.

»Wenn dies eine ebensolche Vorstellung wird, wie ich sie schon einmal mit ansah, so werden Sie wunderbare Dinge zu sehen bekommen.«

»Und Sie, Miß Thomson,« bemerkte ein Herr zu einer anderen Dame, »geben Sie acht, daß der Zauberer nicht etwas in seinen Rockärmel verschwinden läßt und es mir dann aus der Nase holt.«

Die Dame lachte laut auf, denn jene braunen Burschen dort waren nicht einmal im Besitze eines Hemdes, in dem sie etwas verbergen konnten.

Bald hatte sich um die Gaukler ein großer Kreis von Zuschauern gebildet; die Musikanten hörten einen Augenblick in der Bearbeitung ihrer greulichen Instrumente auf und begannen dann wieder mit großer Gewalt, bis sie plötzlich mit einem mißtönenden Akkord kurz abbrachen. In die Mitte des Kreises trat ein Mann, der in jeder Hand eine Holzplatte hielt.

Der kleine, wunderbar zierliche und doch muskulöse Indier, der überhaupt während der ganzen Vorstellung den Erklärer machte, setzte in fließendem Englisch auseinander, daß er mit einer Anziehungskraft ausgestattet sei, der zufolge alle hölzernen Gegenstände an ihm haften blieben, wenn er es wolle; den Beweis werde er an diesen beiden Holzplatten liefern.

»Alte Sachen,« meinte Charles, betrachtete aber ebenso wie die anderen eine der Platten. Sie waren ziemlich groß, die eine Seite rauh, die andere aber spiegelglatt und poliert.

Der Indier ließ seine Fußsohlen besichtigen, um zu zeigen, daß er keinen klebrigen Stoff daran habe. Dann legte er die Platten auf den Boden, trat darauf und begann unter den Klängen der Trommeln und Tamburins einen grotesken Tanz, ohne daß sich die Tafeln dabei gehoben hätten, da aber klatschte er in die Hände, und wie durch Zauber blieben die Holzplatten plötzlich an den nackten Füßen hängen.

Er sprang meterhoch, stampfte auf, überschlug sich, nichts konnte ihre Lage verändern. Ja, er ließ sich sogar von seinen Gefährten festhalten und die Zuschauer an den Tafeln ziehen – sie waren wie an die Füße genagelt.

Er ging nach der Mitte des Platzes zurück, hob ein Bein hoch, klatschte in die Hände, und das Holz fiel wieder vom Fuße ab, dann ebenso das andere. Kurz, er konnte nach Belieben die Platten an die Sohlen heften und wieder fallen lassen.

»Wie geht das zu?« fragte Ellen den Lord Harrlington.

»Es ist dies die Produktion, welche jede Vorstelluug einleitet, ebenso wie der Zauberkünstler bei uns zuerst seine Handschuhe verschwinden läßt. Der Indier dort, kann seine Fußballen hohl machen, dadurch wird, wenn er auf den glatten Hölzern steht, ein luftleerer Raum erzeugt, und die Platten bleiben haften.«

Der Gaukler ging nach den Körben, um sich zu seiner nächsten Produktion vorzubereiten, und zwei andere füllten die Zwischenpause mit ihren Leistungen aus.

Auf die Schulter eines Mannes von riesigen Umrissen stellte sich ein kleinerer von schmächtiger Gestalt, und beide begannen ein Spiel mit vierundzwanzig kupfernen Kugeln, welche sie in der Luft allerlei Figuren beschreiben ließen. Dann stellte sich der Oberste auf, den Kopf seines lebendigen Piede-

stals, dasselbe beugte sich mehr und mehr, während jener nach unten glitt, bis er selbst auf dem Kopfe stand und der Kleine auf jenes Füßen; das alles geschah, ohne das Kugelspiel dabei zu unterbrechen. Ebenso richtete sich der Große wieder auf, und der Kleine stellte sich mit dem Kopfe auf den des Partners, ohne sich dabei mit den Händen festzuhalten, denn diese mußten unausgesetzt die vierundzwanzig Kugeln treiben.

Ein Bravorufen belohnte diese fabelhafte Geschicklichkeit.

Jetzt kam der erste Indier wieder mit einem irdenen Krug, den er von Hand zu Hand wandern ließ, damit sich alle überzeugten, daß es nur ein ganz gewöhnlicher, gebrannter Lehmtopf sei.

Als er ihn zurückbekam, bog er sofort den Kopf zur Seite und goß sich aus demselben Topf, der völlig leer gewesen war, Wasser erst in das eine Ohr, dann in das andere und spie es durch den Mund wieder aus. Er kehrte den Topf um, setzte ihn wieder anf die Erde und murmelte einen Spruch, und siehe da, er konnte abermals einen Wasserschwall ausgießen. Dann schüttete er vor den Augen der Zuschauer aus einem anderen Topf Wasser in den ersteren, nahm diesen auf, stülpte ihn um – aber kein Tropfen floß heraus. Er zerschlug den Topf und ließ die völlig trockenen Scherben herumgehen.

»Können Sie dies erklären?« fragte Ellen.

»Nein,« entgegnete Harrlington, »ich habe es wohl öfters schon gesehen, weiß aber nicht, welcher Handgriffe sich der Gaukler dabei bedient.«

Der Indier ging nach dem Wagen und kam mit einem hohen Korb zurück, hinter sich einen alten, entsetzlich mageren Hund am Stricke ziehend.

Er stülpte den Korb über den Hund, welcher ganz von demselben bedeckt wurde, murmelte einen Spruch, und sofort ertönte das helle Quieken eines Schweines. Als er den Korb emporhob, war an Stelle des Hundes ein Ferkel sichtbar.

Rufe der Verwunderung brachen unter den Zuschauern aus, denen dieses Kunststück neu war. Diejenigen, welche schon längere Zeit in Indien lebten, hatten es wohl bereits gesehen, aber erklären konnte es niemand, denn diese indischen Gaukler verraten ihre Geheimnisse um keinen Preis.

»Passen Sie auf, Miß Thomson,« meinte Charles zu seiner Nachbarin, »das nächste Mal erscheint das Ferkel gebraten.«

Der Indier bedeckte wieder das Ferkel, ein quiekendes Zetergeschrei ward unter dem Korbe hörbar, und als sich derselbe hob, lag das Schweinchen mit durchschnittener Kehle da. Man sah, wie aus dem Halse noch das rauchende Blut floß.

»Ach so,« sagte Charles, »ehe man es bratet, muß es ja erst totgemacht werden.«

»Aber wie kommt das nur?« fragte Miß Thomson ihren Begleiter. »Kann denn dieser Mann wirklich zaubern?«

»Ich weiß es, aber ich sage es Ihnen nicht,« entgegnete Charles, »sonst zaubern Sie mir auch meinen Tabak aus der Tasche.«

Miß Thomson verstand ihn nicht, sie fragte ihn auch nicht weiter, denn schon stülpte der Gaukler abermals den Korb über das tote Ferkel, hob ihn alsbald, und der magere Hund stand wieder lebendig da.

»Meine Herrschaften,« sagte der Inder, »diese bisher gezeigten Kunststücke werden Sie auch von anderen Gauklern gesehen haben, aber nicht das, was ich Ihnen jetzt vorführen werde. Ich, meine Diener, wir alle sind in der glücklichen Lage, keiner Speise mehr zu bedürfen, denn dieser Zauberkorb macht alle Nahrung überflüssig. Wir legen uns einfach darunter, und stehen wir nach einer Minute wieder auf, so ist selbst der hungrigste Magen bis zum Platzen gefüllt mit den leckersten Sachen. Da ich jetzt keinen Hunger habe, werde ich die Zauberkraft des Korbes an diesem Hunde beweisen.«

»Thut ihm auch sehr nötig,« brummte Lord Hastings, der um Haupteslänge unter den Zuschauern hervorragte.

Der Gaukler hob den Korb empor, und ein allgemeines Erstaunen bemächtigte sich der Zusehenden. Der Hund stand noch da, es war unbedingt derselbe, aber er war jetzt rund wie eine Kugel.

»Warum steckt er denn nicht seinen Gaul einmal darunter, dem könnte so eine Kur auch nichts schaden,« meinte Hastings, welcher der einzige war, den dieses Kunststück nicht in Extase versetzte, und wies nach dem klappernden Wagenpferd des Indiers.

»Das geht nicht unter den Korb,« entgegnete Charles, »sonst könnten Sie sich auch 'mal drunter setzen und sich einen Kopf kleiner machen lassen.«

Beim nächsten Ueberdecken schrumpfte der Hund zu seiner ursprünglichen Gestalt zusammen.

Jetzt brachte der vorige starke Hindu einen sargähnlichen Korb und setzte ihn in die Mitte des Kreises. Dann wurde der Mann von seinem Meister an Händen und Füßen gebunden, in ein engmaschiges Netz gewickelt und in den Korb gelegt, der

ihn eben aufnehmen konnte. Nachdem der kleine Indier den Deckel geschlossen hatte, erzählte er der Gesellschaft, daß dieser Mann ein großer Verbrecher sei, der unbedingt sterben müsse, nahm einen Säbel und führte einen Hieb nach dem Korbe aus, stach auch noch einige Male tief hinein. Sofort quoll ein roter Strom von Blut hervor.

»Lebet wohl, ich bin unschuldig getötet worden!« rief eine Stimme aus den Lüften.

Unwillkürlich richteten sich aller Augen nach oben. »Seine Seele ist entflohen, nun wollen wir den toten Körper begraben,« sagte der Indier und öffnete den Korbdeckel.

Da aber sprang munter und unversehrt, der Banden ledig, der Mann heraus. Das Netz lag aufgewickelt in einer Ecke des Korbes, ebenso die Stricke.

Wie sich dieser große Mensch, der gerade in den Behälter hineinging, nicht nur freimachen, sondern auch noch dem Säbelhiebe und den Stichen ausweichen konnte, war allen ein Rätsel.

Charles fühlte sich leise am Arme berührt. Er drehte sich um und schaute in das treuherzige Gesicht von Claus Uhlenhorst, der, ebenso wie Kapitän Hoffmann, sich der Gesellschaft angeschlossen hatte.

»Nun kann ich mir erklären, wie sich unser Fakir zweimal befreit hat,« flüsterte der verkleidete Detektiv, »bei diesen Gauklern gehe ich noch einmal in die Lehre.«

»In etwas sind Sie denselben doch über,« entgegnete Charles ebenso leise.

»In was?«

»Im Stehlen.«

»Hoho,« lachte der Detektive, »ich kann auch noch verschiedenes andere, was mir niemand nachmacht.«

»Köpfe abschneiden und wieder anleimen.«

»Seien Sie stille, sonst schneide ich den Ihren ab und setze ihn nicht wieder drauf.«

Er entfernte sich und mischte sich unter die Zuschauer, welche die Gegenstände des Zauberers untersuchten.

»Wann fängt denn nun die Schlangenbeschwörung an?« fragte Ellen. »Die Sonne will schon untergehen.«

»Diese Vorstellung wird stets bis zuletzt aufgehoben,« erklärte Harrlington, »die Schlangen werden erst dazu vorbereitet.«

»Wie das?«

»Diese Gaukler verwenden bei den Schlangentänzen die Brillenschlange, das giftigste Reptil Indiens. Um nun doch einmal sicher zu gehen, reizen sie vor der Vorstellung die Tiere heftig, bis diese vor Wut zu wiederholten Malen in einen vorgehaltenen Lappen beißen, und so erst das Gift ausspritzen.«

»Ich glaubte, man bräche ihnen überhaupt die Giftzähne aus.«

»Nur denen, welche bei Kunststücken angegriffen werden. Aber geschickte Gaukler, wie dieser einer zu sein scheint, unterlassen auch dies und lassen die Schlangen, welche tanzen sollen, nur einmal vorher in ein Tuch beißen. Je wagehalsiger er mit den giftigen Tieren umgeht, desto größer ist der Ruhm

des Schlangenbändigers, und darnach strebt er, wie jeder andere Mensch.«

»Ein gefährliches Handwerk,« meinte Ellen.

Der Gaukler gab noch einige seiner Kunststücke zum besten: er ließ aus einer enghalsigen Steinflasche, in der kaum ein Huhn Platz hatte, zwölf Tauben herausfliegen, warf drei Kugeln in die Luft, welche spurlos verschwanden und erst auf Kommando auf einen bestimmten Ort des Platzes niedergesaust kamen, u.s.w. alles Sachen, wie man sie in den Häfen Vorderindiens täglich ausgeführt sehen kann.

Welche wunderbare Geschicklichkeit der indische Jongleur im Balancieren besitzt, mag nur ein Beispiel zeigen. Er setzt eine lange Leiter senkrecht auf den Boden, ohne sie irgendwo zu stützen, klettert hinauf, stellt sich auf die oberste Sprosse und beginnt ein Kugelspiel, wobei er also außer sich selbst noch die Leiter im Gleichgewicht zu erhalten hat.

Ein Kunststück erregte bei den Zuschauern sowohl Bewunderung, wie Grausen. Der größte Hindu nahm eine Bambusstange, an deren vorderem Ende ein sehr schweres, spitzes Stahlstück mit Widerhaken lose aufgesetzt war, und schleuderte diese Lanze mit riesiger Kraft in die Luft. Als sie den höchsten Punkt erreicht hatte, drehte sie sich um, die Stahlspitze löste sich ab und sauste mit ungeheurer Schnelligkeit nach unten, während das Bambusrohr langsam nachgeschwirrt kam.

Der Indier verfolgte den Lauf der Lanze, stellte sich einige Schritte weiter nach rechts und senkte sofort, als die Spitze abfiel, den Kopf zu Boden. Im nächsten Augenblick stürzte das Stahlstück herab und riß ihm ein kleines Stück Zeug aus dem Turban. Nur um einen einzigen Zoll sollte er sich geirrt haben, und der Stahl wäre ihm durch den Kopf geschlagen, aber diese Gaukler berechnen die Flugbahn des Geschosses mit einer sol-

chen Kaltblütigkeit und Sicherheit, daß man nie von einem Unglücksfall hört.

Endlich wurden die Vorbereitungen zum Schlangentanz getroffen.

Einige der Leute trugen einen zugedeckten Korb in die Mitte des Kreises und hielten den Deckel zu, während der kleine Indier in kurzen Worten die Gefährlichkeit der Brillenschlange schilderte, und zwar ohne Uebertreibung.

Ein Biß von ihr, sagte er, tötet den Menschen innerhalb einer, den stärksten Ochsen in zwei Minuten, kleinere Tiere in einigen Sekunden, und zwar ist er absolut tödlich; denn selten einmal gelingt es, den Gebissenen, in dessen Blut das Gift bereits übergegangen ist, zu retten.

Allerdings besitzen die Eingeborenen Indiens Mittel, um den Biß der Brillenschlange, wie sie sagen, unschädlich zu machen, hauptsächlich Kräuter; wirken diese aber nicht, so schieben sie die Schuld nicht dem Mittel, sondern bösen Geistern zu, welche die Rettung dieses Menschen nicht haben wollen. Eines der besten derartigen Mittel ist der Schlangenstein, ein poröser Stein, der an die Bißwunde gelegt wird und das noch nicht tief eingedrungene Gift aussaugt und eine Gegenwirkung auf dieses ausübt. Diese Schlangensteine sind aber äußerst selten. Der Besitzer eines solchen hütet ihn wie einen Schatz, und daher werden von den Schlangenbeschwörern andere Steine als echte verkauft, welche sich zwar auch an der Wunde festsaugen, ohne aber eine Vergiftung abzuwenden. Nur der Schlangenbeschwörer selbst kann den echten Schlangenstein von einer Imitation unterscheiden.

Jetzt setzte sich der Indier mit gekreuzten Beinen auf den Boden nieder und begann auf einer Art Dudelsackpfeife eine eintönige, schwermütige Weise zu spielen.

Nach einigen Minuten fing der Deckel des Korbes an, sich zu bewegen, er klappte mehrmals auf und nieder, bis zuletzt der kleine Kopf einer Brillenschlange mit den funkelnden Augen herauslugte. Immer weiter kroch sie heraus, der schildartige Hals wurde sichtbar, dann folgte der ganze Körper, bis sie endlich völlig aus dem Korbe war, und nun, die Augen unverwandt auf den Spielenden gerichtet, die gespaltene Zunge in fortwährend spielender Bewegung haltend, auf den Mann zukroch.

Ihr folgten nach und nach fünf der einen bis einundeinenhalben Meter langen Tiere.

Als sich alle um den Gaukler geschart hatten, begann dieser plötzlich eine raschere Melodie zu spielen und wiegte sich taktmäßig hin und her. Sofort richteten sich die Schlangen hoch empor, bis sie auf den umgebogenen Schwänzen standen, bliesen den Hals bis zur vollen Weite auf und ahmten, den Blick immer starr auf die Augen des Indiers gerichtet, dessen Bewegungen nach, das heißt, sie wiegten sich ebenso hin und her.

Nach einiger Zeit erklang wieder eine klagende Melodie, die Schlangen sanken zusammen; die Dudelsackpfeife gab sonderbar lockende Töne von sich, und die Tiere näherten sich dem Indier, krochen an seinem Körper empor, schlangen sich um seine Arme, um seinen Hals, schmiegten zärtlich den Kopf an die spielende Hand, an das Gesicht und bezüngelten es.

»Ein grauenerregendes Schauspiel,« sagte Miß Thomson.

»Ich bin froh, daß mein Vater mich nicht als Schlangenbändiger hat lernen lassen,« meinte Charles, »ich wäre wahrhaftig aus der Lehre gelaufen. Viel lieber wäre es mir, wenn ...

»Was ist denn das?« unterbrach er sich plötzlich. »Was krabbelt mir denn zwischen den Beinen herum?«

Er bückte sich, um das Ding näher zu betrachten, da stieß die Dame neben ihm einen schwachen Wehruf aus, und Charles schrie vor Entsetzen laut auf – an ihrer Hand hing ein meterlanges Reptil, eine Brillenschlange.

Ein furchtbares Gedränge entstand, die Zuschauer stoben auseinander, der Ruf: »Eine Schlange ist entschlüpft!« jagte sie, wie von Furien gepeitscht, davon, die Indier sprangen nach der Stelle, woher der Schrei kam, und hemmten so die Fliehenden, während der Schlangenbändiger sich erst von den Schlangen freimachen mußte.

Ellen war die erste, welche den Unglücksplatz erreichte.

Da lag ihre Freundin auf dem Rücken, das Gesicht und die Lippen schon blau und die Augen gläsern. Neben ihr kniete Charles und saugte mit aller Kraft an der Wunde, um das Gift zu entfernen, während er noch mit der Hand den Hals der Schlange gepackt hielt, die sich mit krampfhaften Bewegungen um seinen Arm wand.

Ratlos blickte Ellen den herbeieilenden Harrlington an, der im Laufen das Messer aufklappte, aber ehe er noch die Stelle erreichte, sprang schon ein junger Indier hinzu, ergriff die Schlange beim Schwanze und riß sie Charles mit einem Rucke aus der Hand. Sausend flog das Reptil durch die Luft und lag mit zerschmettertem Kopf auf der Erde.

»Es ist zu spät!« schrie Harrlington. »Wo ist der Bändiger?«

Der junge Indier, der eben die Schlange getötet, drängte Charles mit Gewalt von dem Mädchen weg.

»Was willst du thun?« rief Charles außer sich, als er wie ein Kind zur Seite geschoben wurde. Er sprang auf und schien Lust zu haben, den Hindu zu Boden zu schlagen, der ruhig in ein am Gürtel hängendes Täschchen griff.

»Laßt ihn,« sagte aber der Gaukler, der seine Schlangen im Korbe untergebracht hatte und jetzt herzukam, »nur er kann helfen; das Mädchen wird gerettet.«

Der fremde Indier, der nicht zu der Gesellschaft des Gauklers gehörte, nahm einen kleinen Stein aus dem Täschchen und legte ihn an die Wunde der Hand, wo er sofort hängen blieb und sich immer mehr anschloß.

Atemlos harrten die Umstehenden des Ergebnisses.

»Zwei Minuten sind vorbei,« sagte Harrlington leise, »und der Tod ist noch nicht eingetreten.«

Der Indier schüttelte lächelnd das Haupt.

»Die Miß wird nicht sterben,« sagte er mit scharfer Betonung.

Noch war keine Minute verstrichen, als die blaue Farbe im Gesicht einer fahlen Blässe Platz machte; der erst fast gar nicht mehr fühlbare Puls fing wieder an zu schlagen, und die Brust hob und senkte sich wieder gleichmäßig.

Mit einem Male fiel der Stein von selbst ab und wurde von seinem Besitzer aufgehoben und wieder eingesteckt.

»Sie kann selbst nach Hause gehen,« sagte der Indier, »aber mein Stein hätte nicht mehr geholfen, wenn nicht dieser gleich das Gift ausgesaugt hätte.«

Er wies dabei auf Charles.

Während die Herren und Damen das völlige Erwachen des Mädchens aus ihrer Betäubung abwarteten, wendete sich der junge Indier an den Gaukler, der mit zerknirschter Miene zugeschaut hatte.

»War die Schlange eine der deinigen?« fragte er ihn.

»Sie war es,« erwiderte der Gaukler ganz bestürzt.

»Ist sie aus deinem Korbe entwischt?«

»Nein, aus einem Korbe mit Schlangen, die nicht gebraucht wurden.«

»Wer sollte diese beobachten?«

»Der Mann ist geflohen?«

»Wer war es?«

Der Gaukler schwieg, sichtlich verlegen.

»Wer war es, kennst du ihn nicht?«

»Nein, es war ein fremder Hindu,« stammelte der Gaukler endlich.

»Wie?« fuhr der junge Inder auf. »Du hast einen Fremden angenommen? Kennst du meine Befehle nicht? Lieferst du ihn mir bis morgen Mitternacht nicht aus, so trifft dich seine Strafe.«

Er wendete sich kurz ab und ging.

Ellen hatte die Unterhaltung, welche auf indisch geführt worden war, nicht verstanden, aber das befehlende Auftreten des jungen Hindu war ihr aufgefallen. Sie blickte der graziösen Gestalt, die mit elastischen Schritten davonging, so lange nach, bis sie dieselbe aus den Augen verlor.

»Wer war das?« fragte sie den Gaukler, welcher dem noch immer liegenden Mädchen etwas Branntwein einflößte.

»Mukthar heißt er.« antwortete er kurz.

»Mukthar, der Schlangenkönig?« rief Ellen erstaunt.

Der Hindu hielt plötzlich in seiner Beschäftigung inne und blickte überrascht auf.

»Woher kennst du ihn?« fragte er.

»So ist er es wirklich? Schade, daß ich ihn nicht gleich gesprochen habe. Doch nein, besser so,« fügte sie nachdenklich hinzu.

»Er ist nicht der König der Gaukler selbst, sondern nur dessen Sohn,« sagte der Hindu und setzte seine Bemühungen um Miß Thomson fort.

Bald kam ein Wagen, nm das fast wiederhergestellte, aber noch schwache Mädchen, das nicht sprechen konnte, nach dem Hotel zu bringen, wohin Ellen es begleiten wollte.

Ehe sie in den Wagen stieg, drehte sie sich um, gab Charles die Hand und sagte:

»Ich danke Ihnen vorläufig im Namen von Miß Thomson für Ihre Hilfe. Wenn Sie nicht die Geistesgegenwart und Thatkraft gehabt hätten, so würden wir jetzt –«

Sie brach schnell ab und stieg ein.

»Geistesgegenwart? Thatkraft?« wiederholte Charles, als der Wagen davonfuhr. »Lord Hastings, schreiben Sie das auf, und lernen Sie das auswendig, damit Sie mich nicht mehr einen unnützen Menschen nennen! Zum Teufel, Uhlenhorst,« fuhr er den neben ihm stehenden Steuermann an, der seiner Pfeife dicke Dampfwolken entlockte, »Sie rauchen ja einen ganz pestilenzialisch stinkenden Tabak.«

Und Charles mußte sich mehrmals mit dem Tuche über die Augen fahren.

»Meine Herren,« nahm Lord Harrlington das Wort, »Miß Petersen ladet uns zu morgen früh ein, mit den Damen einen Ritt zu Pferd in die Gegend von Madras zu machen,«

»Hm, hm,« brummte Hastings, »wieder so ein Jagdausflug mit Geparden? Zum zweiten Male lasse ich mich nicht gefangen nehmen, auch bade ich mich nicht gern in Kleidern.«

»Es soll nicht weit sein, etwa eine Stunde zu Pferd. Miß Petersen scheint ein Geheimnis daraus zu machen.«

»Na ja,« meinte aber der mißtrauische Hastings, »gerade wie damals. Erst sahen wir zu, wie gejagt wurde, dann jagten wir, und schließlich wurden wir selbst gejagt?«

»Esel!« bemerkte Charles. »Wir schließen uns an und nehmen zur Vorsicht Badehosen mit. Was mag indessen Miß Ellen vorhaben?« wandte er sich fragend an Uhlenhorst.

»Sie schleppt doch immer ein Mädchen mit sich 'rum, das damals Herr Hoffmann zugleich mit Lucille nachbrachte, nicht wahr?« antwortete der Gefragte.

»Ja,« sagte Charles,»und was ist mit diesem?«

»Das soll gewiß abgeladen werden.«

»Ach so, das könnte allerdings sein. Aber ich finde, lieber Uhlenhorst, Sie haben eine wunderbar zarte Ausdrucksweise: rumschleppen und abladen – wirklich sehr schön!«

»Und ich finde, Sir Williams,« entgegnete der Detektiv, »Sie lecken immerwährend mit der Zunge die Lippen ab. Schmeckt das Schlangengift so gut?«

Charles konnte ein leichtes Erröten nicht unterdrücken.

»Na, na, Sie brauchen nicht gleich rot zu werden,« sagte der Detektiv trocken, »ich bin früher auch einmal jung gewesen.«

»Sie,« rief Charles entrüstet. »Wie alt sind Sie denn eigentlich? Fünfundzwanzig Jahre, he?«

»Das auszurechnen ist ein schwieriges Kunststück. Neulich war ich vierzig Jahre alt, dann wieder dreißig, ungefähr fünfunddreißig, das macht allein schon hundertundfünf Jahre.«

»Nun hören Sie aber auf,« unterbrach Charles den Detektiven, der heute gerade recht gut aufgelegt war. »Uebrigens schulden Sie mir noch für den Tabak, den sie mir gestohlen haben,«

»Dafür war doch ein Taschentuch im Beutel.«

»Das war ja mein eigenes.«

»Na, glauben Sie etwa, ich werde Ihnen meines hineinstopfen? Sie können den Tabak von den hundert Pfund abziehen, die Sie mir für die Wette schulden.«

»An« rief Charles und kratzte sich hinter den Ohren, »an die habe ich gar nicht mehr gedacht.«

»Oder bezahlen Sie hier einmal ein Glas Bier, das ist mir ebenso lieb,« meinte der Detektiv und schleppte Charles in eine Restauration.

»Finden Sie nicht auch,« sagte der Detektiv, als beide am Tisch saßen, »daß dieser Gaukler ein recht dummer Kerl war?«

»Wieso?«

»Wenn ich so einen Topf hätte, der immer voll bleibt, wenn ich nur einmal etwas hineingieße, dann hätte ich ihn doch nicht mit Wasser, sondern mit Bier gefüllt.«

6. Im Reiche des Schlangenkönigs.

Nicht weit von Madras erhebt sich ein Gebirge, dessen wildphantastische Felspartien einen gar wunderlichen Eindruck machen. Fühlt sich der einsame Wanderer schon an hellen Tage unheimlich in diesem Felsenlabyrint, so steigert sich dieses Gefühl der Furcht bis zum Entsetzen, wenn sein Fuß während der Nacht hindurchpilgern muß.

Er glaubt Riesen zu erblicken, die eng umschlungen miteinander ringen; er sieht Ungeheuer von märchenhafter Gestalt, die Rachen geöffnet, den schuppigen Schweif geringelt, zum Sprunge gebückt, bereit, sich auf den Wanderer zu stürzen; er sieht schöne Frauengestalten, die hilfesuchend die Arme nach ihm ausstrecken, als erwarteten sie von ihm Befreiung, Und dies alles ist nicht tot, die Gestalten bewegen sich im unsicheren Schein des Mondes; das Heulen des Windes, das Säuseln der Baumzweige und das unter den Füßen raschelnde Laub giebt ihnen die Sprache, bald schrecklich drohend, bald flehend oder klagend.

Dem Fremden graust es. Mit flüchtigem Schritt eilt er durch die Schluchten, durch die Thäler, mit Steinbildern besetzt, geht mit zaghaftem Schritt auf schwankenden Bambusbrücken, die über stürzende Gießbäche führen, bis er endlich zwischen zwei nahe aneinander herantretenden Felswände hindurch muß und – siehe da – er tritt ans einer Wildnis in ein Paradies.

Vor seinen Blicken öffnet sich das flache Land, der Mond flutet über die Reis- und Baumwollenfelder, er übergießt die jetzt ruhig dahinfließenden und friedlich murmelnden Bäche mit seinem silbernen Licht, und besitzt der Wanderer ein scharfes Auge, so kann er noch sehen, wie seine Strahlen die Kuppeln von Madras erglänzen lassen.

›Des Teufels Sitz‹ ist dieses jäh emporsteigende Gebirge vom Munde des Volkes genannt worden, und wahrlich, eine bessere Bezeichnung hätte nicht gefunden werden können. Es ist, als ob der Teufel, dieser anmaßende Geist, auch in der schönsten Gegend sein Recht, daß die Erde sein Eigentum ist, bezeugen wolle und nun hier inmitten eines Paradieses seinen Sitz aufgeschlagen habe, von wo aus er dem unruhigen Treiben der Erdenkinder grinsend zuschauen kann. »Wo ist der Zugang zu dem Gebirge?« fragte Ellen, die neben Harrlington dem Zuge der Herren und Damen vorausritt, den eingeborenen Führer.

Dieser deutete auf eine jäh aufsteigende Wand in der Ferne.

»In einer Viertelstunde werdet Ihr das Höllenthor betreten,« antwortete er, »habt Ihr dasselbe passiert, so werdet Ihr bald auf Leute von Shikaris Stamm stoßen.«

»Du glaubst also, daß uns Shikari freundlich aufnehmen wird?«

»Shikari ist alt geworden, er lebt nur noch der Einsamkeit und seinen Tieren und läßt seinen Sohn die Aufsicht über seine Leute führen. Sein Sohn ist den Engländern freundlich gesinnt und hat auch Shikari so weit gebracht, daß er die Fremdlinge nicht mehr haßt. Kommt Ihr nicht nur aus leerer Neugierde, sondern führt Euch ein Grund zu ihm, so werdet Ihr den Zugang zu seinem Gebiet offen finden.«

Das Gebirge war erreicht, und der Führer erhielt seinen Lohn.

Während die Gesellschaft durch eine einsame Schlucht ritt, die den Eingang zu dem Felsengebiete bildete, fragte Lord Harrlington Miß Petersen:

»Haben Sie schon über Shikari Erkundigungen eingezogen?«

»Ja, und ich habe verschiedene Urteile über ihn zu hören bekommen, welche zum Teil von Unglaublichkeiten strotzten. Die Engländer scheinen ihn für einen Sonderling und die Eingeborenen für einen Halbgott zu halten. Was halten Sie von ihm?«

»Was über ihn Seltsames gesprochen wird, ist nicht Uebertreibung, er wird jetzt von den Indiern der Schlangenkönig oder der König der Gaukler genannt, und von den Gebildeten der Bevölkerung wird sein Name mit Respekt, von den Niedrigen mit Ehrfurcht ausgesprochen. Sein Vater konnte mir noch erzählen, wie er ihn als Gaukler bei der Produzierung seiner Kunststücke gesehen hat. Er war unbedingt der geschickteste aller indischen Gaukler und Schlangenbeschwörer; war eine Gegend von Schlangen verseucht, so wurde Shikari gerufen, und der Klang seiner Pfeife lockte dieselben wie durch Zauberei überall hervor, sie folgten ihm, wohin er wollte. Er versteht eben die Kunst, auf jedes Tier einen geheimen Einfluß auszuüben, und verwendet diesen, auch wilde Tiere abzurichten. Fertigt er uns nicht vor der Thür seines Reiches ab, so können wir Erstaunliches zu sehen bekommen.«

»Wissen Sie schon, wer jener Indier war, der gestern das Leben der Miß Thomson gerettet hat?«

»Nein,« entgegnete Harrlington.

»Es war Shikaris Sohn.«

»Wie,« rief Harrlingtou, »also Mukthar? Nun kann ich es mir auch erkläre», wie die Gebissene so schnell hergestellt worden ist, daß sie heute schon wieder zu Pferd sitzt. Shikari besitzt ein geheimes Mittel, mit dem er die Schlangensteine

tränkt, sodaß sie das Gift nicht nur begieriger aufsaugen, sondern es zugleich auch unschädlich machen. Dann haben wir auch umsomehr Hoffnung, vorgelassen zu werden.«

»Haben Sie auch die Schluchten zur rechten Seite richtig gezählt, daß wir uns nicht verirren?« fragte Ellen.

»Jetzt passieren wir die zweite, die vierte ist die richtige, sie bildet den Eingang. Sie wird uns durch ihre Enge auffallen.«

Nach einigen Minuten sagte Ellen wieder zu Harrlington:

»Warum wird Shikari der König der Gaukler genannt?«

»Weil er der geschickteste unter ihnen war und sein Sohn es jetzt ist, und Schlangenkönig, weil kein anderer als diese beiden, es so versteht, die Schlangen zu fangen, zu zähmen und tanzen zu lassen.«

Harrlington begann plötzlich zu lachen.

»Was haben Sie denn?« fragte ihn Ellen,

»Mir fällt ein hübsches Geschichtchen ein, in welchem Shikari eine Rolle spielt; mein Vater erzählte es mir. Nach einem sehr trockenen Sommer war eine Gegend in Indien wieder einmal so von Schlangen verseucht, daß auf den Kopf jeder getöteten Giftschlange eine Rupie (etwa zwei Mark) von dem englischen Gouvernement ausgesetzt wurde, während der Preis sonst nur eine halbe Rupie ist. Es wurden Schlangenköpfe eingeliefert, Hunderte und aber Hunderte, und das ging Monat für Monat fort, ohne daß eine Abnahme der Schlangen zu bemerken gewesen wäre. Schließlich wurden die englischen Beamten aber mißtrauisch und gingen dieser großen Lieferung auf die

Spur. Und was meinen Sie wohl, was sie dabei gefunden haben?«

»Nun?« fragte Ellen neugierig.

»Shikari hatte schon vor Jahren eine förmliche Schlangenzucht angelegt – unter günstigen Bedingungen vermehren sich diese Tiere ungeheuer – und wartete nun auf die Zeit, wo die Prämie für Schlangenköpfe eine sehr hohe war. Als sie bis zu einer Rupie gestiegen, tötete er seine Pfleglinge und verhandelte sie an die Eingeborenen jener Gegend eine Kleinigkeit billiger, sodaß diese beim Wiederverkauf an die englische Regierung einen kleinen Nutzen erzielten.«

Ellen mußte über diese Schlauheit lachen.

»Und was sagten die Beamten dazu?«

»Die waren natürlich, als das Geheimnis offenbar wurde, sehr aufgebracht, und wollten dem Shikari wegen Betrugs etwas am Zeuge flicken. Aber der Indier war schlauer als sie. Er versicherte ihnen mit der treuherzigsten Miene von der Welt, er habe geglaubt, die Engländer wollten aus den Schlangenköpfen etwas fabrizieren, vielleicht den Zähnen das Gift entziehen.«

»Was thaten nun die Engländer?«

»Sie forderten eine große Summe Geld zurück, die sie unnütz ausgegeben hatten, denn Shikari rechnete ihnen ganz genau vor, wieviel Schlaugenköpfe er verkauft habe.«

»Und Shikari?« lachte Ellen.

»Der wollte seine Schlangenköpfe wiederhaben oder wenigstens ebensoviele lebendige Schlangen, wie er getötet hatte, und so blieb die Geschichte ruhen.«

»Ein gutes Licht wirft dies nicht gerade auf den Indier,« meinte Ellen,

»Shikari that dies nur, weil er die Engländer als fremde Eindringlinge betrachtete und sich daher für berechtigt hielt, ihnen den vermeintlichen Raub anf jede nur mögliche Art zu schmälern. Im übrigen ist Shikari ein guter und mildthätiger Mann, welcher der erste ist, der bei Wassersnöten, Feuersbrünsten u. s. w. den davon betroffenen Eingeborenen seinen Geldbeutel öffnet. Er ist reich, denn er ist kein gewöhnlicher Gaukler, der sich auf der Straße produziert, sondern wird an Fürstenhöfe bestellt, besonders, wenn ausländische Größen sich in Indien zum Besuche aufhalten. Jetzt lebt er nur noch seinem Vergnügen und der Dressur vou Tieren. Sein Sohn Mukthar hat das Geschäft des Vaters übernommen.«

Ellen schwieg eine Weile, dann fragte sie wieder:

»Soll die Bezeichnung ‚König der Gaukler' nicht auch darauf deuten, daß er über alle diese fahrenden Leute herrscht?«

Harrlington lächelte.

»Es wird allerdings davon gemunkelt, daß alle Gaukler unter ihm stehen, ja, daß er sogar über Leben und Tod derselben entscheiden kann, aber ich halte dies für leere Redereien. Die Gaukler Indiens sind freie Leute, sie ziehen bald hierhin, bald dorthin, sammeln ihre Kupfermünzen ein und kümmern sich um keinen Herrn oder König.«

»Haben Sie aber nicht gemerkt, wie herrisch Mukthar gestern unserem Gaukler gegenüber auftrat, und wie demütig sich der Mann dabei benahm? Leider konnte ich die auf Indisch geführte Unterhaltung nicht verstehen.«

»Ich habe nicht darauf geachtet,« sagte Harrlington, »meine Aufmerksamkeit war ganz Miß Thomson gewidmet. Es ist ja aber leicht möglich, daß Shikari Leute ausschickt, die in seinem Brot stehen und das gesammelte Geld abgeben müssen, er liefert ihnen dafür Apparate und dressierte Schlangen. Ein solcher Höriger war vielleicht auch dieser Gaukler.«

»Ich aber kann Ihnen erzählen,« sagte Ellen mit Betonung, »daß Shikari doch mit Recht der König der Gaukler genannt wird, denn alle diese stehen unter seinem direkten Befehl; er schickt sie hin, wohin er sie haben will, er bestraft sie, und wenn sie ihm wiederholt ungehorsam sind oder sich grober Vergehen gegen die Zunft der Gaukler schuldig machen, kann er sie töten, und zwar mit Einwilligung der übrigen.«

»Woher wissen Sie das?« fragte der Lord erstaunt.

»Ich weiß es aus ganz sicherer Quelle, ebenso sicher, als hätte er selbst es mir erzählt. Früher, als Shikari selbst noch die Aufsicht führte, waren die Gaukler und Schlangenbändiger hauptsächlich diejenigen, welche einen Aufstand vorbereiteten, geheime Sendungen besorgten und überhaupt den Engländern Schwierigkeiten bereiteten –ihre Taschenspielerkunst machte dies sehr leicht. Seit aber der gegen die Engländer freundlich gesinnte Mukthar seinen Vater abgelöst hat, werden die Gaukler nicht mehr zu derartigen Geschäften verwendet, sondern ziehen nur harmlos im Lande herum. Trotzdem stehen sie aber alle noch unter dem Befehl des Schlangenkönigs.«

»Dann sind Sie besser darüber orientiert als ich, und ich will Ihnen nicht widersprechen. Doch dort ist die vierte Spalte, in die wir einbiegen müssen.«

Harrlington deutete dabei auf eine Oeffnung in der Felswand, die so glatt und gerade hindurchlief, als wäre sie von Menschenhänden in den Stein gehauen worden. Die Wände

traten so nahe aneinander heran, daß kaum zwei Reiter sich nebeneinander halten konnten.

Nach einigen Minuten hatte man diesen Durchgang hinter sich, und die Spalte begann Windungen zu machen, bald erweiterte sie sich, bald ward sie so eng, daß die Kleider des Reiters die Felswände streiften. Ueber den Häuptern hingen riesige Felsblöcke, welche dem Sonnenlicht den Zutritt verwehrten, einmal mußte die Gesellschaft sogar minutenlang durch einen Tunnel reiten, in dem vollständige Finsternis herrschte.

Harrlington zündete, ebenso wie die anderen Herren, Streichhölzer an; denn wer wußte, ob sich vor ihnen nicht plötzlich ein Abgrund öffnete oder sonst Gefahren im Wege lagen. Durch das Licht aufgescheucht, huschten Fledermäuse über die Köpfe der Reisenden hin und schlugen klatschend gegen die Wand.

»Schauerlich,« sagte Ellen und schüttelte sich, »die Namen »Sitz des Teufels« und »Schlangenkönig« passen hier zusammen.«

»Es ist eine Burg, wie sie keine Menschenhand besser hätte bauen können,« meinte Harrlington, »eine Hand voll Leute hält hier ein ganzes Regiment Soldaten im Vordringen auf. Nur ein einziger Felsblock braucht oben gelöst zu werden, und der Durchgang ist schon für Tage unmöglich gemacht.«

Als sie den Tunnel hinter sich hatten, machte der Weg eine scharfe Biegung. Die Wände standen wieder so weit auseinander, daß der Lord neben Ellen reiten konnte.

Eben bogen sie um die Ecke, als beide plötzlich nach den Revolvern fuhren. Vor ihnen, nur zehn Schritte entfernt, stand schweifwedelnd ein mächtiger Königstiger und stieß ein wildes Knurren aus.

Der Zug stockte. Ellen hielt den Atem an und hob den Revolver, aber ihr Arm wurde von Harrlington niedergedrückt.

»Um Gottes willen, nicht schießen,« flüsterte der Lord, »er gehört dem Shikari.«

Es pflanzte sich schnell nach hinten von Mund zu Mund fort, was die Ursache des Haltens sei. Die beiden Vordersten standen und gingen nicht vorwärts und der Tiger nicht rückwärts; die glühenden Augen auf Ellen gerichtet, wedelte er mit dem Schweif und ließ sein Knurren hören.

»Die Situation wird lächerlich,« sagte Ellen; »wer sagt uns, daß die Bestie zahm ist?«

»Es giebt hier keine wilden mehr,« entgegnete Harrlington, »aber was sollen wir machen? Er scheint als Wächter angestellt zu sein.«

»Geben Sie ihm ein Stückchen Zucker,« ließ sich von hinten Charles Stimme vernehmen.

Unwillig setzte Ellen ihr Pferd in Bewegung, aber sofort kauerte sich der Tiger nieder und brüllte laut.

»Kali,« rief hinter dem Felsen eine Stimme, »wer ist da?«

Der Name Kali hat in Indien einen schrecklichen Klang, ihn führt die Göttin der Vernichtung, der noch vor wenigen Jahren, manchmal auch noch jetzt, Menschenopfer gebracht wurden.

Da bog um den Vorsprung ein Indier und blieb beim Anblick der Gesellschaft stehen.

»Dürfen wir Shikari einen Besuch abstatten? Wir kommen als Freunde,« rief sofort Harrlington.

»Folgt mir!« entgegnete der Mann, lockte die Tigerin, die liebkosend an ihm emporsprang, und schritt voran. Zweimal mußte man noch um Felsen biegen, dann erweiterte sich die Spalte und führte in eine Schlucht, groß genug, die ganze Gesellschaft bequem aufzunehmen.

Am Eingange saßen einige Leute um ein Schachbrett, und neben ihnen lag Kali, die Wächterin dieses Thores. Sonst war nichts weiter in der Schlucht zu sehen.

Sie war rings von Felswänden eingeschlossen, als wäre kein anderer Ausweg als der, woher sie eben kamen, aber die Wände waren zerklüftet und zerrissen, überall sah man Löcher, Höhlen und Spalten in ihnen.

Der Indier, welchen Harrlington zuerst angeredet, ging nach einer derselben und verschwand in ihr.

Nach einer Minute kam er zurück,

»Der Schlangenkönig will Euch nicht sehen,« sagte er kurz.

»Sage ihm, die Dame, deren Leben gestern sein Sohn gerettet habe, wolle diesem danken und brächte Geschenke mit.«

Der Indier warf einen Blick auf die zahlreiche Gesellschaft, welche aus fünfzig Personen bestand, und ging wieder nach der Spalte.

»Ihr sollt Eure Geschenke behalten, Mukthar braucht keine Geschenke,« sagte er, als er zurückkam.

»Das nennt man abgeblitzt,« lachte Charles, »wenn wir jetzt nicht gutwillig gehen, hetzt uns der Kerl mit seinen Tigern und Schlangen zum Hause hinaus.«

»Gehe nochmals hin und sage, ich hätte –«

Ellen wurde unterbrochen.

»Shikari nimmt keinen Besuch an, den nur die Neugierde herführt,« sagte der Inder, »und niemals so viele. Komme allein wieder!«

»Ich hätte ihm Grüße von Dchatalja zu bestellen,« fuhr Ellen ruhig fort.

Die Wirkung, die dieser Name hervorbrachte, war eine wunderbare.

Der Indier richtete verwundert den Kopf empor und seine Gefährten, die ruhig weitergespielt hatten, sprangen gleichzeitig auf; selbst der Tiger hatte sich, wie seine Herren erhoben.

Diesmal kam der Indier zurückgerannt.

»Wer rennt,« erklärte Charles der Miß Thomson, »hat gewöhnlich große Eile; also werden wir jetzt entweder mit Eilpost hinausbefördert oder ins Innere des Heiligtums geschleppt.«

»Ihr seid dem Schlangenkönig willkommen,« sagte der Indier, »er will Euch gleich empfangen. Steigt einstweilen von den Pferden!«

Er löste eine kleine Pfeife vom Gürtel und stieß einen schrillen Pfiff aus.

Sofort kamen aus allen Höhlen und Löchern Hindus hervor, nahmen den Herren und Damen die Zügel ab und führten die Pferde durch Spalten in unsichtbare Ställe.

In dem erst so öden Felsenkessel wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen.

Die Ankömmlinge wurden durch einen Riß in eine andere Schlucht geführt, welche sich nach oben verengte, während sie unten sehr geräumig war.

Wenn der Ausdruck Schlucht gebraucht worden ist, so war dabei nur an die natürliche Entstehung des Saales gedacht, in welchen die Gesellschaft geführt wurde, denn nichts fehlte hier, was man in dem Empfangssalon eines Fürsten zu sehen gewöhnt ist.

Den steinernen Boden bedeckten weiche Teppiche, längs der Wände zogen sich schwellende Diwans hin, Stühle und Tische standen umher, kurz, der ganze Raum war mit dem größten Luxus ausgestattet. Erhellt wurde er von dem Tageslicht, welches von oben hereinfiel, aber die Wände näherten sich so, daß bei Regen der ganze Saal mit Brettern oder ähnlichen Schutzvorrichtungen überdeckt werden konnte.

Man konnte sich nicht genug wundern, hier in diesem unwirtlichen Gebirge eine solche Pracht zu finden. Es war ein in den Felsen gehauener Palast.

Doch weder Shikari, noch Mukthar ließen sich sehen, um die Gäste zu begrüßen, und so mußten diese sich selbst die Zeit durch Gespräche verkürzen, bis ihre Wirte erschienen.

»Steht jene Dchatalja, deren Namen Sie vorhin nannten, in Verbindung mit den befreiten Sklavinnen?« fragte der Lord Ellen.

»Ja, doch bitte ich Sie, auch die anderen Herren davon zu benachrichtigen, daß vorläufig dieser Name nicht wieder genannt wird. Ich hatte ihn mir als letztes Mittel aufgehoben, um in das Reich des Schlangenkönigs eindringen zu können. Entweder wurden wir dann sofort abgewiesen oder wir wurden zum Eintritt veranlaßt, aber ich fürchte, ich werde noch auf vie-

le Schwierigkeiten stoßen. Sehen Sie da, ist das nicht Mukthar selbst?«

Im Hintergründe des Saales stand die hohe Gestalt eines Indiers an der Wand lehnend, die Arme übereinander gekreuzt und die Gesellschaft beobachtend. Er war in einfache, weite Gewänder gehüllt, aber der Stoff war ein sehr feiner, und der die schmalen Hüften umchließende Gürtel war mit Edelsteinen besetzt. Niemand hatte ihn vorher gesehen, er mußte durch einen geheimen Eingang in der Wand plötzlich in den Saal getreten sein.

Als er sah, daß Ellen ihn erblickt hatte, trat er auf diese zu.

»Ihr seid mir als Gäste willkommen. Wo ist die Dame, welche Shikari, meinem Vater, Grüße überbringen wollte?« fragte er mit wohlklingender Stimme.

»Ich bin es selbst,« entgegnete Ellen.

»Nicht mein Vater ist es,« fuhr er fort, »der Euch bei Nennung dieses Namens empfangen hat, sondern ich, Mukthar. Seht Euch vor, daß der Klang dieses Wortes nicht in das Ohr Shikaris dringt. Aber als meine Gäste seid Ihr auch die meines Vaters, er wird Euch gleich begrüßen.«

»Ich dachte es mir,« seufzte Ellen.

War der junge Indier auch nur ein Gaukler, so zeigte er sich doch als vollkommener Weltmann. Eine Vorstellung der einzelnen Personen schlug er mit der lächelnden Bemerkung ab, zum Gedächtniskünstler besitze er keine Talente, war aber nie in Verlegenheit, einem Herrn oder einer Dame etwas Angenehmes zu sagen. Die Danksagungen von Miß Thomson nahm er gelassen entgegen, er habe nur das gethan, was jeder andere auch gethan haben würde.

Der Eintritt Shikaris bewirkte eine Unterbrechung der Unterhaltung.

Er war ein sehr alter Mann, etwas gebeugt gehend, und mit schneeweißem Haupthaar und Vollbart. Er besaß dieselben edlen Gesichtszüge, wie sein Sohn, wie überhaupt fast alle Indier, nur zeigte er nicht das zurückhaltende, aber freundliche Benehmen desselben, sondern war lebhaft und schien Anlagen zum Jähzorn zu besitzen.

War die Gesellschaft erst sehr erstaunt gewesen, hier einen Salon zu finden, so trat bald das Gegenteil ein, nämlich Enttäuschung über den höflichen Empfang, der sich durch nichts von dem im Hause irgend eines vornehmen Indiers unterschied. Während aber niemand sich diese Enttäuschung nicht merken ließ, sprach Charles sie ungeniert aus.

»Claus Uhlenhorst,« sagte er zu dem neben ihm sitzenden Detektiven, der nebst dem Kapitän Hoffmann sich der Gesellschaft angeschlossen hatte – nur Lord Hastings und ein anderer Herr hatten den Besuch bei dem Schlangenkönig für Unsinn erklärt und spielten im Hotel eine Partie Whist – »Claus Uhlenhorst, warum stieren Sie so nachdenklich auf das Loch in der Wand?«

»Ich warte ab, ob nicht bald eine Schlange herauskriecht,« entgegnete gähnend der Gefragte.

»Stecken Sie doch einmal den Finger hinein. Beißt es, dann ist eine drin, sonst nicht.«

»Ich kam hierher in der Erwartung, Schlangen und andere geschwänzte Ungeheuer zu sehen, und jetzt sitzt man hier und fängt vor Langeweile Fliegen.«

»Kommen Sie,« sagte Charles und stand auf, »jetzt gehen wir einfach hinaus und suchen einmal auf eigene Faust die Menagerie. Halt!« unterbrach er sich, »Jetzt werden Erfrischungen herumgereicht, da stecken wir uns die Taschen voll und füttern dann die Affen.«

Diener brachten auf Präsentiertellern Kaffee und Gebäck.

Schon wollte sich Charles mit dem Detektiven hinausbegeben, als Shikari seine Gäste selbst aufforderte, ihn zu begleiten, und sein Sohn fügte lächelnd hinzu, wenn sie gehofft hätten, hier auf Schlangengrotten und ähnliche Sehenswürdigkeiten zu stoßen, so hätten sie sich allerdings getäuscht, schon manchem Besucher wäre es so ergangen.

Als Lord Harrlington mit Ellen einmal allein war, sagte sie zu ihm:

»Merkwürdig ist es, daß uns Shikari erst so grob abweisen ließ, während er sich jetzt der größten Höflichkeit befleißigt.«

»Mir ist es aber verständlich,« entgegnete der Lord. »Wenn er nicht jedem kurzweg die Thür wiese, so würde er bald von Reisenden überlaufen werden, welche schon wegen dieser Felsenwanderung herkämen. Hat er aber einmal einen Gast empfangen, so ist er auch ein freundlicher Wirt.«

Ellen suchte den Mukthar auf und führte mit diesem ein eifriges Gespräch, sie schien sich nicht sehr für das zu interessieren, was Shikari seinen Gästen zeigte.

Alle Spalten führten in ähnliche Felsenkammern, wie sie eben eine verlassen hatten, nur waren sie einfacher eingerichtet, je nach dem Zwecke, dem sie dienten.

In der einen hockten viele Indier am Boden und fertigten seltsame Gegenstände.

Auf die verwunderte Frage, wozu dieselben dienten, sagte ihnen Shikari, bei ihm würden fast alle in Indien gebrauchten Zauberapparate gefertigt.

»So bedienen sich diese Leute also auch der Apparate?« fragte einer der Herren.

»Natürlich. Sie können ohne diese ebensowenig etwas machen, wie die Zauberkünstler in Euren Ländern. Ich kenne diese sehr wohl, und wir sind ihnen in der Herstellung solcher Apparate weit überlegen. So zum Beispiel fertigt Ihr die Apparate schön, aus poliertem Holz, mit Verzierungen versehen, an, wir dagegen von möglichst plumpem Aussehen, und was dies für ein Vorzug ist, läßt sich leicht begreifen. Nehmen wir das Kunststück mit dem Krug an, welcher sich immer von selbst füllt. Ich habe dasselbe Kunststück von einem reisenden europäischen Taschenspieler gesehen, der sich dabei eines eleganten Kruges bediente. Zerschlüge er nun wirklich zum Schluß diesen kostbaren Krug, so würde dies an sich schon unnatürlich aussehen, aber er thut es nicht. Unsere Gaukler dagegen haben einen ganz plumpen Steintopf, für den sie zuletzt einen anderen unterschieben und zerschlagen. Diese Scherben können sie herumgehen lassen, um sich den Anschein zu geben, daß der Topf keinen Wert für sie habe.«

Man mußte ihm beistimmen.

Der Schlangenkönig, der Name kam ihnen jetzt wie Spott vor, sagte ihnen, daß er zu seinem Vergnügen wilde Tiere dressiere, und zeigte ihnen in einer anderen Grotte vergitterte Käfige mit Tigern, Wölfen, Panthern und anderen Raubtieren,

Keiner der Gäste hatte auch nur Lust, ihn aufzufordern, einige der Tiere vorzuführen.

Die Enttäuschung wuchs von Schritt zu Schritt.

»Wo aber sind die Schlangen?« fragte einer.

»Schlangen?« sagte lächelnd der Shikari. »Ich habe keine solche hier, der Name Schlangenkönig rührt nur daher, daß ich mich früher als Gaukler mit der Dressur derselben beschäftigt habe. Uebrigens können Schlangen eigentlich nicht dressiert werden. Die Musik und das Auge des Bändigers sind es, was die Tiere bezaubert und sie vom Beißen abhält. Man muß studiert haben, welche Töne bei ihnen die größte Wirkung hervorbringen, und je vollkommener man dieselben auf der Pfeife wiedergeben kann, desto williger verlassen die Schlangen ihr Versteck, lassen sich fangen und, wie man sagt, zum Tanzen abrichten. Ich gebe mich nicht mehr damit ab, es ist die Sache der gewöhnlichen Gaukler.«

Miß Thomson wandte sich an Charles und flüsterte:

»Dieser Mensch entnüchtert mir alle Poesie Indiens.«

Da wurde Charles schon wieder am Arm berührt, hinter ihm stand Sharp, der ihm winkte, etwas zurückzubleiben.

»Sir Williams, Sie wetten doch so gern! Was wetten wir, daß der Schlangenkönig und sein Kronprinz die ganze Gesellschaft zum Narren hält, mich natürlich ausgenommen?«

Charles starrte den Detektiven mit offenem Munde an.

»Wie meinen Sie das?« fragte er endlich.

»Daß es ein ganz geriebener Kerl ist, der viel mehr weiß und viel mehr hat, als er uns zeigt.«

»Woraus schließen Sie das?«

»Weil er so ungemein darauf bedacht ist, alles ganz selbstverständlich hinzustellen. Er wäre auch ein schöner Esel, wenn

er dem ersten Besten seine Geheimnisse verraten wollte. Umsonst steht der Tiger aber jedenfalls nicht als Kettenhund an dem Thor.«

Jetzt forderte der Wirt seine Gäste auf, in dem ersten Felsenhof noch der Vorstellung eines dressierten Elefanten durch einen Indier beizuwohnen.

»Das heißt mit anderen Worten: dann sollen wir machen, daß wir hinauskommen,« sagte der Detektiv zu Charles, »und wie zum Teufel kommt denn überhaupt ein Elefant hier in dieses Labyrint? Die Spalte, durch welche wir kamen, ist viel zu schmal für einen solchen Riesen. Aber auch der Fuchs hat mehrere Ausgänge aus seinem Bau.«

Aus einer geräumigen Höhle wurde ein mächtiger Elefant mit prachtvollen Stoßzähnen geführt, der unter der Leitung seines Wärters Kunststücke ausführte. Sie waren wohl bewundernswert, aber den Herren und Damen waren sie nichts Neues.

Sie hatten in einem weiten Kreis auf Stühlen Platz genommen, und sonderbar war es, wie Mukthar die Aufstellung derselben vorgenommen hatte. Shikari saß neben Ellen, aber ihre Stühle waren weit von den anderen entfernt, als nähmen sie einen Ehrenplatz ein. Die Entfernung war eine so weite, daß ihr Gespräch nicht gehört werden konnte, und sie unterhielten sich sehr eifrig.

Ebenso, wie diese beiden, beschäftigten sich auch die anderen Gäste weniger mit den Künsten des Elefanten, sondern vielmehr mit Shikari und Ellen, welche ein ganz merkwürdiges Benehmen zeigten. Ellen sprach auf den Indier ein, dieser antwortete heftig, sprang sogar auf, stampfte mit dem Fuß auf den Boden und sank dann wieder wie gebrochen auf den Stuhl.

Nur einmal wurde die Aufmerksamkeit durch etwas anderes von diesen beiden abgelenkt.

Durch den Eingang kam ein Indier zu Pferd, in der Uniform der Postbeamten, gesprengt und fragte nach Kapitän Hoffmann. Dieser nahm ihm ein Telegramm ab, überflog es und verabschiedete sich dann von der Gesellschaft mit der Entschuldigung, er müsse sofort mit dem Eilzug nach Bombay reisen, seine Anwesenheit auf dem >Blitz< sei nötig. Der Steuermann Uhlenhorst dagegen könne noch hierbleiben und erst später nachkommen.

»Wir fahren nicht mit der Eisenbahn nach Bombay zurück,« sagte Ellen, »sondern von Madras aus mit einem Dampfer.«

Der Ingenieur sann eine Weile vor sich hin, besprach sich dann mit seinem Steuermann, d. h. mit dem Detektiven, längere Zeit und entfernte sich.

»Sie sind heute so furchtbar zerstreut,« sagte Miß Thomson zu Charles, der an ihrer Seite saß, »jetzt frage ich Sie, ob Sie dieses Kunststück schon einmal von einem Elefanten gesehen haben, und Sie antworten: Morgen, heute noch nicht. Warum starren Sie denn nur unverwandt nach Miß Petersen?«

»Ich muß. Es ist nämlich furchtbar interessant, was sich die beiden dort erzählen, und wenn ich nicht immerwährend aufpasse, dann ist alles verloren.«

»Sie sind heute wieder vollständig ver ... verlegen.«

»Verrückt,« ergänzte Charles, »sprechen Sie es nur ruhig aus. Aber nehmen Sie mir dies nicht übel, ich muß heute noch eine Hauptrolle spielen.«

»Sie haben doch keine Ahnung, über was sich diese beiden unterhalten.«

»Vielleicht mehr als Sie,« entgegnete Charles mit pfiffigem Lächeln.

»Ich glaube kaum.«

»Ich werde Ihnen aufschreiben, um was sich das Gespräch dreht, und wenn es auch die anderen erfahren, so können Sie nachsehen, ob ich alles nicht schon vorher gewußt habe. Wollen Sie?«

»Gut, es gilt.«

Charles riß aus dem Notizbuch ein Blatt Papier, schrieb einige Zeilen darauf und faltete es zusammen.

»So! Versprechen Sie mir aber auch, es nicht vorher zu lesen.«

»Nein, ich werde es nicht thun.«

»Dann stecken Sie es ein!«

Miß Thomson nahm das zusammengefaltete Blatt und steckte es in die Tasche. Beide begannen wieder eine Unterhaltung, plötzlich aber sprang Charles auf, ließ sich sein Pferd vorführen und jagte in Karriere über den Platz nach dem Ausgang.

»Das sieht fast so aus, als ob er wirklich wüßte, wovon die beiden sprechen. Nun, ich brauche ja nur seinen Zettel zu lesen. Allerdings habe ich gesagt, ich würde ihn erst nachher lesen, aber das macht ja nichts.«

So dachte Miß Thomson, zog den Zettel aus der Tasche und las:

»Teure Betsy, ich liebe Sie, aber Sie glauben mir doch nicht, wenn ich es Ihnen sage. Deshalb gestehe ich es Ihnen schriftlich.« – –

Lauschen wir nun dem Gespräch, welches Ellen während der Vorstellung mit Shikari führte und wodurch der Indier so aufgeregt wurde.

Ellen hatte lange Zeit der Vorstellung des Elefanten schweigend zugesehen. Als der Wärter des Tieres durch Mukthar abgelöst wurde, welcher mit ihm Kunststücke vornahm, kam Ellen auf den Sohn zu sprechen.

»Ist Mukthar dein einziges Kind?«

»Ja,« entgegnete kurz der Indier.

»Hast du keine anderen gehabt?«

»Nein.«

»Warum sagst du mir nicht die Wahrheit, Shikari? Ich weiß, daß du noch eine Tochter gehabt hast,« sagte Ellen einfach.

Der Indier sah mit finsterem Blick die Sprecherin an.

»Ich habe eine Tochter gehabt, ich kenne sie nicht mehr,« murmelte er dumpf.

»Warum nicht? Darum vielleicht, weil sie dem Manne, den sie liebte, in die Ferne gefolgt ist? Daran tust du sehr unrecht!«

Der alte Mann sprang auf.

»Du bist mein Gast,« grollte er. »Wenn du etwas erfahren hast, so brich meine alten Wunden nicht wieder auf.«

»Ich habe deine Tochter Dchatalja getroffen, sie hat mich beschworen, deine Verzeihung zu erflehen, und ich werde nicht eher von hier gehen, als bis ich diese erlangt habe.«

»Nimmermehr,« rief der Indier mit starker Stimme, »sie ist von mir gegangen ohne meine Einwilligung, sie ist von mir geflohen ohne Abschied, und nie werde ich mich bemühen, sie wiederzusehen.«

»Und warum ist sie von dir geflohen? Weil du nicht einwilligen wolltest, daß sie einem Engländer als Weib angehören sollte, denn du haßtest diese Nation.«

»Nicht mehr,« entgegnete Shikari wehmütig, »die Zeiten sind vorüber, da ich mich mit voller Manneskraft gegen ein aufgezwungenes Joch stemmen wollte. Das Alter macht klug, ich habe eingesehen, daß es für uns besser ist, wenn eine milde, aber kräftige Hand uns regiert, als wenn wir von despotischen Fürsten beherrscht werden. Aber damals,« fuhr er wieder hastig fort, »befahl ich ihr allerdings, sich von jenem Engländer loszureißen, an den sie ihr Herz gehängt hatte. Aber was that sie? Bei Nacht entfloh sie mit ihrem Geliebten. Als ich am Morgen aufstand, war sie fort, ohne Abschied, ohne mir ein Wort zu hinterlassen; der Tiger, der am Thore lag, war vergiftet, das Tier, das sie selbst groß gezogen hatte.«

Der Mann verbarg das Gesicht in seinen Händen.

»Du mißt dem Mädchen alle Schuld bei,« begann nach einer Pause Ellen wieder, »und von dem Manne sprichst du gar nicht.«

»Was geht er mich an?«

»Er ist der schuldige Teil, denn das Herz des Weibes hängt mehr an dem Geliebten, als an den Eltern, so zeigt es uns über-

all die Natur. Wäre er ein Ehrenmann gewesen, so hätte er sie nicht entführt, wenn ein wirklicher Grund eine Heirat unmöglich machte.«

»Habe ich meine Tochter zur Bajadere erziehen lassen, daß sie sich an den ersten Mann wegwirft?« fuhr Shikari auf. »Mag sie an der Seite ihres Entführers, fern vom Heimatlande, glücklich sein! Ich habe keine Tochter mehr, sprich nicht mehr von ihr.«

Auf diese Weise war mit dem Manne nichts anzufangen, sagte sich Ellen, aber sie hatte noch mehr Hilfsmittel zu Gebote, um das Herz des Vaters zu rühren. Sie glaubte aus dem Zittern seiner Stimme zu hören, daß es ihm mit seiner Entrüstung nicht der rechte Ernst war.

»Hast du nichts wieder von ihr gehört?« begann sie abermals.

»Nie wieder, ich will auch nichts mehr hören, sprich nicht mehr von ihr.«

»Ich habe deine Tochter Dchatalja getroffen,« fuhr Ellen unbeirrt fort. »Willst du nicht erfahren, wie es ihr geht?«

Der Indier schwieg.

»Willst du nicht wenigstens hören, ob die Tochter deiner noch gedenkt?«

»Wie fandest du sie, war sie glücklich?« fragte er endlich tonlos.

»In Elend, Schmach und Schande!« sagte Ellen mit Nachdruck.

Shikari starrte die Sprecherin entsetzt an.

»Auf dem Sklavenmarkt.«

Der alte Mann stöhnte laut auf, vergrub das Gesicht in den Händen und schluchzte wie ein Kind.

»Dchatalja, meine Tochter, auf dem Sklavenmarkt!« jammerte er.

In diesem Augenblick war es, als Charles plötzlich seinen Platz verließ und auf seinem Pferde davonjagte; in der nächsten Minute verschwand auch Mukthar durch die Spalte.

Als sich der alte Mann etwas beruhigt hatte, begann Ellen wieder:

»Willst du nun hören, wie und wo ich Dchatalja getroffen habe?«

Der Indier nickte nur.

»Du glaubtest, sie sei an der Seite jenes Mannes, den sie liebte und dem sie so willig folgte, glücklich und zufrieden?«

»Ich hoffte wenigstens so,« murmelte er.

»So laß dir ihre Geschichte erzählen, und du wirst dann selbst gestehen, daß sie nicht so schuldig ist, wie du glaubst. Und wäre sie es auch, die Leiden, welche sie durchzumachen gehabt hat, müßten das Herz eines jeden zur Verzeihung bewegen, um wieviel mehr das eines Vaters. Hast du noch niemals daran gedacht, daß du selbst den Anlaß dazu gegeben hast, indem du, anstatt Dchatalja, wie die anderen Töchter Indiens, in ihren Gemächern zu lassen, sie mit an die Höfe nahmst und bei deinen Vorstellungen verwendet hast, weil du auf ihre Schönheit stolz warst?«

»Du hast recht,« murmelte Shikari zerknirscht, »ich selbst war mit der schuldige Teil. Erzähle mir von meinem unglücklichen Kinde.«

»Es war ein Leichtes für den englischen Gesandten, der am Hofe weilte, das Herz des jungen Mädchens zu bestricken, es soweit zu bringen, daß es auf seinen Vorschlag, mit ihm zu fliehen, einging. Dchatalja wußte, daß, du ihr nie die Einwilligung geben würdest, einen verhaßten Engländer zu heiraten, aber die Liebe zu ihm war mächtiger als die zu dir, was man ihr nicht als Unrecht vorwerfen kann, und so floh sie mit ihm, in dem festen Glauben, er würde sie als sein Weib nach England führen,«

»That er dies nicht?«

Des Indiers Augen funkelten bei dieser Frage wie die seines Tigers.

»Nein. Es war nicht so leicht, Dchatalja unbemerkt aus diesem bewachten Felsenhaus zu entführen. Doch der Engländer fand für Geld einen Gaukler willig, ihn bei seinem Unternehmen zu unterstützen. Der schlaue Bursche mußte hier Bescheid wissen, mit der Gewandtheit der Schlange, die er dressierte, schlich er sich ein, betäubte die Wächter, vergiftete den Tiger am Ausgang und brachte Dchatalja hinaus.«

»Wie hieß der Gaukler?«

»Du wirst ihn wohl nicht kennen; ich weiß bestimmt, daß er nicht zu denen gehörte, über welche du befiehlst, denn er war weit aus dem Norden und trat, wie ich glaube, überhaupt nur gelegentlich als Gaukler auf, wenn er eine seiner Schandthaten ausführen wollte. Die beiden reisten nach einer kleinen Hafenstadt, um, wie der Engländer vorgab, einen Dampfer abzuwarten, der sie nach seiner Heimat bringen sollte. Aber dem Schur-

ken kam eine solche Absicht gar nicht in den Sinn. Er schob die Abreise von Woche zu Woche hinaus, bis er schließlich eines Nachts spurlos verschwand. Dchatalja war außer sich und wollte verzweifeln, denn den Rückweg zu dir wußte sie verschlossen, und das unerfahrene Kind war in einer fremden Stadt sich vollkommen selbst überlassen. Es erschien ihr als ein großes Glück, als sie eines Tages jenen Indier traf, der bei ihrer Entführung geholfen hatte. Dieser Mann bot sich auch sofort an, sie einstweilen bei entfernten Verwandten unterzubringen, von wo aus sie sich um deine Verzeihung bemühen solle und brachte sie auch wirklich an Bord eines Schiffes. Es gehörte einem Mädchenhändler, an den ihr eigener Landesmann sie verkauft hatte. Sie wurde erst nach Kleinasien gebracht, wo sie einem Kinde das Leben schenkte. Auf der Fahrt nach der Türkei starb es, und so wurde Dchatalja auch noch ihres letzten Glückes beraubt.«

»Und wo trafst du sie?«

Bis jetzt hatte Ellen die Wahrheit erzählt, nun aber mußte sie etwas erdichten, um das Herz des Vaters noch weicher zu stimmen.

»Es war auf einem türkischen Sklavenmarkt, wie solche noch heimlich abgehalten werden. Einst verschaffte ich mir Zutritt zu einem solchen, und hier erfuhr ich das Schicksal Dchataljas aus ihrem eigenen Munde. Ich bot dem Sklavenhändler Summe für Summe, ich versprach ihm, das Gewicht des Mädchens in Gold auszuzahlen – er konnte sich nicht mehr darauf einlassen, Dchatalja war bereits an einen persischen Fürsten verkauft, der das schöne Mädchen um alles in der Welt nicht fahren lassen wollte.«

Der noch immer rüstige Shikari schien während dieser letzten Erzählung Ellens um Jahre gealtert zu sein. Völlig gebro-

chen saß er in seinem Stuhl, den Kopf auf die Brust gebeugt und ließ die Thränen ungehindert in den weißen Bart rinnen.

»Was hat sie zuletzt noch gesagt? Hat sie meiner noch gedacht?« brachte er endlich hervor.

»Ihre letzten Worte galten dir. Als ich ihr mit blutendem Herzen Lebewohl sagte, fiel sie weinend vor mir nieder und sagte: ›Wenn du meinen Vater siehst, so erzähle ihm, wie du mich gefunden hast, und erbitte seine Verzeihung für mich.«

Der Indier hörte nicht, wie der Tiger am Thor laut aufheulte. Weinend saß er da und jammerte um sein verlorenes Kind.

»Der Tod wird sie bald von ihren Leiden erlöst haben; der Gedanke, daß du ihr nie vergeben würdest, ließ sie verzweifeln,« schloß Ellen.

»Sprich nicht so,« rief der Indier außer sich, »ich kann es nicht länger ertragen. O, Dchatalja, mein Kind, könnte ich dich noch einmal an mein Herz drücken!«

Laut schluchzend verhüllte er sein Gesicht.

Da wurden seine Kniee umschlungen, und eine von Thränen erstickte Stimme rief:

»Vater, so kannst du mir verzeihen?«

Der Indier glaubte, seinen Ohren nicht trauen zu können, und doch, diese Stimme hatte er oft Schmeichelstimmen sagen hören, es war keine Täuschung – vor ihm lag Dchatalja, die wiedergefundene Tochter.

Was soll noch lange geschildert werden, wie der alte Mann sie an seine Brust zog und sie wieder und wieder küßte? Wo

waren sein Zorn, seine Entrüstung über das ungehorsame Kind? Nur Freude war in den Augen des Greises zu lesen. —

Charles hatte, begleitet von Mukthar, auf einen Wink Miß Ellens das unter dem Schütze Hastings zurückgelassene Mädchen geholt. Es war ihnen kaum gelungen, sich den Durchgang durch den Spalt zu erzwingen, denn die Tigerin hatte ihre einstige Gebieterin erkannt und wollte das Mädchen mit Liebkosungen erdrücken. Dchatalja wußte noch nicht, daß die Mutter des treuen Tieres ihretwegen vergiftet worden war,

Charles wollte Miß Thomdon aufsuchen, um durch einige Späße sein weiches Herz aufzumuntern, aber das Mädchen drehte sich um und sagte:

»Ich mag nicht mehr mündlich mit Ihnen verkehren, Ihr Briefstil gefällt mir zu sehr.«

»Verwünscht,« dachte Charles und schlug sich vor die Stirn, »daran habe ich gar nicht mehr gedacht,«

Noch hielten sich Vater und Tochter umschlungen, als schon wieder neue Besucher den Felsenhof betraten.

Einige Indier führten einen Mann mit auf dem Rücken gebundenen Armen dem Schlangenkönig vor.

»Die Sonne ist noch nicht untergegangen; auf Befehl Mukthars bringen wir den Mann, der gestern die Schlange entschlüpfen ließ, welche eine Faringi biß,« sagte ein kleiner zierlicher Hindu und verneigte sich tief vor Shikari. »Er versuchte mehrmals uns zu entkommen, aber meine Fesseln vermochte er mit aller seiner Kunst nicht abzustreifen.«

Die Hände des Gefangenen waren auf sonderbare Art mit Stricken umschlungen, und die Knoten zeigten eine ganz eigentümliche Form; die Gaukler können sich zwar aus Banden

befreien, aber sie können auch Knoten schürzen, welche selbst der Geschickteste unter ihnen zu lösen nicht im stande ist.

Nur zufällig blickte Dchatalja auf den Gefangenen, aber kaum begegneten sich beider Augen, so wich letzterer entsetzt zurück, während das Mädchen sich plötzlich aufrichtete.

»Das ist der, der mich verkauft hat,« rief sie und deutete auf den Gefangenen.

Willenlos ließ er sich unter der Aufsicht Mukthars nach einer Höhle führen; von hier gab es kein Entspringen, er war in der Mitte solcher Männer, welche jede Flucht unmöglich machen konnten.

Der Detektiv schaute dem Schurken sinnend nach und ging dann zu Harrlington, mit dem er lange Zeit leise sprach.

Es wurde schon dunkel, als die Gäste von Shikari, von dessen Sohn und der wiedergeschenkten Tochter Abschied nahmen. Bevor sie sich trennten, hatte Harrlington noch eine Unterredung mit Mukthar und wurde dabei von dem Detektiven scharf beobachtet, der, obgleich weit entfernt stehend, mit seinen unglaublich scharfen Ohren kein Wort verlor.

»So willst du den Gefangenen nicht abgeben?« fragte Harrlington.

Der junge Indier schüttelte verneinend den Kopf. »Um keinen Preis; er verfällt der Rache meines Vaters.«

»Ich zahle dir hundert Pfund,« fing Harrlington an, hoffend, daß Geld seine Bitte unterstützen würde.

»Nein.«

»Zweihundert Pfund, dreihundert, achthundert, tausend Pfund?«

»Um keinen Preis,« entgegnete Mukthar, »warum willst du für diesen Schurken, der keine Kupfermünze wert ist, eine so hohe Summe zahlen?«

»Einer meiner Freunde muß ihn haben, weil der Gefangene vielleicht ein für ihn sehr wichtiges Geheimnis enträtseln kann.«

»Dann thut es mir leid, daß es nicht mehr in meiner Macht liegt, ihn dir ausliefern zu können,« sagte Mukthar, »ich würde ihn dir sonst schenken.«

Er sah lange sinnend vor sich hin, blickte dann den Engländer fest an und sagte:

»Ihr hofftet, wunderbare Merkwürdigkeiten hier zu sehen, und seid etwas enttäuscht, keine gefunden zu haben. Ich traue dir und der Lady, welche meine Schwester befreit hat, Ihr werdet nicht plaudern. Rufe deine Freundin und folget mir.«

Er schritt voraus, gefolgt von Lord Harrlington und Ellen, aber auch der Detektiv schloß sich ihnen mit der ihm eigentümlichen Ungeniertheit an, ohne den abweisenden Blick Mukthars zu beachten.

Sie gingen zuerst durch eine finstere Höhle, welche aber wiederum in einer kleinen Schlucht endete. In dieser öffnete Muktar eine schwere Thür, zog eine lange Pfeife aus dem Gürtel und sagte:

»Fürchtet Euch nicht und haltet Euch dicht hinter mir; es geschieht Euch kein Leid.«

Er schritt schnell durch die halbdunkle Spalte, und entlockte der Pfeife eine schrille, nervenerschütternde Melodie. Schaudernd sahen die hinter ihm Gehenden, wie überall aus den Löchern in den Felsenwänden züngelnde Schlangenköpfe mit funkelnden Augen hervorlugten. »Die Lieblinge meines Vaters,« sagte der Inder kurz, als er auf der anderen Seite die Thür schloß.

Jetzt mußten sie eine in Stein gehauene Treppe emporsteigen, bis sie auf dem Rücken des hohen Felsens standen. Vor ihnen gähnte ein Abgrund, und es war den dreien, als ob sie ein drohendes Knurren und ab und zu ein Knacken hören könnten.

Der junge Indier winkte, sich vorsichtig an den Rand des Abgrundes zu begeben. Finster deutete er in denselben, und sagte mit tiefer Stimme:

»So bestraft der König der Gaukler denjenigen, der ihm seine Tochter geraubt hat.«

Der Anblick, der sich ihnen bot, machte das Blut in den Adern erstarren.

In einem tiefen Felsenkessel sprangen eine Unmenge von Königstigern, Panthern und anderen Raubtieren umher und jagten sich gegenseitig die Stücke eines zerrissenen Körpers ab. Die zerstreut umherliegenden Kleider verrieten, daß der eben ausgelieferte Gefangene dort unten ein schreckliches Ende gefunden hatte.

Noch ehe die kleine Gesellschaft den Rückweg nach dem Felsenhof antrat, zog der gewissenhafte Detektiv das Notizbuch hervor und strich den Namen und die Beschreibung jenes Fakirs aus seinem Verbrecherregister.

7. Yamyhlas Rache

Der ›Blitz‹ lag im Hafen von Bombay zwischen der ›Vesta‹ und dem ›Amor‹.

Wie damals in Alexandrien hatten Ellen, wie auch Harrlington ihre Schiffe unter Aufsicht des Deutschen Ingenieurs zurückgelassen; da dieser aber mit vierzig von seinen Leuten selbst der Gesellschaft gefolgt war, um sie bei ihrer Expedition nach Indien zu begleiten, so hatte er seinen ersten Steuermann damit beauftragt, mit dem Rest der Mannschaft über die Schiffe, und besonders aber die zurückgebliebenen fünfzehn befreiten Mädchen zu wachen.

Jetzt stand der Steuermann, ein kleiner, untersetzter Mann mit intelligentem Gesicht, welches den Deutschen verriet, an Deck des ›Blitz‹ und verhandelte mit einem fremden Seemann. Ersterer schien in großer Verlegenheit zu sein; denn er drehte unaufhörlich seinen Schnurrbart, schob nervös den Kautabak von einer Backe zur anderen und schritt dann wieder einige Male auf und ab.

»Es ist so, wie ich Euch sage,« fing endlich der fremde Seemann wieder an, der den Steuermann spöttisch lächelnd betrachtete, »ich kann mir Euer Mißtrauen nicht erkären. Wenn es ein Telegramm wäre, so wäre Grund dazu vorhanden, aber ein Brief mit ihrer eigenen Unterschrift, müßte doch Euer Bedenken beseitigen.«

»Aber warum giebt mir mein Kapitän nicht den Bescheid, daß ich die ›Vesta‹ mit Euch segeln lassen soll? Offen gestanden, ich mißtraue Euch.«

»Hahaha,« lachte der andere. »Seid Ihr ein Hasenfuß! Ganz einfach, der Kapitän Hoffmamn ist nicht bei der Miß Petersen;

wer weiß, wo er gerade steckt, und das Mädel bekam mit einem Male den Einfall, ihr Schiff nach Madras kommen zu lassen und sich von dort einzuschiffen. Wie gesagt, ich und meine Mannschaft haben gerade nichts zu thun, weil unser Schiff stark leckt und im Dock liegt. So kam nun Kapitänin Petersen zu mir, weil sie mir, dem Kapitän Green von der ›Eleanor‹ am meisten traute, und hieß mich mit meiner ganzen Mannschaft nach Bombay reisen, um die ›Vesta‹ nach Madras zu bringen. Ebenso wie Ihr, hat auch der Hafenbeamte den Befehl bekommen, die ›Vesta‹ unter meinem Kommando auslaufen zu lassen. Was giebt's da noch für Bedenken?«

Adam Nagel, der erste Steuermann des >Blitz< holte einen Brief aus der Brusttasche, der vom vielen Auseinander und Zusammenfalten schon ganz zerknittert war.

»Ja, es stimmt,« sagte er, nachdem er ihn wenigstens zum hundertsten Male gelesen hatte, »hier sagt Miß Petersen, die ›Vesta‹ soll unter dem Kommando von Kapitän Green und mit dessen Mannschaft nach Madras segeln, und Eure Papiere beweisen, daß Ihr wirklich der Kapitän Green von der ›Eleanor‹ seid. Auch schreibt sie, daß die Hafenbeamten davon benachrichtigt sind. Der Poststempel ist Madras, ihre Unterschrift kenne ich und sie ist die richtige, ich habe, weiß Gott, keinen Grund, Euch zu mißtrauen.«

»Dann begebe ich mich an Bord der ›Vesta‹, meine Matrosen liegen am Quai, und ich steche sofort in die See. In zwei Stunden haben wir Flut.«

»Stimmt,« entgegnete der Steuermann, »und ich sage Euch, in zwei Stunden sollt Ihr an Bord gehen dürfen, aber nicht eine Minute früher. Bis dahin werde ich von meinem Kapitän per Telegraph eine Antwort erlangen; ich weiß sein Hotel.«

»Thut das,« entgegnete Kapitän Green, stieg in sein Boot und ließ sich ans Land rudern, um Vorbereitungen für seine Abreise treffen zu können.

Adam Nagel schrieb einige Zeilen auf ein Blatt Papier.

»Georg,« rief er dann durch eine Luke ins Zwischendeck hinab. »Schnell auf die nächste Poststation und dieses Telegramm abgeben, halte Dich aber nicht so lange wie gewöhnlich auf.«

Damit händigte er der Ordonnanz das Papier ein.

»Well, Steuermann,« sagte Georg, als er über die Bordwand ins Boot stieg, »hin komme ich schnell, rückwärts aber desto langsamer.«

Der Steuermann schritt unruhig an Deck auf und ab und kaute an den Fingernägeln; es kam ihm zu sonderbar vor, daß ein fremder Kapitän mit der ›Vesta‹ nach Madras segeln sollte; ebensogut hätten diese Uebersiedelung doch einige Leute vom ›Blitz‹ besorgen können; denn nur zwölf Leute waren zu dieser kleinen Reise nötig, und so hätte er immer noch zehn Matrosen an Bord behalten.

Aber Adam Nagel gab etwas auf das Aeußere von Personen, und dieser Kapitän hatte mit seinem kühnen, treuherzigen Gesicht einen guten Eindruck auf ihn gemacht, nur daß er die Haare über die Stirn bis in die Augen gekämmt hatte, gefiel ihm nicht.

Uebrigens mußte ja bald ein Postbote mit der Antwort Kapitän Hoffmanns kommen, wenn nicht, so traf ihn trotzdem keine Schuld – es ging alles vorschriftsmäßig. Ehe noch der neugierige Georg, der sich immer, wenn er seinen Auftrag erledigt hatte, gern in der Stadt herumtrieb, an Bord zurückgekom-

men war, durchschnitt ein Postboot mit zwölf eingeborenen Ruderern wie ein Pfeil die Wellen und legte zur Seite des ›Blitz‹ bei.

Hinter ihm folgte langsamer das des fremden Kapitäns.

»Steuermann Adam Nagel, Vollschiff ›Blitz‹«,« rief unten der Postbeamte.

»Hier,« antwortete der Gerufene und nahm das Telegramm ab.

»Das ging ja ungeheuer fix, aber unmöglich ist es nicht, alles Schlag auf Schlag.« Er öffnete es und las.

»Die ›Vesta‹ segelt unter Kapitän Green nach Madras. F. Hoffmann.«

»Die Sache ist in Richtigkeit,« sagte er zu dem nun an Bord kommenden fremden Seemann. »Ihr könnt an Bord der ›Vesta‹ gehen und die Anker lichten.«

»Sagte ich es nicht? Lebt wohl! In einer Stunde stechen wir in See.«

Green begab sich wieder an's Land zurück, und Adam Nagel sah, wie er bald darauf mit fünfzehn Matrosen vom Lande abstieß und sich auf das Damenschiff begab. Die fremden Seeleute, anscheinend verschiedenen Nationen angehörend, trafen Vorbereitungen zur Abreise, ordneten die Takelage, schmierten die Ankerrollen, und eine Stunde später verließ die ›Vesta‹ den Hafen von Bombay, den Lootsen an Bord.

Der nachblickende Steuermann sah noch, wie das Vollschiff unsicher hin- und herkreuzte, bis es das offene Fahrwasser erreichte, der Wind legte sich in die Segel, und bald war die weiße Leinwand seinen Augen entschwunden.

»Georg!« rief wieder der Steuermann.

»Georg ist noch nicht wieder zurück,« autwortete ihm der Bootsmann.

»Was,« schrie Nagel, »nach zwei Stunden noch nicht wieder an Bord? Der Bursche übertreibt die Sache denn doch etwas, ich werde es einmal dem Kapitän erzählen!«

Er schritt mit auf den Rücken gelegten Händen an Deck hin und her, manchmal nach der Uhr sehend. Seine Züge nahmen einen immer besorgteren Ausdruck an, wenn er auf die Frage nach Georg eine verneinende Antwort erhielt.

»Rätselhaft,« brummte er vor sich hin, »Georg ist zwar ein Bursche, der sich gern alles ansieht, aber er braucht zu seinen Wegen nicht länger Zeit als ein anderer, weil er auf dem Hinwege rennt und erst auf dem Rückwege gemütlich schlendert. Sollte ihm etwas zugestoßen sein? Weiß der Teufel, ich bekomme einen Verdacht gegen den Kapitän Green nicht aus dem Hirnkasten. Werde einmal selbst an Land gehen und nach Georg forschen.«

Er ließ sich an Land rudern, nahm einen Wagen und fuhr nach der nächsten Poststation. Ein Telegramm jenes Inhalts, wie der Steuermann angab, war hier nicht aufgegeben worden — Nagels Gesicht zog sich in die Länge. Er wollte wieder gehen, doch er drehte wieder um und füllte ein Telegrammformular aus.

»Kapitän Felix Hoffmann, Madras, Hotel France. Die ›Vesta‹ ist unter Kapitän Green nach Madras abgesegelt. Richtig? A. Nagel.«

Dann gab er die Weisung, daß die Antwort hier liegen bleiben sollte, bis er sich selbst das Telegramm abholen würde, und fnhr nach dem Haupttelegraphenamt.

Fast eine Stunde verging, ehe der Steuermann den ihn niederschmetternden Bescheid erhielt, daß in ganz Bombay kein Telegramm mit angegebenem Inhalte aufgegeben worden sei.

Wie ein Verzweifelter langte er auf der ersten Station wieder an, wo bereits eine Antwort seiner wartete, und das Papier zitterte in seinen Händen, als er las:

»Kreuzt die ›Vesta‹ noch vor dem Hafen, bringt sie zurück, ist sie außer Sicht, macht den ›Blitz‹ seebereit Komme sofort. Felix Hoffmann.«

»Meine Ahnung,« stöhnte der Steuermann und stürzte nach dem Wagen.

Der zum ersten Male so Hintergangene dachte vorläufig gar nicht an den verschwundenen Georg; er trieb den Kutscher zur höchsten Eile an. Ehe er sich über die Bordwand schwang, erfuhr er schon, daß Georg noch immer nicht zurück sei; aber das galt ihm jetzt gleich, erst mußte er den Auftrag des Kapitäns erfüllen.

Hell schrillten die Töne seiner Pfeife durch das Schiff, wiederholt vom Bootsmann, und im Inneren des stählernen Baues begann ein Laufen und Arbeiten, daß die Masten bis in die Spitzen erzitterten.

»Wie verhalten sich die Weiber?« fragte an Bord der ›Vesta‹ Kapitän Green einen vierschrötigen Kerl mit einer Galgenphysiognomie, der sich neben ihm über Bord lehnte und dem Spiel des Kielwassers zusah.

»Sie glauben mir alles, nur die eine Schwarze ist mißtrauisch,« antwortete er, »die scheint überhaupt ein Teufelsweib zu sein. Augen hat sie im Kopfe, wie glühende Kohlen, und merkwürdig, ich bin doch ein guter Schläger, aber mit der möchte ich nicht boxen, ich glaube, die kann einem die Knochen im Leibe zerschlagen.«

Der Kapitän lächelte.

»Hat jedenfalls auf einer Plantage schwere Arbeiten verrichten müssen.«

»Fesselt sie lieber, Kapitän, ich traue ihr nicht. Viel ausrichten kann sie nicht, aber die ist so eine, die über Bord springt und dabei jemanden zur Gesellschaft mitnimmt.«

»Unsinn, Jack. Wir wollen lieber möglichst harmlos die Sache erledigen. Sind sie erst an Bord der ›Seenixe‹ dann kann uns gleichgiltig sein, was weiter mit ihnen geschieht.«

»Der Demetri hat immer wundervolle Namen für sein Schiff, erst ›Undine‹ und nun wieder ›Seenixe‹. Möchte wissen, welchen Namen er dann ausfindig macht. Wann will er Euch die Ladung abnehme?«

»Weiß nicht, Jack,« antwortete der Kapitän zerstreut, denn er hatte die Takelage gemustert und gab jetzt ein Kommando, an dessen Ausführung sich alle Matrosen beteiligten, ausgenommen, der mit Jack Angeredete, der ruhig neben dem Kapitän stehen blieb.

Als die Segel in Ordnung waren, sagte Green:

»Demetri kreuzt in diesen Breiten, wir können ihn jede Stunde treffen.«

»Was habt ihr für einen Vertrag mit ihm abgeschlossen?« fragte Jack, der mit dem Kapitän auf sehr vertraulichem Fuße zu stehen schien.

»Ich behalte die ›Vesta‹, und er bekommt die Mädchen, ein sehr gutes Geschäft für mich. Ich hätte mich ja eigentlich nicht in seine Angelegenheiten mischen dürfen, da aber die Sache geglückt ist, so schadet es nichts. Demetri wird glücklich sein, wenn er seine Ladung hat; besser ist es, es fehlen nur drei Sklavinnen, als wenn sie alle weg wären. Den Schlag würde er nicht aushalten können; der Meister hat dafür gesorgt.«

»Der Tausch ist nicht schlecht,« meinte Jack. »Habt Ihr die Einrichtung der ›Vesta‹ schon genauer angesehen? Sie ist pompös!«

»Wertloser Plunder!« sagte der andere geringschätzend. »Das Schiff ist mir die Hauptsache. Als mein voriges wrack wurde, hätte ich nicht gedacht, daß ich hier ein solches bekommen würde.«

Beide schwiegen einige Zeit.

»Die Geschäfte gehen jetzt schlecht,« begann wieder der Kapitän.

Jack stieß einen furchtbaren Fluch aus.

»Nichts ist es mehr,« sagte er ingrimmig, »wohin man auch hört, überall wird eiem von Mißerfolgen erzählt. Dem Demetri werden die Sklavinnen abgenommen, und jene verfluchten Weiber, welche es gethan haben, eutziehen sich allen Schlingen des Seewolfs. Wenn der übrigens nicht schnell einen Handstreich ausführt, wird er seine Rolle bald ausgespielt haben. Mein Kollege Bill munkelte davon, daß bereits andere vom Meister auf die Mädchen gehetzt worden wären.«

»Was macht denn dein Kollege? Kocht er noch immer seine schmackhaften Gerichte?« lachte der Kapitän.

Jack fluchte wieder.

»Dem ist ebensowenig wie mir jemals etwas mißglückt, das wißt Ihr auch, Green,« sagte er prahlerisch, »aber wenn wir keine Aufträge bekommen, können wir natürlich nichts machen. Nun fahre ich schon ein Vierteljahr mit Euch herum und habe uoch keine Gelegenheit gehabt, ein Schiff auf den Grund zu senken. Des Meisters Kasse muß gut gefüllt sein, daß er kein Versicherungsgeld braucht.«

»Sagt, Jack, was wird mit dem Burschen gemacht, dem wir das Telegramm abnahmen?«

»Weiß nicht, so ein indischer Großer hat ihn gleich mit Beschlag belegt, will wahrscheinlich von ihm etwas über den ›Blitz‹ erfahren. Seht da,« unterbrach sich der Sprecher, »ein Segel.«

Der Kapitän hatte während des Gesprächs nicht acht auf den Horizont gehabt. Das ankommende Schiff hatte sich soweit genähert, daß man seine Bauart mit den bloßen Augen erkennen konnte.

»Endlich,« rief er, »die ›Seenixe‹!«

»Dann rate ich Euch nochmals, bindet die Schwarze, sie macht Euch sonst Schwierigkeiten, wenn sie die Täuschung bemerkt.«

»Ihr seid ja furchtbar ängstlich!« lachte Green. »Doch ich werde Euren Rat befolgen.«

Er gab einigen Matrosen Befehle, und diese verschwanden im Zwischendeck.

Die Brigg kam schnell näher und lag nach einer halben Stunde längsseit der ›Vesta‹.

Wie erschraken die armen Mädchen, als sie, sich über die durch das Aneinanderstoßen entstandene Erschütterung ängstigend, an das Deck kamen und in das vor Freude strahlende Gesicht des Demetri blickten, der eben über die Bordwand sprang.

»Habe ich Euch wieder, meine Täubchen?« frohlockte er. »Diesmal werde ich Euch besser behüten.«

Ohne sich zu sträuben, begaben sich die Mädchen an Bord des Schiffes, welches sie einst mit solchem Entzücken verlassen hatten. Ihre Hoffnung war dahin.

Yamyhla wurde gebunden hinübergeschafft. Mit fest zusammengepreßten Lippen schritt sie an dem Griechen vorüber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

»Wohin segelt Ihr, Demetri?« fragte Green diesen. »Nach Smyrna, wohin Ihr sie zuerst bringen solltet?«

»Seid Ihr verrückt? Nachdem diese dummen Amerikanerinnen ihre That in der Welt ausposaunt haben? Nein, ich gehe nach einem Schlupfwinkel an der Ostküste Afrikas, in der Nähe von Mogador, und hole mir dort weitere Befehle vom Meister. Und Ihr?«

»Wir segeln westwärts, nach Sumatra zu. Unterwegs müssen wir das Aussehen der ›Vesta‹ ändern. Nehmt Euch in acht, daß die Weiber Euch die Mädchen nicht wieder abjagen!«

Sie sprachen noch einige Zeit zusammen, dann schlug jedes Schiff seinen Kurs ein.

Die Gefühle der Mädchen lassen sich nicht beschreiben, als sie sich wieder in dem niedrigen Zwischendeck befanden, an demselben Platze, wo sie vor einigen Monaten gesessen hatten. Doch über jene Treppe war Ellen zu ihnen gekommen, wie ein Engel, und hatte ihnen die Freiheit verkündet, und nun – alles vorbei. Wie glücklich waren ihre drei Gefährtinnen, welche bereits in die Heimat zurückgebracht worden waren! Ach, wären sie doch damals lieber gleich verkauft worden, als daß sie sich so lange mit Hoffnungen und Zukunftsträumen herumgetragen hätten.

Yamyhla war nicht bei ihnen. Sie war gebunden in eine enge Kabine gesperrt, denn Demetri war jetzt vorsichtig geworden und traute der wildblickenden Negerin nicht mehr.

Der Grieche weidete sich an der Furcht der Mädchen und konnte es nicht unterlassen, dieselben zu verhöhnen. Leider gelang es ihm nicht, sie zu reizen, denn die armen Geschöpfe waren viel zu geängstigt, als daß sie seine beißenden Witze verstanden hätten.

Er versprach sich besseren Erfolg bei Yamyhla und begab sich zu dieser, denn er hatte von Green erfahren, daß sie jetzt ziemlich gut Englisch spräche.

Als er in die Kabine trat, lehnte die Negerin, die Hände auf den Rücken gebunden an der Wand der Koje und hatte den Blick zu Boden geheftet.

»Nun, Schatz,« begann der Grieche, »ist es hier nicht viel schöner, als auf der ›Vesta‹? Hier brauchst du nicht zu arbeiten, sondern bekommst dein Essen umsonst. Was meinst du?«

Die Negerin beachtete ihn nicht.

»Nur nicht so stolz,« lächelte er, »wenn du erst die hundertste Frau eines Türken oder Persers bist, dann ist immer noch Zeit dazu, es zu werden. Was sagst du zu meinem Vorschlag, willst du nicht so lange mein angetrautes Eheweib werden?«

Yamyhla schwieg beharrlich.

»Ihr Negerinnen seid doch sonst nicht so spröde,« fuhr er lachend fort und streckte die Hand aus, um sie am Kinn zu fassen, »Sieh mich doch einmal an, bin ich nicht ein ganz schmucker –«

Er kam nicht weiter.

Wie ein Raubtier sprang die Negerin auf den Griechen zu und grub ihre Zähne in seinen Hals. Der Grieche stürzte rücklings zu Boden und Yamyhla über ihn weg, ohne ihn loszulassen; er versuchte, nach dem Dolch zu greifen, aber das starke Weib lag so fest auf ihm, daß er sich nicht bewegen konnte.

Mit blutunterlaufenen Augen – schon verging ihm der Atem – griff er nach dem Halse des furchtbaren Mädchens und würgte es, aber vergebens, es ließ nicht ab, die Zähne tiefer und tiefer in das Fleisch des Verhaßten zu graben.

Fast schwand ihm die Besinnung, als einige Matrosen, durch den schweren Fall herbeigelockt, die Thür öffneten und ihren Kapitän von der Negerin überfallen sahen. Aber auch ihnen gelang es nicht, denselben den Zähnen der Wütenden zu entreißen, bis ein Schlag mit dem Pistolenkolben auf den Kopf sie bewußtlos machte.

Als Yamyhla wieder zu sich kam, war es Abend. Sie lag an Deck an Händen und Füßen gefesselt, und Demetri stand vor

ihr, den Hals mit Tüchern verbunden. Er hatte schon längst auf ihr Erwachen gewartet.

»Das sollst du mir büßen, Kanaille,« schrie er mit vor Wut heiserer Stimme und trat sie mit Füßen. »Hast du endlich ausgeschlafen? Dann ist es Zeit, dich für dein Beißen zu belohnen. Habe ich drei Mädchen schon verloren, so kommt es auf eins mehr auch nicht an. An den Mast mit dir, ich selbst will dir die neunschwänzige Katze zu schmecken geben, bis dir das Fleisch vom Rücken fällt!«

Yamyhla wurde emporgerissen und an einen Mast gebunden, das Gesicht diesem zugewandt, ihr Rücken entblößt, und dann begann Demetri, sein Rachewerk auszuüben.

Pfeifend sausten die langen Lederriemen der Peitsche, auf Schiffen die geschwänzte Katze genannt, durch die Luft, klatschend fielen sie auf den nackten Rücken der Unglücklichen, und jeder der neun Riemen hinterließ stets einen blutigen Streifen.

Nicht eher senkte Demetri den Arm, als bis die Ermüdung ihn dazu zwang, und da glich der Rücken der Schwarzen nur noch einer blutigen Masse. Es war eine Wohlthat für sie, daß ihr schon nach den ersten Hieben die Besinnung geschwunden war.

Atemlos hielt der Grieche inne, er warf die Peitsche weg und ging, selbst von dem Blute der Gepeitschten über und über bespritzt, in seine Kajüte, um durch einige Gläser Wein seine Nerven zu beruhigen,

Einer der Matrosen fühlte in seinem steinernen Herzen wenigstens so viel Erbarmen, daß er die Gemarterte aus ihrer ste-

henden Lage erlöste, er ließ sie aber mit gebundenen Händen und Füßen liegen, wohin sie fiel. Dann ging auch er in das Zwischendeck, um sich durch Kartenspiel mit seinen Kameraden die Zeit zu vertreiben.

Yamyhla wußte nicht, wie lange sie so gelegen hatte; als sie erwachte, war es finstere Nacht.

Sie wußte erst nicht, was mit ihr vorgegangen war, aber die heftigen Schmerzen riefen ihr nur zu bald alles ins Gedächtnis zurück.

Sie war geschlagen worden, sie, die Anführerin der Dahomeamazonen.

Ein brennender Durst quälte sie, der Schmerz der Wunden peinigte sie, aber das alles vermochte nicht, die Nerven dieses Mädchens zu erschüttern. Es war dies nicht das erste Mal, daß sie einen starken Blutverlust erleiden mußte, sie hatte schon öfter in Schwert- und Lanzenkämpfen mit Negern, mit denen sie fortwährend in Streit lagen, Wunden davongetragen, sie war einst schwach, hungrig und fast verdurstet, Tage und Nächte lang durch Wüsten gelaufen, bis ihr Dolch den Weg zum Herzen des Verräters gefunden, und so dachte sie auch jetzt nicht an ihre Leiden, sondern nur daran, wie sie Rache, die furchtbarste, entsetzlichste Rache üben könnte.

Schon früher, ehe sie von den Vestalinnen befreit wurde, hatte sie sich mit dem Gedanken an Flucht beschäftigt. Es wäre ihr ein Leichtes gewesen, zu jeder Zeit sich ihren Wächtern zu entziehen, aber sie hatte es stets hinausgeschoben, bis sie auch weiter fortkommen konnte. Sie hatte ja noch sechzehn Monate Zeit. Jetzt aber galt es zu handeln, denn Rache erleidet keinen Aufschub – so war ihr gelehrt worden.

Sie blickte sich um.

Ein Matrose stand am Steuerrad, und ein anderer, welcher auf den etwa wechselnden Mond zu achten hatte, ging an Deck auf und ab – die übrigen lagen im Zwischendeck und schliefen.

Sie lag neben einem Anker. Geräuschlos wandte sie sich so, daß sie mit den Händen die scharfe Kante desselben erreichen konnte, und fing an, daran die Stricke zu reiben. Jedesmal, wenn der Matrose an ihr vorüberkam, stellte sie ihre Arbeit ein und blieb wie tot liegen.

Es dauerte nicht lange, so fielen die Stricke von ihren Händen.

Als der rastlos Wandernde am weitesten von ihr entfernt war, zog sie aus den buschigen Haaren einen kleinen Dolch in einer Lederscheide und zerschnitt vorsichtig die Banden an den Füßen. Sie verfuhr dabei so behutsam und langsam, daß sie zweimal den Matrosen vorüberlassen mußte.

Dieser ging zum dritten Mal an ihr vorbei und hatte eben das Häuschen, in welchem sich die Küche befand, die Kombüse, zwischen sich und dem am Ruder stehenden Matrosen, als sich eine Hand um seinen Hals legte und ihm ein Dolch in den Rücken gestoßen wurde.

Lautlos fiel er, nein, wurde er zu Boden gelegt. Nicht das geringste Geräusch hatte verraten, daß hier eben ein kräftiger Mann seine Seele ausgehaucht hatte.

Der Mann am Ruder stand arglos vor dem Kompaß und beobachtete die unruhig zitternde Magnetnadel. Er bemerkte nicht, wie sich gleich einer Schlange ein dunkler Körper an der Bordwand entlang wand. Kein Geräusch, kein Anstoßen warnte ihn.

Eine halbe Minute später gab auch er seinen Geist auf, von Yamyhlas Dolch getroffen.

Jetzt galt es, schnell zu handeln, denn gleich mußte das Schiff, dessen Ruder nicht mehr gehalten wurde, aus dem Wind drehen. Die Segel schlugen dann klatschend an die Raaen, das Schiff fing stark an zu schwanken, und so konnte leicht die übrige Mannschaft geweckt werden.

Aber schon stand Yamyhla unten im Zwischendeck, wo die Matrosen schliefen, und hatte die Thür abgeschlossen, dann stieg sie wieder nach oben und verschloß auch noch die Luke – die Besatzung war gefangen, es kostete große Anstrengung, ehe sie sich befreien konnte.

Nun schritt Yamyhla nach der Kajüte, leise öffnete sie die Thür, den Dolch in der Hand, trat sie in den Vorraum und dann in das Zimmer des Kapitäns. Er schlief auf dem Sopha.

Sie näherte sich ihm behutsam, den Dolch zum Stiche erhoben, und tastete vorsichtig nach der Tasche, in welcher er den Schlüssel zu jener Luke hatte, durch welche man zu den Mädchen gelangte. Yamyhla fürchtete immer, er könnte aufwachen, denn dann mußte sie ihn töten, und nur ein einziger kleiner Stoß von dem vergifteten Dolch brachte sofort den unfehlbaren Tod.

Es wäre schade gewesen, wenn er jetzt schon aufgewacht wäre.

Als sie den Schlüssel hatte, ging sie zurück, beide Thüren hinter sich zuschmetternd und abschließend.

»Kommt, Ihr seid frei!« flüsterte eine Stimme den Mädchen zu, welche zu träumen glaubten und der Aufforderung nicht Folge leisten wollten.

Sie wurden mit Gewalt an Deck gedrängt.

»Hört Ihr, wie Eure Peiniger gegen die Thür wüten? Schnell dieses Boot ins Wasser gelassen, dort dieses Wasserfaß und diesen Brotsack hineingethan.«

So ordnete Yamyhla an und eilte zu den übrigen Booten, deren Taue sie durchschnitt, so daß sie klatschend ins Wasser fielen.

»Schnell, in das Boot! Besser wir kommen in den Wellen um, als daß wir länger Sklavinnen sind. Ihr könnt doch nicht gegen die Männer kämpfen, und ich bin jetzt zu schwach dazu, um sie alle einzeln zu überwältigen. Schnell, ins Boot!«

Die noch halb schlaftrunkenen Mädchen ließen das Boot ins Wasser und ergriffen auf Geheiß der Negerin die Riemen, während sie sich ans Steuer setzte, sie stießen ab.

Glücklicherweise hatten die Mädchen wahrend ihres Aufenthaltes auf der ›Vesta‹ mehrere Male Gelegenheit gehabt, sich im Rudern zu üben, so daß die Handhabung der Riemen ihnen nicht so viel Schwierigkeiten bereitete.

»Was wird aus den Matrosen?« fragte scheu eines der Mädchen, als sie sich etwa fünfzig Meter von dem Schiff entfernt hatten.

Stumm deutete Yamyhla nach demselben.

Sie blickten sich um und sahen, wie eben in der Mitte des Schiffes ein roter Schein sichtbar ward. Einige Sekunden später schlug eine mächtige Feuersäule zum Himmel empor, das Meer im weiten Umkreis erleuchtend und jeden Gegenstand an Deck deutlich erkennen lassend.

Da stürzten aus der aufgesprengten Luke die Matrosen, sprangen nach den Booten und fuhren entsetzt zurück – dieselben waren weg.

Yamyhla lachte laut auf und winkte mit der Hand, aber die Zurückgebliebenen konnten die Flüchtlinge nicht mehr sehen.

Plötzlich erschütterte ein furchtbarer Knall die Luft, eine Feuergarbe loderte zum Himmel – und Schiff und Mannschaft waren für immer verschwunden.

8. Neue Rätsel.

Laut Fahrplan sollte der Passagierdampfer ›Medusa‹ Abends 8 Uhr 30 Minuten die Rhede von Madras verlassen. Aus den beiden Schornsteinen quollen dichte Rauchwolken, die Dampfpfeife heulte zu verschiedenen Malen, und die Mannschaft hielt sich an den Winden bereit, die Anker aus dem Grund zu reißen. Aergerlich stand der Kapitän auf der Kommandobrücke, in der Hand die Uhr, deren Zeiger die bestimmte Zeit überschritten hatten, er zögerte aber noch immer, das Zeichen zur Abfahrt zu geben.

Von der ›Medusa‹ waren im letzten Augenblick zwei Matrosen desertiert, zuverlässige waren in dieser indischen Hafenstadt schwer wiederzubekommen, und ohne die festgesetzte Anzahl von Leuten, darf ein Passagierschiff nicht in See stechen, weil bei einem eventuellen Schiffbruch jedes Rettungsboot mit den notwendigen Matrosen als Ruderer besetzt werden muß.

Da hatten sich endlich noch zwei englische Seeleute gefunden, welche gegen Versprechen einer guten Heuer zur Mitreise bereit waren, und der erste Steuermann war schnell mit ihnen nach dem Seemannsamt gegangen, um der gesetzlichen Form der Anmusterung zu genügen.

Jetzt wartete der Kapitän nur noch auf die Rückkehr dieser zwei Leute und des Steuermannes, dann klingelte unter seiner Hand der elektrische Apparat, und unten im Maschinenraum ließ der diensthabende Ingenieur die Schraube sich umdrehen.

An der Bordwand lehnten einige Damen und Herren, darunter auch Claus Uhlenhorst, der angebliche zweite Steuermann des ›Blitz‹ der sich mit der ganzen Gesellschaft per Schiff ebenfalls nach Bombay zurückbegeben wollte.

Neben ihm stand Ellen, die sich bei diesem Seemann von Profession nach den Formalitäten erkundigte, welche bei einer Anmusterung notwendig sind.

»Haben Sie Ihre Papiere vom Hafenmeister empfangen,« fuhr der Steuermann in seiner Erklärung fort – wie wir bereits wissen, war der Detektiv selbst lange Jahre zur See gefahren, »so gehen Sie sofort an Bord Ihres Schiffes, ankern aber vorher noch einmal in einer Bierstube, um auf gute Reise und guten Wind erst einige Gläser zu trinken.«

»Aber doch nicht in diesem Falle, wo Hunderte von Passagieren auf Ihr Kommen warten,« sagte Ellen vorwurfsvoll. »Bedenken Sie, welch eine Verantwortung die Leute haben, wenn durch ihr Verschulden das Schiff sein Ziel zu spät erreicht. Durch die Verzögerung können Millionen in Geld verloren gehen, ein Vater kann seinem im Sterben liegenden Kinde vielleicht nicht mehr die Augen zudrücken.«

»Matrosen haben immer Zeit, so lange sie an Land sind,« meinte der Detektiv trocken,

»Dort kommt das Boot,« unterbrach ihn Ellen, »Ihre Behauptung ist diesmal doch nicht richtig gewesen.«

Hinter einem anderen Schiff schoß ein Boot hervor, in dem die drei Erwarteten saßen, und lag im nächsten Augenblick an der ›Medusa‹, die Leute kletterten an Deck und hißten ihre Kleiderkisten nach.

»Haben die Matrosen kein Glas auf eine glückliche Reise getrunken, so werde ich dies noch besorgen,« sagte Nick Sharp und stand schon auf der Bordwand, »ich kann nicht mit ansehen, daß Sie in Ihr Unglück rennen. Adieu Miß Petersen.«

Damit sprang er in das Boot, welches schon wieder mit seinen Ruderern vom Schiff abstieß. Sprachlos schaute das Mädchen diesem seltsamen Benehmen zu, auch der Kapitän und die übrigen Passagiere an Deck wurden auf den Menschen aufmerksam, der seine Reise bereits bezahlt hatte und sie nun im letzten Moment aufgeben wollte.

»Was thun Sie denn, Herr Uhlenhorst?« rief Ellen ihm zu, der schon den Ruderern die Weisung gab, ihn an Land zu bringen.

»Ich habe Angst vor der Seekrankheit,« lachte der Detektiv zurück, »auf Wiedersehen, meine Damen und Herren! Bringen Sie mein Zeug einstweilen nach Bombay oder sonstwohin.«

Die Ruderer legten sich in die Riemen, und das Boot schoß dahin.

»Einen solchen Narren habe ich noch nie gesehen,« brummte der Kapitän auf der Brücke. »Bezahlt die Reise, wartet bis das Schiff endlich abgeht und fährt dann an Land zurück.«

Er gab das Signal zur Abfahrt.

Die Anker rasselten in die Höhe, die Dampfpfeife gab drei schrille Pfiffe von sich, und hinten an Deck entstand durch die Schraube eine kräuselnde Bewegung im Wasser. Langsam setzte sich die ›Medusa‹ in Bewegung, dann, als sie aus den Schiffen heraus war, nahm sie eine schnellere Fahrt an, bis sie endlich draußen in offener See mit achtzehn Knoten Fahrt dem Süden zustrebte.

»Wissen Sie, was dieses Benehmen des Steuermannes zu bedeuten hat?« fragte Ellen Lord Harrlington.

Auch dieser konnte sich den Vorfall nicht erklären.

»Ich weiß nur einen Grund,« meinte Williams lachend. »Jedenfalls hat Uhlenhorst seine klebrige Tabakspfeife im Hotel liegen lassen, und fühlt er diese nicht in der Tasche, so geht er nicht von einer Stube in die andere, um wieviel weniger unternimmt er ohne sie eine Seereife. A propos, Miß Petersen, in wieviel Tagen erreichen wir Bombay?«

»In dreiundeinemhalben Tag, wenn wir gutes Wetter haben. Morgen Mittag kommen wir durch die Palkstraße zwischen Ceylon und dem Festland.«

»Sie scheinen ja den ganzen Fahrplan im Kopf zu haben,« sagte Charles verwundert.

»Das nicht,« lächelte Ellen, »aber die Karte.«

»Warum fahren Sie eigentlich in einem Schiff nach Bombay und nicht mit der Eisenbahn? Sie hätten dadurch doch zwei Tage erspart.«

»Allerdings, aber die Damen wollen einmal eine Seereise genießen, ohne dabei arbeiten zu müssen, und ich ging auf den Vorschlag ein.«

»Und wohin reisen Sie von Bombay aus?«

»Solche Fragen sind nicht erlaubt, Sir Williams, und Ihnen würde ich es am allerwenigsten sagen, denn wären Sie damals nicht auf die Raa gestiegen und hätten nach uns ausgespäht, so würden wir Vestalinnen unsere Wette bereits gewonnen haben.«

»Ach,« seufzte Charles, »ich bin unglücklich darüber, daß ich diese Dummheit begangen habe, welche mir den Haß aller Damen zugezogen hat. Sehen Sie, ich brauche Miß Thomson nur anzusehen, so dreht sie mir schon den Rücken. Hundertmal habe ich es heute schon probiert und hundertmal mit demsel-

ben Erfolg. Nie wieder werde ich einen so voreiligen Ruf ertönen lassen.«

»Dann schreibt er es auf, daß die ›Vesta‹ in Sicht ist,« lächelte Miß Thomson.

Ellen hatte richtig gerechnet.

Als die Gesellschaft am anderen Morgen ihr Frühstück an Deck einnahm, erblickten sie bereits die nördlichste zu Ceylon gehörige Insel Timorathi, und einige Stunden später passierten sie die sogenannte Adamsbrücke, die eigentliche Wasserenge zwischen dem Festland und Ceylon, in welcher die zwei Telegraphenkabel liegen, die Insel und Festland verbinden.

Nach kurzer Zeit hatte man das Land hinter sich, und dem Auge bot sich wieder nichts als das unendliche Meer dar.

Ab und zu kam der ›Medusa‹ ein anderes Schiff entgegen, da sich aber jetzt das Fahrwasser wieder erweiterte, und da jedem Dampfer ein besonderer Kurs vorgeschrieben ist, so verringerte sich mit den Stunden die Zahl der Schiffe, bis man endlich lange Zeit weder Dampfer, noch Segel zu sehen bekam.

Sir Williams besaß ausgezeichnete Augen, und er hielt sich etwas darauf zu gut, daß er stets früher als die anderen etwas genau erkennen konnte. Um diese Eigenschaft noch zu vervollkommnen, trug er immer ein kleines Fernrohr bei sich, mit welchem er jeden am Horizont auftauchenden Gegenstand musterte.

So richtete er auch jetzt, als der auf dem Ausguck stehende Matrose den Ruf ›ein Schiff‹ erschallen ließ, sofort sein Fernrohr nach dem dunklen Punkt in der Ferne.

Ellen stand mit Johanna, Miß Thomson und noch einigen anderen Damen auf dem Vorderteil und wartete, bis sie sich dem Schiff auf Sehweite genähert hatten, denn auf dem Meere erregt ein anderes Fahrzeug stets das größte Interesse.

Plötzlich fühlte Miß Thomson, wie in ihre Hand ein Zettel gesteckt wurde.

Hinter ihr stand Charles.

»Bitte lesen Sie! Wenn ich es Ihnen sage, glauben Sie es mir doch nicht,« sagte er. »Ich darf übrigens auch gar nicht mehr sprechen.«

Miß Thomson warf einen Blick auf das Blatt und entgegnete dann etwas unwillig:

»Ich dächte, es würde nun Zeit, daß Sie einmal Ihre Albernheiten ließen. Ich lasse mir gern Ihre Späße gefallen, weil sie gut gemeint sind; wenn Sie mich aber verspotten wollen, so hört unsere Freundschaft auf.«

»Aber Miß Thomson,« sagte Charles mit kläglicher Stimme, »habe ich Ihnen denn schon einmal eine Unwahrheit gesagt? Kann ich etwas dafür, daß es wirklich wahr ist?«

»Ich finde es sehr unpassend,« fuhr das Mädchen fort und war wirklich sehr ärgerlich, »oder vielmehr lächerlich, daß Sie mir mit solchen Späßen kommen. Was veranlaßt Sie denn zu der Behauptung, daß jenes Schiff dort die ›Vesta‹ ist? Glauben Sie etwa, ich fasse dies als einen Witz auf?«

»Na, was wetten wir denn, daß es wirklich die ›Vesta‹ ist?« entgegnete Charles, Entrüstung heuchelnd.

»Ich habe Ihnen schon einmal erklärt, wenn Sir Williams sagt, es ist die ›Vesta‹, dann ist sie es, wenn es auch ein anderes Schiff ist.«

»Aus Ihnen werde ein anderer klug, ich kann es nicht!«

Mit diesen Worten wandte sich das Mädchen ihren Gefährtinnen zu, die das fragliche Schiff betrachteten, von dem man schon mit bloßem Auge die Takelage erkennen konnte.

Plötzlich faßte Johanna Ellens Arm und rief:

»Ist es eine Täuschung oder nicht? Das kann nur die ›Vesta‹ sein!«

Ellen lachte auf über diese sonderbare Vermutung, wurde aber mit einem Male wieder ernst.

»Sonderbar, es sieht der ›Vesta‹ zum Verwechseln ähnlich, die zierliche Takelage, die weiße Farbe und doch, es ist unmöglich. Warum haben nur die Matrosen keine Segel gesetzt? Sollte das Schiff verlassen sein? Fast sieht es so aus.«

Der Kapitän hatte ebenfalls bemerkt, daß mit diesem Segler, der bei günstigem Wind mit festaufgerollten Segeln dalag, etwas nicht richtig war, und nahm direkten Kurs darauf zu.

»Bei Gott, es ist die ›Vesta‹!« rief jetzt Johanna, außer sich vor Staunen. »Ich erkenne sie nun deutlich.«

Ellen wollte ihr dies ausreden, aber ein Blick durch das Fernrohr belehrte sie, daß kein Zweifel mehr möglich war.

Jenes Schiff dort, welches ohne Mannschaft, die Segel festgebunden und wahrscheinlich auch das Steuerrad, weil es nicht schwankte, als ein Spiel der Wellen umhertrieb, neunhundert Meilen von Bombay entfernt, war die ›Vesta‹.

»Meine Damen,« sagte Ellen, »wir wollen jetzt alles Staunen beiseite lassen. Es ist kein Zweifel mehr, daß dies die ›Vesta‹ ist, die uns hier auf irgend eine rätselhafte Weise entgegentreibt, und unsere Mädchen sind nicht darauf. Jetzt begebe ich mich zum Kapitän und legitimiere mich als Kapitänin dieses Schiffes, und wir können wieder auf die Suche nach den Sklavinnen gehen.«

Sie ging auf die Kommandobrücke.

»Mir bleibt der Verstand stehen,« sagte Miß Thomson zu Charles.

»Das macht nichts,« war die Antwort, »aber jammerschade ist es, daß Sie uns nun verlassen wollen; ich gucke immer aus, ob der ›Amor‹ nicht auch so freundlich ist, uns entgegenzukommen, aber der Kerl hat keine Lust. Sehen Sie nun ein, Miß Thomson, welch' niederträchtiges Unrecht Sie mir angethan haben, als Sie mich einen Lügner, Heuchler, Unverschämten u. s. w. genannt haben?«

»Ich sehe ein, verzeihen Sie mir! Aber woher in aller Welt wußten Sie gleich, daß es die ›Vesta‹ war?«

»Das ist mein Geheimnis. Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag, Miß Thomson. Lassen Sie die anderen Damen allein weiterfahren; hängen Sie diese Weltreise an den Nagel und begeben Sie sich unter meiner sicheren Führung wieder in kultivierte Länder, wo man nicht von Schlangen gebissen und von Tigern gefressen wird.«

Gespannt hingen seine Augen an den Lippen des Mädchens.

Es schwieg einige Minuten lang. Dann gab es ihm die Hand und sagte herzlich:

»Nein, Sir Williams, noch nicht. Machen wir erst diese Reise zusammen.«

»Nein? Dann lassen –« Charles verschluckte eine sehr beliebte Redensart.

»Was wollten Sie sagen?« fragte das Mädchen lächelnd, denn es wußte sehr wohl, was er unterdrückte.

»Dann lassen Sie es sich recht gut gehen und sich nicht wieder von Schlangen beißen.«

Die ›Medusa‹ lag neben dem Vollschiff, ein kurzer Abschied noch, und die Damen waren auf ihrem Schiff.

Zehn Minuten später konnten die weiterfahrenden Passagiere sehen, wie sich auf der ›Vesta‹ die weißen Segel entfalteten, wie sich das Schiff auf die Seite legte und zu kreuzen begann.

Die Herren blickten sich an und fanden lange keine Worte.

»Weinen hilft hier nichts,« unterbrach Charles endlich das Schweigen, »sie sind eben futsch, und wenn uns der ›Amor‹ nicht entgegenkommen will, so müssen wir ihn uns selbst holen.«

»Giebt es denn nur gar keine Erklärung?« rief Lord Harrlington. »Das Schiff kann doch nicht allein hierhergefahren sein.«

Niemand fand eine Antwort.

»Und wie sollen wir die ›Vesta‹ wiederfinden? Ehe wir nach Bombay kommen, vergehen noch zwei Tage, und wer weiß, wo sie sich dann schon befindet,« jammerte man. »Unsere Reise ist zu Ende.«

»Nein,« entgegnete Harrlington, »dafür ist gesorgt. Wir werden die ›Vesta‹ wiederfinden.«

Als die Vestalinnen an Bord ihres Schiffes waren, überzeugten sie sich sofort, daß die fünfzehn Mädchen verschwunden waren.

Ellen eilte durch die Kajüten, durch die Kammern und Räume, sie sah in jede Kabine; nirgends war ein Mensch zu entdecken. Und doch schien es ihr, als ob fremde Hände in ihren Papieren gewühlt hätten. Einige Gegenstände lagen nicht mehr so wie damals, als sie in Bombay das Schiff verlassen hatten, aber es fehlte nichts.

Aus ihrer Arbeitsstube eilte sie auf die Kommandobrücke und begab sich in das Kartenhäuschen.

Da plötzlich entdeckte sie etwas, was eine Auflösung dieses Rätsels bringen konnte: mitten auf dem Tisch lag ein Couvert, adressiert an Miß Petersen, Kapitänin der ›Vesta‹.

Hastig riß sie den Umschlag auf, ein schmaler Pergamentstreifen fiel ihr entgegen, auf welchem nichts weiter stand als:

76° 44' 32" ö. L., 7° 12' 57" s. B.

das hieß, 76 Grad 44 Minuten 32 Sekunden östlicher Länge; 7 Grad 12 Minuten 57 Sekunden südlicher Breite.

»Seltsam,« murmelte Ellen, »eine ähnliche Aufforderung, einen bestimmten Kurs zu nehmen, wollten damals die englischen Herren von dem Geisterschiff bekommen haben, als wir uns im Boot befanden. Ist dieses gespenstische Schiff, von dessen Vorhandensein ich mich mit eigenen Augen überzeugt habe, auch hier im Spiele? Ich wollte es den Herren fast nicht glauben, nun bekomme auch ich einen solchen Befehl.«

Sie suchte die bezeichnete Stelle auf der Karte nach, dort lagen die Lakkadive-Inseln, und gerade da, wo sich die angegebenen Längen- und Breitengrade schnitten, ein winziges Inselchen. Sie waren bewohnt, aber nicht alle, das wußte Ellen. Gerade die bezeichnete war felsig und öde.

Die Vestalinnen wurden zusammenberufen, und es wurde beschlossen, sofort dorthin zu segeln. Eine Ahnung sagte allen, daß sie dort die vermißten Mädchen wiederfinden würden.

Die Entfernung von der Stelle, wo sie sich gerade befanden, bis nach der Inselgruppe, betrug etwa vierhundert Seemeilen, und da sie günstigen Wind hatten, so konnten sie diese in einundeinenhalben Tag zurücklegen.

Unverzüglich wurden dazu Anstalten getroffen.

Am Morgen des zweiten Tages kam die erste jener Inseln in Sicht. Ellen nahm die Sonne auf und fand, daß die ›Vesta‹ bereits dicht in der Nähe der vorgeschriebenen Stelle war.

»Die Insel ist zu sehen,« rief eine Vestalin von der Raa herab, »aber nichts von unseren Schützlingen.«

Es war ein sehr felsiges Eiland, durch frühere Erdbeben entstanden, bergig und zerrissen, sodaß sich die etwaigen Bewohner leicht den Augen der Mädchen entziehen konnten.

Als die ›Vesta‹ um einen Vorsprung herumsegelte, rief wieder die Obenstehende herab:

»Sie sind dort. Sie haben die ›Vesta‹ gesehen und winken uns.«

»Dann werden wir hoffentlich bald eine Lösung dieses Rätsels erwarten können.«

Ellen suchte einen guten Platz, ließ die Anker fallen und stieg selbst mit in das Boot, welches die Mädchen nun zum zweiten Male auf die ›Vesta‹ bringen sollte.

Sie fanden alle beisammen, unversehrt, aber die meisten vor Angst erschöpft.

Yamyhla schilderte nun, was sich zugetragen hatte, und das Erstaunen der Vestalinnen wuchs von Minute zu Minute. Hätten sie nicht selbst ein Wunder erlebt, so würden sie die Erzählung der Mädchen für ein Märchen gehalten haben.

Sie erfuhren, wie Kapitän Green von Madras gekommen sei, um auf Befehl Ellens die ›Vesta‹ nach Madras zu bringen; wie er die Befreiten dem griechischen Mädchenhändler ausgeliefert habe, die Züchtigung Yamyhlas, wie sich diese gerächt, und schließlich, wie die Mädchen auf diese Insel gekommen waren.

»Als die Explosion der Pulvervorräte das Schiff vernichtet hatte,« erzählte die Negerin, »fuhren wir ziellos in die dunkle Nacht hinein. Wir wußten nicht, wo wir waren, wir wußten nicht einmal, nach welcher Himmelsrichtung wir fuhren; aber dennoch waren wir alle froh, jenem schurkischen Demetri abermals entkommen zu sein. Lieber wollten wir in den Meereswogen umkommen, als daß wir zum zweiten Mal auf den Sklavenmarkt geschleppt würden. Ueberdies hatten wir genügend Wasser mit, verstanden uns einigermaßen aufs Rudern, und so konnten wir hoffen, von einem Schiff gesehen und aufgenommen zu werden, wenn auch nicht gleich am ersten Tage.

»Es war eine ruhige, warme Nacht, aber gegen Morgen fiel ein dichter Nebel, daß wir uns bald selbst nicht einmal mehr im Boote sehen konnten. Mir waren kühlende Umschläge auf meine Wunden gemacht worden; ich lag in unruhigem Schlummer, während die Mädchen abwechselnd langsam ruderten, als ich

plötzlich geweckt wurde. Der Nebel war so dick geworden, daß ich die Hand nicht mehr vor den Augen sehen konnte, obgleich, meiner Berechnung nach, der Morgen bereits angebrochen sein mußte.

»Die Mädchen klagten mir, daß sie nicht rudern könnten, die Riemen würden ihnen förmlich aus der Hand gerissen, und wollten von mir Rat haben. Ich selbst versuchte zu rudern, aber auch ich konnte es nicht. Der Riemen wurde sofort zur Seite geschlagen. Jetzt tauchte ich meine Hand ins Wasser und fand, daß wir mit ungeheurer Schnelligkeit von einem Strom fortgerissen wurden, vielleicht schon stundenlang fortgerissen worden waren, ohne es bis jetzt bemerkt zu haben. Dies verschlimmerte unsere Lage jedoch nicht, und so warteten wir geduldig, bis wir aus dem Strom herauskommen würden und der Nebel wiche.

»Dann hörten wir, wie der Kiel des Bootes mehrere Male aufscheuerte; den Mädchen wurde es angst, aber ich freute mich darüber, denn jedenfalls trieb uns der Strom an eine Küste. Land konnte ich nicht entdecken, denn noch immer umgab uns ein undurchdringlicher Nebel. Da plötzlich bekam das Boot einen Ruck, daß wir fast von den Ruderbänken geschleudert wurden, und es blieb stehen, es war irgendwo aufgelaufen.

»Wir warteten, bis sich der Nebel verzogen hatte. Als es hell wurde, befanden wir uns hier in dieser Bucht, nur wenige Schritte vom Lande entfernt. Das Boot selbst hatte ein Leck bekommen, aber wir merkten es nicht, denn es saß vollkommen fest, und erst bei Ebbe, als es sich auf die Seite legte, wurden wir das gewahr. Wir wateten ans Land, das zwar eine unbewohnte, felsige Insel war; aber zum Glück fanden wir dort eine Kiste mit Büchsenfleisch und ein Faß mit Trinkwasser, die hier angespült worden sein mögen, sodaß wir wohl für einen Monat mit Nahrung versorgt gewesen wären. Das Boot war unbrauch-

bar, die nächste, sichtbare Insel schien eine eben solche wie unsere zu sein, und so bestand unsere einzige Aufgabe darin, nach einem Schiff auszuspähen, was wir auch thaten. Zwei Nächte haben wir hier geschlafen, das erste Mal im Freien, weil schönes Wetter war, das zweite Mal, als es regnete, in einer Höhle. Die ganze Insel ist mit solchen durchzogen. Vor einer Stunde sahen wir die ersten Segel, und wunderbarerweise waren es gerade die der ›Vesta‹, wir winkten mit Tüchern, ihr bemerktet es, und so habt ihr uns abermals dem Leben wiedergegeben.«

Die Damen sahen sich groß an.

»Ist dies nicht fast ebenso gewesen, wie damals bei uns, als wir im Boot waren?« sagte Jessy zu Ellen.

Diese ging kopfschüttelnd dahin, wo die Kiste mit dem präservierten Fleisch und das Wasserfaß lagen. Nirgends war ein Schiffszeichen oder eine Fabrikmarke zu entdecken.

»Wäre die Kiste angespült,« dachte sie, »so müßte das Holz beschädigt sein, aber davon ist nichts zu bemerken. Sie ist ganz neu, ebenso wie das Wasserfaß. Was hat das Geisterschiff hiermit zu thun? Wußte es den Aufenthalt der Mädchen? Warum hat es sie nicht selbst an Bord genommen? Oder halt, könnte es das Boot nicht hierher gelenkt, die Mädchen mit Nahrungsmitteln versehen und uns dann benachrichtigt haben, wo wir sie finden würden? Aber wiederum, wo sind jene Männer, wahrscheinlich auch Sklavenhändler oder etwas Ähnliches, welche die ›Vesta‹ besetzt hatten? Es sind noch viele Rätsel zu lösen.«

9. Ein missglückter Plan

Georg, die Briefordonnanz des Kapitäns Hoffmann, fuhr mit der ihm vom Steuermann gegebenen Depesche ans Land und schlug den Weg nach dem nächsten Postgebäude ein. Zuerst mußte er an Kapitän Green und dessen Matrosen vorbei, welche auf dem Hafendamm bei ihren Kleidersäcken standen und die Erlaubnis abwarteten, an Bord der ›Vesta‹ sich einschiffen zu dürfen.

Georg war auf der See groß geworden; er hatte schon unter allen Flaggen der Welt gefahren und sich also auch mit verschiedenen Nationen an Bord eines Schiffes zusammenbefunden, aber er mißtraute von vornherein einer Schiffsbesatzung, welche sich aus Matrosen verschiedener Länder zusammensetzte. Denn entweder bekam der Kapitän keine tüchtigen Seeleute, das heißt, Deutsche, Engländer, Holländer oder Skandinavier, weil er als grausamer Tyrann bekannt war, der die Besatzung schikanierte, und er mußte sich mit solchen südländischen Matrosen behelfen, welche Georg mit dem Ausdruck ›Gesindel‹ bezeichnete; oder der Kapitän war selbst ein dunkler Ehrenmann, der sich unter anständigen Menschen nicht wohl fühlte und sich daher extra Italiener, Griechen, Spanier, Amerikaner und Engländer mit wüsten Physiognomien aussuchte.

Und aus solchen Gestalten setzte sich auch die Mannschaft des Kapitäns Green zusammen. Die Hände in den Hosentaschen, die abgebrochene Thonpfeife zwischen den Zähnen, wanderten die südländisch aussehenden Matrosen umher und unterhielten sich in einem Kauderwelsch, welches ebensowohl als Englisch, wie als Spanisch hätte gelten können, andere wieder mit schwarzen Bärten, um den Leib eine bunte Schärpe, hockten phlegmatisch auf ihren Kleidersäcken und pafften eine Cigarette nach der anderen in die Luft, wahrscheinlich Spanier,

und wieder andere mit schwarzen Vollbärten, in enganschließende, schwarze Anzüge gekleidet, schwatzten zusammen mit einer Lebhaftigkeit und mit Armbewegungen, daß man immer glaubte, sie wollten sich gegenseitig ermorden, während sie nur ein harmloses Gespräch führten. Das waren Griechen, als Seeleute von Georg gründlich verachtet. Der einzige, der ein einigermaßen vertrauenerweckendes Gesicht aufweisen konnte, war der Kapitän.

Georg selbst befand sich zwar auf einem Schiff, dessen Mannschaft sich nicht nur aus allen Nationen Europas, sondern aus allen denen der Welt zusammensetzte; aber bei dem ›Blitz‹ war dies etwas anderes. Georg wußte, welche Mühe Kapitän Hoffmann gehabt hatte, diese Leute um sich zu sammeln. Stieß er auf seinen früheren Reisen auf Seeleute, die ihm imponierten, so scheute er keine Kosten, sie von ihrem jeweiligen Schiff abmustern zu lasten, es galt ihm gleich, ob ihre Farbe weiß, gelb oder schwarz war. Dann schickte er den betreffenden Mann nach einer deutschen Hafenstadt, ließ ihn dort verpflegen und so lange warten, bis eines Tages der neugebaute ›Blitz‹ gesegelt kam, die erste Besatzung entließ und die nach und nach gesammelte an Bord nahm.

Mit diesen Gedanken beschäftigte sich Georg, als er mit beschleunigten Schritten die Richtung nach der Post einschlug, er bemerkte nicht, daß zwei Männer sich immer in einiger Entfernung hinter ihm hielten und ihn scharf beobachteten.

Jetzt führte der Weg durch den Tempelgarten, welcher in seiner Mitte von Fußpfaden für die Spaziergänger durchkreuzt wird, während rings um ihn herum ein Fuhrweg läuft, auf dem abends Equipagen und Reiter sich bewegen. Am Tage aber, wenn die Sonne mit ihren glühenden Strahlen den Aufenthalt im Freien unangenehm macht, ist dieser Garten völlig verödet.

Georg eilte quer durch die Anlagen nach dem gegenüberliegenden Fahrweg, auf dem eben ein geschlossener Wagen gefahren kam.

»Guter Freund,« sagte da auf englisch eine Stimme hinter Georg, »wo ist der Weg nach dem Hafen?«

Georg wandte sich um und sah zwei elegant gekleidete Herren vor sich stehen, deren Annäherung er gar nicht bemerkt hatte.

»Da sind Sie gerade in der falschen Richtung,« antwortete er höflich, »Gehen Sie diesen Weg zurück und fragen Sie am Ausgang des Gartens nach –«

Er kam nicht weiter.

Der Begleiter des Fragers war wie zufällig etwas hinter Georg getreten, hatte eine Kappe aus der Tasche gezogen und sie dem Ahnungslosen über den Kopf geworfen.

Georg kam gar nicht dazu, an Gegenwehr zu denken, sein erster und letzter Gedanke war nur, daß ihm ein furchtbar betäubender Geruch in die Nase stieg, dann hatte ihn schon das Bewußtsein verlassen.

Ohne aufgefordert zu werden, lenkte der Kutscher die Pferde etwas nach der Seite, die Herren trugen den Besinnungslosen nach dem Wagen, öffneten die Thür und stiegen mit ihm ein. Sofort ließ der Rosselenker seine Tiere anziehen, und der Wagen rollte davon.

»Erst die Depesche,« sagte einer der Herren und untersuchte die Brusttasche Georgs.

»Es ist so, wie wir dachten,« lachte er, als er das Papier gefunden und gelesen hatte, »dieser Tölpel fragt Kapitän Hoffmann, ob die ›Vesta‹ unter Kapitän Green nach Madras segeln soll. Es ist gut, daß wir schon alle Vorbereitungen dazu getroffen haben.«

»Habt Ihr schon eine Antwort ausgefertigt?« fragte der andere.

»Ja, sie ist bereits unterwegs und wird zur rechten Zeit in den Sack des Postbeamten gespielt werden. Darüber seid unbesorgt, es wird nichts fehlschlagen, den einzigen Kummer macht mir nur, wohin wir jetzt diesen Burschen bringen sollen.«

»Wir müssen ihn verschwinden lassen.«

»Natürlich, aber wie, daß es nicht auffällt?«

Beide schwiegen längere Zeit.

Dann zog der erste Sprecher dem Bewußtlosen die Kappe vom Gesicht und sagte:

»Das Einfachste ist, wir geben ihm noch eine kleine Dosis Chloroform einzuatmen und fahren ihn irgendwo in eine menschenleere Gegend, wo wir ihn aus dem Wagen werfen und liegen lassen. Kommt er dann zu sich und schlägt Lärm, so ist unterdes die ›Vesta‹ schon längst verschwunden und hat ein neues Kleid angelegt. Und dann sollen sie hier in Bombay einmal suchen. Hoho!«

»Der Bursche hatte kaum Zeit genug, uns zu sehen, da war ihm schon die Kappe über die Augen gezogen. Deshalb also brauchten wir nicht ängstlich zu sein, selbst wenn wir keine Schlupfwinkel hätten,« meinte der andere.

Er öffnete das Fensterchen an der Vorderseite, welches zu dem Kutscher führte, und rief diesem den Namen eines kleinen Vorortes von Bombay zu, nach welchem der Weg durch ein Gehölz führte.

Dann zog er aus der Tasche ein Fläschchen, entkorkte es und wollte den im Innern der Kappe befindlichen Schwamm anfeuchten, als er plötzlich in seinen Bewegungen innehielt und das Fläschchen schnell wieder verbarg.

Die beiden Männer sahen sich mit ängstlicher Miene an.

Der Wagen hatte gehalten, und sie hörten, wie der Kutscher mit einem Manne auf englisch sprach.

»So geben Sie den Weg frei!« rief der Kutscher ärgerlich, »oder ich überfahre Sie, wenn Sie auch meinetwegen ein Maharadjah wären. Ich sage Ihnen, der Wagen ist besetzt!«

»Werden wir visitiert,« flüsterte der eine der Insassen dem anderen zu, »so sagen wir, den Mann hätten wir bewußtlos, wahrscheinlich infolge Sonnenstichs, im Tempelgarten gefunden. Wir brächten ihn nach unserem Hotel. Verstanden?«

Sein Gegenüber nickte und schob dem Bewußtlosen das entwendete Papier wieder in die Brusttasche.

»Fahren Sie ruhig weiter,« hörten sie die Stimme des Fremden wieder, »ich fahre mit den Herren.«

»Das erlaube ich nicht, wenn meine Fahrgäste damit nicht einverstanden sind,« schrie der Kutscher wütend.

Da aber wurde schon die Thür aufgerissen, und ein vornehmer Indier stieg ohne weiteres in den Wagen.

»Mein Herr,« sagte der eine der Insassen in möglichst ruhigem Tone, »Sie sehen doch, daß der Wagen besetzt ist. Was verschafft uns die Ehre, Sie mit uns fahren zu sehen?«

»Still,« sagte der Indier und winkte mit der Hand, »ich bin einer der Ihrigen. Wohin fahren Sie?«

Die beiden waren über diese Anrede gar nicht so erstaunt, denn es war ihnen schon oft passiert, daß sich ihnen ein Fremder als ihr stiller Helfer vorgestellt hatte. Aber noch fehlte das Zeichen.

»Wir verstehen Sie nicht,« sagte der Herr, der überhaupt die Hauptrolle zu spielen schien, »wir haben einen Bewußtlosen –«

»Schon gut,« unterbrach ihn der Indier und streckte ihm die Hand entgegen, »seien Sie versichert, daß ich Ihr Freund bin.«

Der Herr ergriff die dargebotene Hand und fühlte, wie sich die Finger des Indiers in eigentümlicher Weise um die seinen schlossen.

Jetzt war er beruhigt, er hatte das Zeichen erhalten – dieser Mann gehörte in der That zu derselben Vereinigung, wie er, sein Kollege und auch der Kutscher.

Als letzterer bemerkte, daß seine Fahrgäste gegen die Mitnahme des fremden Indiers keinen Einspruch erhoben, ließ er die Pferde wieder ausgreifen und schlug den Weg ein, der nach dem angegebenen Gehölz führte.

»Wohin fahren Sie?« war des Indiers erste Frage, nachdem er Platz genommen hatte.

Er erfuhr, nach welchem Ziel der Wagen sie führte.

»Gut! Mein Wagen folgt mir, Sie können mir den Burschen überlassen, der für Sie doch keinen Zweck weiter hat.«

»Was wollen Sie mit ihm beginnen?«

»Ich gehe schon lange mit der Absicht um, einen der Matrosen vom ›Blitz‹ wegzufangen,« erklärte der Indier, »weil ich etwas über dessen Kapitän erfahren muß. Als diese Ordonnanz vorhin das Schiff verließ, paßte ich auf und folgte ihr, um mich ihrer zu bemächtigen, weil sie gerade das wissen wird, was ich erfahren will. Sie werden in Verlegenheit sein, wie Sie ihn beseitigen sollen, also ist Ihnen mein Anerbieten, mich seiner anzunehmen, jedenfalls angenehm.«

Die beiden wußten, daß auch dieser Indier einen Auftrag auszuführen hatte, aber ebensowenig wie sie über ihr Vorhaben, sprach auch er über das seinige. Daher fragten sie ihn nicht weiter aus, denn die Wahrheit erfuhren sie doch nicht.

Der Wagen verließ die Häuserreihen und bog in einen mit Bäumen bepflanzten Weg ein.

Da klopfte der Kutscher an das Fenster und sagte:

»Es folgt uns ein anderer Wagen.«

»Es ist richtig! Halte jetzt!«

Die Herren stiegen aus und sahen sich um. Niemand war zu sehen.

Unterdes war der zweite Wagen herangekommen. Er mußte dicht an den ersten heranfahren, und der noch immer bewußtlose Georg wurde, nachdem ihm die Depesche wieder aus der Tasche genommen worden war, hinübergeschafft, ohne daß ein etwaiger Beobachter den Wechsel wahrgenommen hätte.

»Ich fahre jetzt zurück,« sagte der Indier, »und Sie?«

»Auch wir begeben uns nach Bombay zurück, aber auf Umwegen.«

»Gut! Wie lange wird die Betäubung noch vorhalten?«

»Sie war für eine halbe Stunde berechnet, in zehn Minuten wird er wieder erwachen.«

»Haben Sie noch Chloroform bei sich, um ihn für länger besinnungslos zu machen? Sonst müssen wir ihn erst binden und knebeln.«

Georg erhielt abermals den mit Chloroform getränkten Schwamm vor die Nase gedrückt, und die Kappe wurde ihm über den Kopf gestülpt.

»Können wir uns darauf verlassen, daß er Ihnen nicht entschlüpfen und plaudern wird?«

»So sicher, als wenn er jetzt schon tot wäre,« entgegnete der Indier, sprang in den Wagen und nahm neben dem bewußtlosen Körper Platz.

»Gute Geschäfte, meine Herren! Fort, Kutscher!«

Der Indier schlug die Richtung nach Bombay ein, während die Herren vorläufig den eingeschlagenen Weg weiterfuhren. – – –

Als Georg aus seiner Betäubung erwachte, fand er sich auf einem Diwan liegend.

Es dauerte nicht lange, so entsann er sich, warum er sich nicht im Zwischendeck seines Schiffes befand.

»Mein Gott,« rief er und griff in die Brusttasche.

Die Depesche war fort – jetzt war ihm alles klar. Er entsann sich, wie ihn zwei Herren im Tempelgarten nach dem Weg gefragt hatten, wie ihm etwas über die Augen gelegt und ihm plötzlich die Besinnung geschwunden war.

Was weiter mit ihm vorgegangen, wußte er nicht.

Alles war ein wohl überlegter Plan gewesen; der angebliche Kapitän Green hatte also von Miß Petersen gar nicht den Auftrag erhalten, die ›Vesta‹ nach Madras zu bringen, sondern wollte sich der befreiten Mädchen oder vielleicht auch nur des Schiffes bemächtigen und nahm die Mädchen als Zugabe mit.

Adam Nagel war schändlich getäuscht worden, seine Anfrage an Kapitän Hoffmann war in die Hände dieser Piraten gefallen und würde ihn nie erreichen.

Wie die Spitzbuben den Steuermann, der nun nach der Meinung Georgs keine Antwort vom Kapitän erhielt, weiter täuschen würden, um sich in Besitz der ›Vesta‹ zu bringen, wußte er nicht; aber wenn diese Schurken solche Mittel anwendeten, um bloß die Depesche abzufangen, so konnten sie jedenfalls auch Wege finden, dem Steuermann eine erlogene Antwort zu geben.

Georg hatte ganz richtig gerechnet. Als ein treuer Mensch hatte er zuerst an den Schaden gedacht, den sein Herr durch seine Gefangennahme erlitt.

Aber er selbst?

Daß sie ihn aus der Welt verschwinden lassen würden, glaubte er nicht. War die ›Vesta‹ erst fort, so wurde er sicher frei gelassen, aber so, daß er nicht merkte, wo er sich befunden hatte, und er konnte sein Schiff wieder aufsuchen.

Georg kratzte sich hinter den Ohren, wenn er sich ausmalte, was geschehen würde, wenn er, der sonst so schlaue und zuverlässige Bote, wieder an Bord des ›Blitz‹ erschien. Aber er fühlte sich unschuldig, er hatte nichts getrunken und sich nirgends aufgehalten, und so konnte er dem Steuermann, wie dem Kapitän ruhig in's Auge blicken.

Die Thüren des Gefängnisses waren natürlich verschlossen, das Fenster lag im zweiten Stock und war vergittert. Es führte nach einem parkähnlichen Garten hinaus, der aber vollständig verwildert war, Georg konnte keinen Menschen darin erblicken.

An Flucht war demnach nicht zu denken. Er legte sich also ruhig auf den Divan und wartete der kommenden Dinge. Entweder mußte er einmal freigelassen werden, oder auch, daran zweifelte er nicht, Kapitän Hoffmann würde bald Himmel und Hölle in Bewegung setzen, seine Ordonnanz tot oder lebendig wiederzubekommen. Unter Georgs Kameraden gab es auch welche, die mehr als Brot essen konnten.

Georg hatte durch Einatmen des Chloroforms Kopfschmerzen bekommen, er fühlte sich noch sehr schläfrig und war bald wieder sorglos entschlummert.

Da wurde er am Arm gefaßt und geschüttelt.

Als er emporfuhr und sich die Augen rieb, bemerkte er, daß es bereits Nacht geworden war. Auf einem Tischchen brannte eine Lampe, und vor ihm stand ein reich gekleideter Indier.

»Steh' auf,« sagte derselbe in kurzem, aber nicht unfreundlichen Tone eines Menschen, der das Befehlen gewohnt ist.

Georg stand auf.

»Fühlt Ihr Euch wohl?«

Georg bejahte; er wußte zwar nicht, was man mit ihm vorhatte, jedenfalls aber sollte er jetzt entlassen werden.

»Hört, was ich Euch jetzt sagen werde!« begann der Indier. »Beantwortet Ihr die Fragen, die ich an Euch stellen werde, so gut Ihr könnt, so soll Euch kein Leids geschehen. Ihr werdet noch heute nacht dieses Haus verlassen und zwar reich beschenkt – Ihr braucht nicht mehr zu arbeiten – weigert Ihr Euch aber, so werde ich die Antworten mit Gewalt von Euch erpressen, und Ihr verlaßt dieses Haus nicht lebendig. Habt Ihr mich verstanden?«

Georg war verblüfft. Was konnte dieser Indier von ihm erfahren wollen? Er hatte keine Ahnung, was der Mann im Sinne hatte.

»Dann ziehe ich das Erstere vor. Fragt los!« sagte er.

»Es freut mich, daß Ihr vernünftig seid,« entgegnete der Indier, »so werden wir als gute Freunde von einander scheiden. Also erstens: Wo ist der ›Blitz‹ gebaut worden?«

Georg riß vor Staunen Mund und Nase auf. Wie kam dieser Indier zu einer solchen Frage?

»Oho,« dachte er, »da kennst du Georg schlecht, wenn du von ihm etwas über den ›Blitz‹ erfahren willst.«

Er schwieg.

»Bist du nicht die Ordonnanz vom ›Blitz‹?« fragte der Indier.

»Ich bin's.«

»Nun also nochmals: Wo ist der ›Blitz‹ erbaut worden?«

Georg blieb wieder die Antwort schuldig.

»Vielleicht auf einer Insel an der Ostküste Schottlands?«

Keine Antwort.

»Willst du mir nicht antworten, Bursche?« fuhr der Indier jetzt heftig auf.

»Mein Herr,« sagte Georg ruhig, »fragen Sie mich, über was Sie wollen, und ich werde Ihnen antworten, nur nicht über den ›Blitz‹ und alles, was diesen betrifft. Da werden Sie nie eine Antwort von mir erhalten.«

Fest sah er den vor ihm Stehenden an.

Der Indier machte eine drohende Bewegung, aber er bezwang sich sofort, als er in den blauen Augen des Mannes ein seltsames Aufleuchten bemerkte.

Er hatte keinen eingeborenen Diener vor sich, den er nach Belieben schlagen durfte. Dieser Mann war jetzt noch frei und würde ihm jeden Schlag mit seinen kräftigen Fäusten zurückgegeben haben. Er ging zur Thür hinaus und schloß hinter sich ab.

»Also das ist es,« seufzte Georg und ließ sich auf das Polster fallen, »dann steht es allerdings schlimm mit mir. Und ich weiß gar nicht viel vom ›Blitz‹, was ich verraten könnte. Aber nein!« Er sprang heftig auf. »Ich habe versprochen, das Geheimnis des Schiffes zu wahren, und auch das Wenige, was mir bewußt ist, soll mir keine Macht der Erde entreißen können. Mag man mich quälen, foltern oder verhungern lassen, mein Mund wird schweigen.«

Ein Diener brachte einige Teller mit kalten Speisen herein und setzte sie auf den Tisch.

Gleichzeitig betrat wieder der Indier das Zimmer.

»Na,« dachte Georg, »mit dem Verhungern sieht es ja noch nicht so schlimm aus.«

»Ihr seht,« begann der Indier, »ich will Euch mehr als Gast, denn als Gefangenen behandeln. Beantwortet mir die wenigen Fragen, und Ihr könnt sofort in meinem Wagen dieses Haus verlassen! Ich weiß wohl, daß Ihr selbst nicht viel vom ›Blitz‹ erzählen könnt, und deshalb will ich Euch möglichst freundlich behandeln. Antwortet mir, dann könnt Ihr ruhig essen, wenn Ihr wollt, und werdet entweder fortgebracht, oder Ihr verbringt diese Nacht in einem Kellerraum. Vielleicht seid Ihr morgen gefügiger, sonst giebt es noch andere Mittelchen, Euch mitteilsam zu machen.«

Georg blieb stumm.

»Ihr wollt nicht antworten?«

»Zum Teufel, nein!« schrie Georg. »Merkst du dies nun endlich?«

»Oho,« sagte der Indier und rief einige Namen.

Sofort kamen vier Hindus in das Zimmer und wollten Georg fassen, um ihn hinauszubringen. Sie hatten sich aber verrechnet.

Als sie ihn ergreifen wollten, fuhr dem einen die Faust des jungen Deutschen in die Augen, dem anderen an den Magen, und die übrigen bekamen ein paar Fußtritte, daß sie ächzend an die Wand flogen.

»Nur immer her!« schrie Georg. »Solche Ware habe ich noch mehr auf Lager.«

Auf das Geschrei der Diener stürzten noch mehr Hindus in's Zimmer, und schließlich gelang es ihnen, den wütend um sich Schlagenden zu bändigen.

»Ihr seid selbst schuld daran,« sagte der Indier, noch immer ruhig, »daß mit Euch so verfahren wird. Gebt mir Antwort, und sofort seid Ihr frei!«

Er stand dicht vor Georg.

»Selber schuld daran?« lachte dieser bitter, »Hund verdammter, da, nimm das als Gutenachtgruß.«

Dabei stieß er dem Indier den Fuß in den Leib, daß dieser mit einem Schmerzensschrei zu Boden fiel. Schäumend vor Zorn sprang er auf den Gefangenen zu, erhielt aber sofort abermals einen Fußtritt, daß er wieder niederstürzte.

»In den Stock mit ihm, in den Stock,« brüllte er. »Dort wird er das Treten vergessen lernen.«

Er wagte es nicht, sich zum dritten Male dem schlagfertigen Deutschen zu nähern.

Georg wurde aus dem Zimmer in einen Kellerraum geschleppt, in dem sich ein sogenannter Stock befand, in welchen widerspenstige und ungehorsame Diener für einige Stunden eingesperrt wurden. Der junge Mann wurde gezwungen, sich niederzulassen, und die Hindus spannten seine Beine und Hände in einen Block, so daß Georg in gekrümmter Lage saß, ohne sich rühren zu können.

Es machte den Hindus ein ungeheures Vergnügen, Georg zu quälen, war es doch das erste Mal, daß anstatt eines Eingeborenen ein Faringi diesen Platz einnahm. Glücklicherweise verstand der junge Deutsche kein Indisch, sodaß ihn die höhnischen Bemerkungen nicht ärgerten.

Er befand sich in einer verzweifelten Lage. Den Rücken krumm gebogen, die Beine so emporgezogen, daß die Kniee die ausgestreckten Arme berührten, und Hände und Füße in die Löcher des Balkens gespannt, so saß er da und grübelte über sein ferneres Schicksal nach.

Das war eine trostlose Aussicht, denn der gereizte Indier würde jetzt nicht zögern, seine Drohungen zu erfüllen, das heißt, den Gefangenen solange zu foltern, bis derselbe das, was er über den ›Blitz‹ und dessen Kapitän wußte, gesagt hätte.

Georg hatte einst in seiner Jugend auf einem Jahrmarkt eine Folterkammer mit allen jenen schrecklichen Instrumenten gesehen, wie sie im Mittelalter bei Hexenprozessen gebraucht wurden, und große Bilder zeigten überdies recht anschaulich, wie jene angewendet wurden. Frauen mußten auf glühenden Kohlen stehen, ihre Körper wurden auf Bänken gereckt, bis die Knochen auseinanderrissen, sie wurden an den Händen aufgehängt, an den Füßen Centnerlasten befestigt, mit glühenden Eisen gezwickt und gestochen, aufs Rad geflochten und anderes mehr.

Georg schauderte es, wenn er daran dachte, daß ihm Aehnliches bevorstand. Aber dennoch, sie mochten ihn schinden, plagen und quälen, er nahm sich fest vor, sich lieber die Zunge abzubeißen, ehe er ein ihm anvertrautes Geheimnis verriet.

Er hätte sich deshalb ja vor sich selbst schämen müssen, daran gar nicht zu denken, daß er sich auf dem ›Blitz‹ jemals wieder hätte sehen lassen dürfen.

Unterdes vergingen noch einige Stunden, ehe der Tag anbrach, und Georg hoffte, daß bis dahin seine Kameraden alles aufbieten würden, seinen Aufenthalt zu erfahren.

Der Morgen kam, und Georg saß noch immer im Stock. Er wußte nicht mehr, ob er noch Arme und Beine habe. Jede Empfindung war aus denselben verschwunden.

Gegen Mittag öffnete sich die Thür, und der Indier trat ein. Mit finsteren Blicken blieb er vor dem Gefangenen stehen.

»Hat sich nun Euer hitziges Blut beruhigt?« fragte er, ohne zu verraten, daß er noch an die gestern empfangenen Fußtritte dachte.

Georg wunderte sich darüber. Er hatte geglaubt, der Indier würde seine Wut an ihm auslassen, aber wunderbarerweise war derselbe vollkommen ruhig. Er schloß daraus, daß es dem Indier lieber war, wenn er erst die Fragen beantwortet bekäme, als wenn er den Gefangenen wieder reizen müßte. Aber daß er später noch seine Rache befriedigen würde, davon war Georg vollkommen überzeugt.

»Seid Ihr nun geneigt, mir zu antworten? Es ist noch dasselbe: entweder Ihr antwortet und seid frei, oder Ihr werdet gefoltert, und wenn Ihr dabei sterben müßt.«

Der Gefangene lachte höhnisch auf.

»Macht das einem anderen weiß, daß Ihr mich laufen lassen werdet,« entgegnete er.

»Euer Wort gilt mir ebensoviel, wie das Bellen eines Hundes. Nein, nein und abermals nein. Ihr sollt nichts erfahren.«

»Verfluchter Faringi,« schrie der Indier, der seine Wut nicht mehr bezähmen konnte, »Dein Trotz soll bald gebrochen werden. In einer Viertelstunde wirst Du Dein Wehgeschrei vergebens zu Deinem Gott aussenden.«

Er trat Georg mit den Füßen.

In diesem Augenblicke ging die Thür auf, und im Rahmen derselben erschien ein eingeborener Diener, der seinem Herrn auf Indisch etwas sagte. Dieser stellte mehrere Fragen und ging dann hinaus, sich vorher noch einmal umwendend.

»Mache Dich bereit,« sagte er, »noch heute wird Dir Deine Zunge geschmeidig gemacht werden.«

Hinter ihm fiel die Thür in's Schloß, und Georg hörte, wie der Schlüssel umgedreht wurde.

Er war wieder allein und beschäftigte sich mit traurigen Gedanken. Jedenfalls hatte der Indier von dem Diener eine Mitteilung erhalten, welche ihn abrief, also war die Folter nur aufgeschoben, aber nicht aufgehoben.

Manchmal eilte jemand an der Gefängnisthür vorüber, und jedesmal glaubte Georg, der Unbekannte würde seinen Lauf hemmen, den Schlüssel in's Schloß stecken, und zu ihm kommen, um ihn nach der Folterkammer zu führen, aber immer ging der Betreffende vorbei. Es waren Stunden der entsetzlichsten Qualen.

Der Tag verging; die Sonne warf bereits ihre letzten Strahlen durch das kleine, starkvergitterte Fenster in den Kellerraum, und Georg hockte noch immer mit gekrümmtem Rücken da. Er begann jetzt zu hoffen, daß irgendetwas seine Folterung unmöglich gemacht habe, dann aber ward er wieder ängstlich.

Bereits vierundzwanzig Stunden saß er hier, ohne Essen, ohne Wasser; Hunger und Durst begannen sich fühlbar zu machen. Wie aber, wenn er vergessen würde? Wenn der Indier abgerufen ward und nicht mehr an sein Opfer dachte?

Entsetzlich! Schon jetzt versuchte Georg, ob er mit den Zähnen den Arm erreichen könnte, um sein eigenes Blut zu

trinken, er machte den Versuch erst nur aus Scherz, aber das Blut gerann ihm in den Adern; die Haare sträubten sich, wenn er sich die Qualen der nächsten Tage ausmalte.

Die Nacht brach an, und Georg saß im Block und wartete. Es waren Menschen im Haus, er hörte Schritte über dem Kellergewölbe, aber zu ihm kam niemand.

Der Gefangene schien vergessen.

Mehr noch als der Hunger, fing der Durst an, ihn zu quälen. Es war den ganzen Tag schwül gewesen, es war heiß in dem Keller. Die Kehle war ihm vertrocknet, der junge Mann war dem Verzweifeln nahe.

Er schrie, so laut er konnte: Wasser! Es war das Einzige, was er jetzt herbeisehnte; mochten sie ihn dann foltern, aber nur erst eine Linderung!

Seine Kehle wurde durch das Schreien nur noch trockener, er gab es als nutzlos auf, denn die Menschen, die bereit waren, jemanden bis aufs Blut zu quälen, hätten ihn auch verdursten sehen können.

Stunde auf Stunde verrann, vollständige Dunkelheit umgab Georg, sein Mut war gebrochen. Stumpfsinnig saß er da und stierte vor sich hin. Wasser, das war sein einziger Gedanke. Er bekam schon Halluzinationen; er glaubte sich an einer Quelle, er hörte sie rauschen; er trank und trank, und sein Durst wurde doch nicht gelöscht.

Ein lauter Schritt weckte ihn einmal aus seinem Brüten.

»Wasser!« murmelte der Unglückliche mit brennenden Lippen. »O Gott, erbarme Dich meiner, sende Deinen Engel!«

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er konnte zwar niemanden sehen, aber er erschrak nicht. Er hörte nur das eine Wort:

»Trinke!«

In langen Zügen sog der Unglückliche aus der vorgehaltenen Flasche das erquickende Naß, bis sie keinen Tropfen mehr enthielt.

»In dem Wasser war ein Viertelliter Wisky,« flüsterte eine Stimme vor ihm, »das Geld dafür giebst Du mir ein ander Mal wieder, vergiß es aber nicht! Jetzt mach', daß du aus dem Block kommst!«

»Sharp,« rief Georg; er hatte ihn weder gesehen, noch an seiner Stimme erkannt, aber die Sprechweise verriet ihm den Namen des Helfers.

»Schrei nicht so! Wie lange bist Du schon hier?«

»Ich weiß nicht; ich glaube zwei Tage,« flüsterte Georg zurück.

»Ein bißchen lange.«

Georg hörte, wie der Detektiv – denn der war es wirklich – am Schloß des Stockes hantierte. Dann wurde der doppelte Balken anseinander genommen, und Georg war frei.

Wie ein Stück Holz rollte er zur Seite.

»Jetzt mach', daß deine Knochen beweglich werden, während ich das Fenstergitter durchsäge.«

Kaum vernahm Georg das Geräusch, welche die haarscharfe Säge verursachte, so geschickt wußte der Detektiv damit umzugehen.

»Wie kommen Sie hier herein?« fragte er leise, während er, noch immer am Boden liegend, Arme und Beine bewegte.

»Immer durch die Thür.«

»Ich habe Sie aber nicht gehört.«

»Entschuldige nur, daß ich nicht vorher angeklopft habe. Bist du bald im stande, gehen zu können? Ich habe nur noch zwei Stäbe zu durchfeilen.«

»Gleich.«

Georg war überglücklich. Er war, den Kapitän und die beiden Steuerleute ausgenommen, der Einzige von der Besatzung des ›Blitz‹, der Sharps eigentlichen Beruf kannte; die anderen hielten denselben für einen Freund des Kapitäns, der die Reisen mitmachte, oft tagelang sich in seiner Kabine einschloß und dann wieder für Wochen wegblieb. Aber mit Georg hatte er Freundschaft geschlossen und verkehrte viel mit ihm, weil er manchmal dessen Aussehen annahm.

Dieser fühlte sich in der Nähe des Detektiven so sicher, als wäre er in seiner Koje an Bord des ›Blitz‹. Von diesem Manne, der über alles in scherzhaftem und wegwerfenden Tone sprach, ging eine Sicherheit und Ruhe aus, die selbst gebildeten Personen imponierte, geschweige denn Georg, dem einfachen Matrosen, der den Detektiven wie einen Gott verehrte.

»Fertig?« fragte derselbe.

»Es geht.«

»So ziehe schnell deine Sachen aus, ich habe das schon gethan.«

»Wozu denn?« fragte Georg verwundert.

»Frage nicht lange, sondern beeile Dich! Ich werde dir schon alles erzählen.«

Georg gehorchte, und der Detektiv, der im Dunklen ebensogut wie am Tage zu sehen schien, tauschte seine Kleider mit ihm.

»So,« sagte Sharp, nachdem er selbst die Sachen Georgs angezogen hatte, »weißt du, wohin du gehen mußt?«

»Nein.«

Der Detektiv beschrieb ganz genau den Weg, den Georg einzuschlagen hatte, um nach dem Hafen zu kommen. »Der ›Blitz‹ ist nicht mehr da, weiß nicht, wo er sich herumtreibt, aber dafür liegt der ›Amor‹ auf der Rhede, und auf den gehst du vorläufig. Die Herren werden dein Verschwinden schon erfahren haben, denn Hoffmann hat einen Brief für sie hinterlassen, und jedenfalls werden sie nach dir suchen, natürlich vergeblich, kalkuliere ich.«

»Und Sie?« fragte Georg.

»Ich setze mich als Georg in den Stock.«

»Sie werden gefoltert werden.«

»Werde wohl nicht stille halten.«

»Aber wozu wollen Sie denn nur hier bleiben?« fragte Georg wieder, der das Benehmen des Detektiven oft nicht begreifen konnte, und jetzt am allerwenigsten.

»Will mich einmal etwas mit dem Indier unterhalten, der sich so für dich interessiert,« entgegnete Sharp. »Was habt ihr bis jetzt miteinander verhandelt?«

Georg teilte ihm so kurz wie möglich das Geschehene mit.

»So, jetzt kriech' leise durch das Fenster und komme gut an Bord,« sagte Sharp.

»Soll ich Ihnen nicht erst helfen, in den Stock zu kriechen?« fragte Georg.

»Glaube gar! Das mache ich allein.«

»Aber Sie können dann nicht zuschließen.«

»Ich schließe eben erst zu und stecke dann die Hände und Füße durch,« lachte der Detektiv, »die gehen durch alles, was Hand- oder Fußgelenk auch noch so knapp umspannt.«

»Dann viel Vergnügen, und geben Sie es dem Schurken ordentlich, er hat es verdient!«

» *Well*, Georg, wird besorgt! Gute Nacht, mein Junge!«

Georg kroch durch das Fenster und war bald in der Finsternis verschwunden.

Als sein leiser Schritt selbst dem scharfen Ohr des Detektiven nicht mehr vernehmbar war, setzte derselbe vorsichtig seine Pfeife in Brand und rauchte Stunde um Stunde, bis der Morgen zu dämmern begann.

Da setzte er die zersägten Stäbe wieder derart ein, daß von dem Zerstörungswerk nichts mehr zu sehen war, und schloß mit einem Draht den Stock. Dann entledigte er sich seiner Schuhe, schob die Füße ohne Anstrengung durch die engen Löcher und zog die Schuhe wieder an. Bevor er die Hände in die Öffnung schob, biß er sich ein Stück Kautabak ab, um bei diesem langweiligen Warten wenigstens eine angenehme Unterhaltung zu haben.

Wer von dem vollzogenen Tausch nichts wußte, hätte schwören können, immer noch Georg vor sich zu haben, denn der Detektiv hatte ganz das Aussehen desselben angenommen.

Sharp mußte lange warten, ehe das Leben in dem Hause erwachte, dann aber kam es auch mit einem Male. Schritte eilten hin und her, überall erscholl Pochen und Lärmen. Stimmen schrieen so laut, daß man sie selbst im Keller hören konnte.

»Was mag das sein?« dachte Sharp. »Das klingt ja sonderbar, gerade wie ein Überfall.«

Er sollte nicht lange im Zweifel sein.

Jetzt näherten sich seiner Zelle hastige Schritte – der Detektiv zog ein klägliches Gesicht – die Thür wurde aufgeschlossen, aufgerissen, und herein traten – Lord Harrlington, Williams und noch mehrere Herren vom ›Amor‹.

»Sind Sie die Ordonnanz vom ›Blitz‹?« rief Harrlington. »Freuen Sie sich, Mann, Sie sind frei!«

Der Detektiv war anfangs starr, aber im nächsten Augenblick war die Reihe des Erstaunens an den Herren.

Plötzlich zog der Gefangene die Hände und Füße aus dem Stock, sprang auf und schrie mit donnernder Stimme:

»Nun schlage aber doch Gott den Teufel tot! Jetzt sitze ich hier die ganze Nacht im Stock, damit Sie mich befreien können! Stecken Sie doch Ihre Nase in Ihre stinkigen Theerfässer und nicht in meine Angelegenheiten. Adjös, meine Herren, mich sehen Sie nicht wieder.«

Schmetternd fiel die Thür hinter ihm ins Schloß.

Die Herren fanden lange keine Worte, sprachlos schauten sie sich an. Dann griff sich Williams langsam an die Stirn und sagte:

»Ich glaube, ich bin ein großer Esel gewesen, kann aber nichts dafür. Kommen Sie mit, vielleicht finden wir den Beweis dieser Behauptung schon auf dem ›Amor‹, und Sie stimmen mir dann bei.«

Sie gingen an den Hafen zurück.

Kapitän Hoffmann hatte allerdings für die Engländer einen Brief hinterlassen, worin er ihnen mitteilte, daß er sofort in See gehen müsse und daß seine Ordonnanz, Georg, verschwunden sei. Vielleicht würden die Herren bis zu seiner Rückkehr nach Bombay sich bemühen, nach dem Verschwundenen zu forschen.

Hoffmann selbst hatte keine Ahnung, daß Nick Sharp auch nach Bombay gefahren war, er glaubte, derselbe wollte sich an der Seite von Ellen halten. Der Detektiv aber kam auf den Einfall, sich nach Bombay zu begeben, weil natürlich, wie er gleich schloß, die Entführung der ›Vesta‹ und der Mädchen wieder vom ›Meister‹ ausging, dem er nachspürte. Ehe er Ellen verließ, mußte er jedoch für sich einen Ersatz haben, und da er in jeder Stadt seine Helfer hatte, so ließ er in Madras einen solchen als Matrosen auf die ›Medusa‹ anmustern. Als er sah, daß der betreffende Mann wirklich an Bord kam, verließ er das Schiff wieder, eben in der letzten Minute, und reiste mit dem nächsten Zuge nach Bombay.

Es war ihm bald gelungen, sich über alles Vorgefallene zu orientieren, er erfuhr die seltsamen Umstände, unter welchen die Gefangennahme Georgs vor sich gegangen, befreite diesen und nahm dessen Stelle ein, um, wie er sagte, mit dem Indier näher bekannt zu werden.

Aber auch Lord Harrlington war es geglückt, den Aufenthaltsort Georgs zu erfahren. Ein Diener des Indiers hatte gehört, daß der Lord eine hohe Summe demjenigen zusagte, der ihm etwas über den Verschwundenen mitteilte, daher war der Eingeborene einfach seinem Herrn weggelaufen und hatte alles verraten.

Ohne zu ahnen, weshalb Georg eigentlich gefangen gehalten wurde, eilten Harrlington und etwa zehn Herren sofort nach dem bezeichneten Haus, nahmen unterwegs noch Polizei mit, fanden aber den Indier selbst nicht mehr vor – er hatte von dem Verrat erfahren und war, ebenso wie seine Diener, welche sich schuldig fühlten, bei Zeiten geflohen. Einige der Eingeborenen sagten aus, sie hätten wohl gemerkt, daß ihr Herr jemanden im Keller festhielt, aber sie wüßten nicht wen und dürften sich überhaupt nicht um das Thun und Treiben ihres Herrn kümmern.

In dem bezeichneten Kellerraum fand man denn auch Georg, der sich so heftig über seine Befreiung beschwerte.

Als die Engländer auf dem ›Amor‹ anlangten, fanden sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen Georg schon vor, diesmal den echten, der zwar die Sache aufklären wollte, so weit er durfte, aber vor Lachen nicht sprechen konnte.

Endlich erfuhren Harrlington und Williams, beide mit Sharps Wesen vertraut, den ganzen Sachverhalt, und Georg sagte betreffs seiner Gefangennahme nur noch, daß der Indier etwas Wissenswertes über den ›Blitz‹ habe hören wollen.

Von dem Detektiven vernahm man seitdem nichts wieder.

10. Die gestörte Segelregatta.

»Es ist unmöglich, ihnen zu entkommen,« sagte Ellen ärgerlich und deutete dabei nach zwei Segelschiffen, welche eben in den Hafen von Colombo einliefen, »und nicht einmal die Ehre lassen sie uns, daß die ›Vesta‹ das einzige Schiff ist, welches keinen Lotsen an Bord hat. Auch sie verschmähen es, die Lotsenflagge zu hissen und fahren noch dazu mit vollen Segeln herein.«

»Weinen hilft hier nichts,« würde Charles gesagt haben, hätte er diese Rede Ellens gehört. Die Sache ließ sich nun nicht ändern, allerdings kamen der ›Amor‹ und der ›Blitz‹, welche sich angesichts Colombos auf offener See getroffen hatten, mit voller Fahrt in den Hafen gelaufen, ohne bei dem günstigen Wind weder einen Schleppdampfer, noch einen Lotsen zu begehren. Sie erreichten den Hafen zwei Stunden später als die ›Vesta‹.

Jeder, auch der kleinste Hafenplatz hat seine Lotsen, welche die Schiffe durch das unbekannte Fahrwasser geleiten, aber es ist nicht nötig, daß der Kapitän einen solchen annimmt, wenn er die Einfahrt selber genau zu kennen glaubt.

Hat das ankommende Schiff eine Flagge gehißt, welche anzeigt, daß es einen Lotsen wünscht, so wird ein des Fahrwassers kundiger Mann an Bord geschickt, und in dem Augenblick, da derselbe die Kommandobrücke betritt, übernimmt er die Führung des Schiffes, und der Kapitän ist meist außer Dienst gestellt, bis das Schiff sicher vor Anker liegt.

Passiert es trotzdem, daß das Schiff auf Strand läuft, mit anderen in Kollision kommt oder sonst einen Schaden erleidet, so muß die Gesellschaft, welcher der Lotse angehört, für den Schaden aufkommen, im anderen Falle übernimmt der Kapitän

selbst das Risiko. Doch kommt es selten vor, daß ein Kapitän den Lotsen ablehnt, obgleich die Kosten dafür hoch genug sind, er zahlt lieber die Summe und ist dann von jeder Verantwortung frei.

Die ›Vesta‹ hatte es gewagt, unter eigenem Kommando in den Hafen zu segeln, und hatte erst kurz vor dem Ankerplatz einen Schleppdampfer angenommen, was unter den Besatzungen der bereits daliegenden Schiffe Enthusiasmus hervorrief, die beiden aber, der ›Amor‹ und voran der ›Blitz‹, segelten sogar bis auf den Platz, wo sie Anker werfen wollten, bargen gleichzeitig ihre Segel und lagen bald an den straff gespannten Ankertauen. Die Bewunderung der fremden Seeleute über dieses kecke Manöver verminderte sich, als man erfuhr, daß die beiden Kapitäne ihre eigenen Lustschiffe fuhren, die Seefahrt also mehr zum Sport, als zum Geschäft betrieben. Was kümmert es solche Herren, wenn sie Schäden erleiden, die mittels des vollen Geldbeutels wieder geheilt werden können?

Colombo, der größte Hafen und zugleich die Hauptstadt der Insel Ceylon, ist, wie fast jeder Ort, in dem das europäische mit dem eingeborenen Element in Geschäftsbeziehungen tritt, streng in zwei Hälften geschieden. Am Hafen liegt die ›europäische Stadt‹ – sie hat keinen anderen Namen – mit ihren Geschäftshäusern, Bureaux und kleineren Wohnungen, meist von Engländern, Holländern und Portugiesen besetzt, während der Aufenthaltsort der Eingeborenen ›Pettah‹ oder ›die schwarze Stadt‹ genannt wird und mehr nach dem Lande zu, am Flusse Kailanigonga, liegt. –

An die europäische Stadt grenzt auf der einen Seite das Meer, auf der anderen ein großer Südwassersee.

Colombos eingeborene Bewohner setzen sich aus vier Hauptklassen zusammen: aus den Singhalesen, welche meist

als Handwerker ihr Brot verdienen, d. h. nur in den Städten, und als die eigentliche Bevölkerung Ceylons bezeichnet werden können, aus Tamulen, als Soldaten oder Diener beschäftigt, aus den Parßi, Mischlingen von Eingeborenen, und Holländern, vom Großhandel lebend, und aus sogenannten Mohren, Mischlinge von Europäern, Eingeborenen, Malayen, Negern u. s. w., welche verachtet sind und den Kleinhandel betreiben.

Nach einigen Tagen hatten sich die Damen und die Herren vollkommen in Colombo orientiert, und besonders die abenteuerlustige Ellen war es, welche auf ein Unternehmen sann, das eine Abwechselung bieten sollte.

Eines Tages erschien auch in Colombo jene französische Lustyacht, mit deren Kapitän man einst in Konstantinopel eine Regatta ausgemacht hatte, welche aber wegen des gegen die Mädchenhändler geplanten Unternehmens unterblieben war.

Sofort wurde beschlossen, diesen Plan wieder aufzunehmen, und zwar sollte diesmal ein Wettsegeln in Booten nach Pantura veranstaltet werden. Dieser kleine Hafen ist von Colombo nur fünfzehn Meilen entfernt, also bei einigermaßen günstigem Wind in zwei Stunden zu erreichen und außerdem noch der Sitz einer Gesellschaft, welche durch Taucher in einer nahen Bucht Perlmuscheln fischen läßt.

So konnte man gleich diese Leute einmal bei ihrer Arbeit beobachten.

Die Herren des ›Amor‹ waren mit dem Vorschlage einverstanden, ebenso der Kapitän des französischen Schiffes, nur Hoffmann wollte sich nicht beteiligen, und es kostete Ellen viele Mühe, ihn dazu zu bewegen.

»Sie alle haben hölzerne Boote,« entschuldigte er sich, »die meinen sind mit Stahlblech beschlagen und bedeutend schwerer, also sind Sie in großem Vorteil mir gegenüber.«

»Aber, Herr Hoffmann, selbst wenn Ihre Boote viel schwerer wären, als die der ›Vesta‹, so dürfen Sie sich doch nicht weigern, mit uns um die Wette zu fahren. Bedenken Sie, daß Sie an Bord Ihres Schiffes nur alte, erfahrene Seeleute haben, während unsere Boote von schwachen, in diesen Künsten wenig erfahrenen Damen bedient und gesteuert werden. Kommen Sie nicht mit, so nehme ich an, daß Sie wenigstens so von uns denken und mir nur deshalb eine abschlägige Antwort geben.«

Hoffmann willigte schließlich doch ein.

Der nächste Morgen versprach einen prächtigen Tag; einen besseren Wind, um nach Süden zu fahren, hätte man nicht wünschen können, und so wehte schon bei Sonnenaufgang an einem Maste der ›Vesta‹ die Signalflagge, als Zeichen, daß heute das Wettsegeln nach Pantura stattfinden solle. Die Boote konnten beliebig besetzt und beliebig ausgerüstet werden, ebenso wie sich jedes Schiff der vier Nationen mit so vielen Booten beteiligen konnte, als es wollte.

Es würde den Leser ermüden, sollte hier die Takelage eines Bootes beschrieben werden. Nur so viel sei erwähnt, daß jedes Boot mit Vorrichtungen zum Aufrichten von Masten versehen ist, und zwar gewöhnlich für zwei derselben. Die beiden mittelsten Sitzplätze sind durchbohrt, durch die Löcher wird der Mast gesteckt, unten befestigt, die Segel gehißt, und aus dem Ruderboot ist ein Segelboot geworden. Ebenso wie auf den Schiffen ist ein kleiner Klüverbaum, der am Bug schräg vorspringende Mast, vorhanden, und gerade die Bedienung desselben erfordert die größte Geschicklichkeit, weil von ihm das

schnelle Wenden des Bootes abhängt, er aber, wegen des Platzes, nur von einem Manne gehandhabt werden kann.

Im Segelboot sind die Kommandos anders als auf dem Schiff, aber nirgend anders, als in einem solchen, können die Matrosen ihre Tüchtigkeit zeigen. Hier arbeitet eine Hand der anderen zu, ein einziger, falscher Griff kann ein Manöver um Minuten verzögern und die Fahrt des Bootes bedeutend hemmen. Ein gut bedientes Segelboot gewahrt einen wunderschönen Anblick, aber man bekommt einen solchen nur bei der Kriegsmarine oder bei Sportyachten zu sehen, die Handelsschiffe üben ihre Leute nicht in Bootsmanövern.

Das Aufrichten der Masten, das Aufziehen des Segels und besonders das Vorschieben des Klüverbaumes ist keine Kleinigkeit, und doch gilt es als grober Verstoß, wenn jemand während eines Manövers von der Ruderbank aufsteht. Jede Handlung muß erscheinen, als wenn sie spielend vor sich ginge, und dazu ist es eben notwendig, daß alle Mann im rechten Augenblick ihre Kräfte konzentrieren. Die Hauptperson ist der am Steuer Sitzende. Er muß das Boot so zu regieren wissen, daß sich der Wind mit voller Macht in die Segel legen kann, und daß es doch dem Ziele direkt zustrebt, er muß ferner das Gleichgewicht zu wahren trachten. Wenn er den Wind recht ausnutzen will, drängen sich auf seinen Wink alle nach der einen Seite des Bootes, er wendet das Steuer etwas, und das Fahrzeug legt so über, daß es umzuschlagen droht. Es darf natürlich nicht so weit kommen, und dieses genau zu beobachten, ist die Hauptkunst des Steuernden. Das fortwährend ins Boot strömende Wasser darf die Leute nicht genieren, es wird schnell wieder ausgeschöpft.

Jedes Schiff hatte zwei Kutter, die größten Boote, gestellt, in welchen die ganze Besatzung untergebracht war, nur der ›Blitz‹ war bloß mit einem vertreten, und nachdem ausgemacht

worden war, daß derjenige, der zuerst in Pantura eine hervorspringende Landzunge Passiere, als Sieger hervorgehen sollte, gab Ellen das Zeichen zur Abfahrt!

Schon beim Emporrichten der Masten zeigte sich, daß die Vestalinnen den anderen weit überlegen waren, denn sie hatten sich im kleinen Segelboot fortwährend geübt, während die Engländer nur gewohnt waren, ihre großen Yachten zu bedienen.

Die ersten Boote, deren Segel den Wind abfingen, waren die beiden der ›Vesta‹ mit der Kapitänin und Miß Murray am Steuer, dann folgte Lord Harrlington, hierauf der Kapitän der ›Justica‹ und das andere französische Boot, dann kam der vollständig schwarze Kutter des deutschen Kapitäns und schließlich das Boot von Lord Hastings, dem ein Manöver mißlungen war.

Es dauerte nicht lange, so hatte letzteres das Hoffmanns überholt, und so blieb die Reihenfolge, ohne daß jemand einen besonderen Vorsprung erreicht, noch überhaupt zu gewinnen suchte, denn, wie bei jedem Messen der Schnelligkeit, wird auch beim Segeln die letzte Kraft und Geschicklichkeit bis zuletzt aufgespart. Die fünf ersten Boote hatten gleichmäßige Entfernung voneinander, nur Kapitän Hoffmanns Boot blieb immer mehr zurück. Während die anderen schon stark auf der Seite lagen und bereits ab und zu Wasser schöpften, hielt er sein Boot aufrecht, aber das Steuer schien doch in einer guten Hand zu sein, welche ein Fahrzeug gar wohl zu führen wußte.

Eine Stunde war bereits vergangen, als Jessy einmal aus dem Wind kam, sodaß ihr Boot dadurch etwas im Lauf gehemmt wurde und Harrlington an ihre Seite kam.

»Den Schaden machen Sie nicht wieder gut, Miß Murray,« sagte derselbe.

Die Insassen des Bootes wurden sehr ärgerlich, und am meisten natürlich das Mädchen, welches die Schuld trug.

»Weinen Sie nicht, Miß Thomson,« rief Charles hinüber, »geben Sie mir ein freundliches Wort, und ich schneide hier alle Segel ab. Soll ich?«

Aus Spaß zog der Baronet sein Messer heraus und that, als wolle er das Tau, an dem er saß, durchschneiden.

Da aber richtete sich die Aufmerksamkeit aller nach vorn, denn vor ihnen tauchte eine Rauchwolke auf, und nicht viel später konnten sie den Schornstein eines kleinen Dampfers sehen, der direkt ans sie zuhielt.

»Was will er?« fragte der Lord. »Es scheint fast, als ob er gerade auf uns zuführe.«

Nach einigen Minuten konnte man deutlich bemerken, daß der Dampfer allerdings keine Miene machte, eine Schwenkung auszuführen, denn nach den Seegesetzen müssen Dampfer Segelschiffen und Booten schon in großer Entfernung ausweichen.

»Der weicht nicht aus,« meinte Charles. »Miß Petersen scheint auch keine Lust dazu zu haben, und so können wir in fünf Minuten einige Menschen aus dem Wasser fischen.«

Jetzt ging am Signalmast des Dampfers eine Flagge hoch, das Zeichen, daß die Boote ihre Fahrt einstellen sollten.

»Unsinn!« rief Ellen. »Keinen Augenblick halten wir.«

»Es ist ein Regierungsdampfer,« meinte ein Mädchen, »der versteht keinen Spaß.«

Ellen lenkte das Boot etwas zur Seite, denn fast wäre es mit dem Dampfer zusammengestoßen, aber der auf der Kommandobrücke stehende Kapitän winkte heftig, zu halten und ihn anzuhören.

Ellen ließ ihr Boot vorbeischießen und gab somit das Signal, daß auch die anderen ihr folgten, und kein Boot schloß sich aus. Ehe der Kapitän nur Zeit fand, etwas zu rufen, waren die fünf Fahrzeuge vorbei, nur Hoffmanns Kutter war noch hinten, aber in weiter Entfernung.

»Dampf auf,« rief der Kapitän durchs Sprachrohr, »wir wollen diesen Leutchen zeigen, was es heißt, meine Befehle zu mißachten.«

Der Dampfer wandte und hatte in kurzer Zeit das letzte Boot, welches Lord Hastings steuerte, eingeholt. Ein Strick, an dem vorn ein Enterhaken befestigt war, sauste durch die Luft, legte sich um den vordersten Mast und nur der kaltblütigen Geschicklichkeit des Lords war es zu verdanken, daß das Boot nicht umschlug. Aber im gleichen Augenblick blitzte es auch in Hastings Hand auf und das Tau fiel klatschend ins Wasser – es war durchschnitten.

Der Kapitän war außer sich, daß er das Boot nicht, wie er gehofft hatte, aus dem Winde gebracht hatte, sondern daß es schon wieder weiterfuhr. Mit aller Geschwindigkeit jagte der kleine Dampfer ihm nach und hatte es im Nu wieder eingeholt.

Jetzt sprang Lord Hastings auf. Er hatte gesehen, daß das Schiff nicht die englische Flagge am Heck führte, sondern daß sie dieser nur ähnlich sah, wodurch vorhin das Mädchen getäuscht worden war.

»Wollen Sie uns in den Grund bohren, Kapitän?« rief er.

»Bergt die Segel, oder ich thue das,« war die Antwort.

Lord Hastings war ein sehr phlegmatischer Mensch, wurde er aber einmal gereizt, so kannte sein Zorn keine Grenzen.

Aber der Kapitän wagte es; immer mehr näherte sich der scharfe Bug des Dampfers dem hölzernen Boot, bis ein Knirschen und Krachen hörbar ward. Im nächsten Moment war das Wasser mit Planken und schwimmenden Menschen bedeckt.

Jetzt bemerkten die vorausgesegelten Boote, was hinter ihnen passiert war, stoppten, wendeten und fuhren nach der Unglücksstelle. Der Kapitän schien sich zu besinnen, daß er doch eben eine große Unklugheit begangen habe, ließ den kleinen Dampfer einen Bogen beschreiben und fuhr nach Westen zu, ohne sich um die Verunglückten zu kümmern.

Die ankommenden Boote hatten Mühe, die im Wasser Schwimmenden an Bord zu bringen.

Lord Hastings fluchte in allen Tonarten und wollte dem Dampfer am liebsten folgen, natürlich war dies unmöglich.

»Was für ein Fahrzeug war das nur, das uns hier ohne weiteres aufhalten wollte?« fragte Ellen. »War es wirklich ein englischer Regierungsdampfer?«

»Unsinn,« brüllte Hastings, »und wenn es zehnmal ein englischer Regierungsdampfer oder ein Kriegsschiff gewesen wäre, wie kann es wagen, ein Boot zu rammen!«

»Ich habe keine Ahnung, wie es überhaupt hierherkommt,« meinte Harrlington. »Das Einzige wäre, daß es ein Lotsen-

dampfer ist oder einer Gesellschaft angehört. Hat sich jemand der Herren oder Damen Flagge und Namen des Schiffes gemerkt?«

Niemand hatte es gethan. Die Aufregung war eine so große gewesen, daß keiner daran gedacht hatte. Man wußte nur, daß die Flagge der englischen zum verwechseln ähnlich gesehen hatte.

Während die Boote noch zusammenlagen und berieten, kam Kapitän Hoffmann angefahren.

»Haben Sie gesehen, was passiert ist?« rief ihm Ellen entgegen.

Hoffmann bejahte.

»Ich habe es nicht für nötig gehalten, ihn dingfest zu machen,« antwortete er, »denn ich weiß, wem das Schiff gehört, und wir werden ihn vielleicht heute noch treffen und zur Verantwortung ziehen.«

Niemand war unter den Herren, der ein Lächeln unterdrücken konnte.

»Na, Herr Hoffmann,« konnte Charles sich nicht enthalten zu sagen, »beim Wettsegeln haben Sie sich nicht gerade mit Ruhm bedeckt, und wie Sie den Dampfer ›dingfest‹ machen wollen, müssen Sie uns noch näher erklären.«

Es passierte öfters, wenn sich Hoffmann als der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit fühlte, daß er verlegen wurde, und so schoß auch jetzt ein flüchtiges Rot über sein offenes Gesicht.

»Er gehörte jener portugiesischen Gesellschaft an, welche in der Bucht von Pantura Perlenfischer unterhält,« fuhr er fort, ohne auf die Frage des Baronets einzugehen.

»Ah,« rief Ellen, »das kann ja heute noch interessant werden.«

»Nun fällt mir auch ein,« murrte Lord Hastings, der mit triefenden Kleidern in einem französischen Boot Platz genommen hatte, »daß jener Schurke so eine gelbe, spanische oder portugiesische Spitzbubenphysiognomie hatte. Na warte, ein Gericht rufe ich nicht zusammen, aber–«

Der Lord streckte seine Arme aus, als hätte er sein Opfer schon vor sich.

»Warum mag er uns zum Halten aufgefordert haben?« meinte Ellen wieder,

»Es fährt immer ein Damfer vor der Bucht auf und ab, welcher ein etwaiges Entwischen von Tauchern mit Perlen verhindern soll,« entgegnete Hoffmann, »leicht möglich, daß es ein solcher gewesen ist.«

»Und daß er glaubte, wir hätten Perlen gestohlen,« lachte Charles. »Aber wenn wir hier liegen bleiben, werden wir nie nach Pantura kommen, was dem portugiesischen Kapitän vielleicht recht angenehm sein könnte. Hastings, stecken Sie Ihre langen Beine unter die Bank, oder besser, legen Sie sich gleich unter die Bänke, sonst sind Sie im Wege.«

Die Regatta wurde natürlich nicht wieder aufgenommen, denn einige Boote waren mit den Verunglückten beschwert, die der Damen dagegen nicht. Die Engländer warfen noch einen bedauernden Blick nach den Trümmern, welche von dem schöngebauten Boot übrig geblieben waren und zerstreut auf

dem Wasser schwammen, dann setzten auch sie Segel und folgten den Vestalinnen, welche bereits ein gutes Stück voraus waren. –

11. Unter den Perlenfischern.

Die Bucht von Pantura gewährt einen wunderbar lieblichen Anblick. Rings sind die Ufer von Kokospalmen bestanden, wie überhaupt Ceylon die meisten Kokosnüsse liefert – auf Lichtungen zwischen den Bäumen erheben sich auf der einen Seite reizende Häuschen, Beamten der portugiesischen Gesellschaft gehörend, und ihnen gegenüber liegen zerstreut die Hütten der eingeborenen Muscheltaucher. Gerade dem Buchteingang gegenüber stand ein stattliches Gebäude, aber uon leichtem Fachwerk ausgeführt, in welchem die Komptore und die Warenlager untergebracht waren. Das Häuschen dicht daneben war unbedingt das schönste und geräumigste, in ihm wohnte der Direktor der Gesellschaft.

Auf das ganze schien freundlich die Sonne. Der blaue Himmel verlieh dem Meere seine Farbe. Alles atmete Ruhe und Frieden, und doch wurden hier einige hundert Menschen dafür bezahlt, in jeder Stunde einige Male ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um Muscheln vom Meeresgrund ans Tageslicht zu befördern, in welchen der unersättliche gierige Mensch nach kostbaren Perlen sucht.

In der geräumigen Bucht wimmelte es von kleinen Kähnen, in denen immer vier bis sechs Mann zusammenhockten. Einer von ihnen hatte ein einfaches Ruder in der Hand und lenkte das Boot dahin, wohin es ein europäisch gekleideter Mann haben wollte. Dieser war der Befehlende über die anderen, welche alle nackt waren. Um die Hüften trugen sie nur einen Gürtel, an dem ein netzartiger Beutel hing. Außerdem lagen in jedem Boot noch mehrere schwere Steine und lange Taue.

Das Perlenfischen geht in folgender Art vor sich:

Der Mann, welcher au der Reihe ist, klemmt sich mit einem elastischen Hornstück die Nase zu, nimmt in die Hände einen der Steine, welcher an einem Taue befestigt ist und springt ins Wasser. Der Stein zieht ihn natürlich schnell auf den Grund, wo sich der Taucher, weil er sonst immer wieder nach oben getrieben würde, mit der einen Hand an dem Tau fest hält, oder Geschickte wohl auch mit den Füßen, und nun so lange die angewachsenen Muscheln abreißt und in das Netz steckt, bis ihn das Bedürfnis nach Luft zwingt, wieder an die Oberfläche hinaufsteigen.

Er läßt das Tau einfach los, macht mit den Händen und Füßen Schwimmbewegungen und schießt nach oben, wo dem Erschöpften ins Boot geholfen wird.

Der Stein wird darauf wieder emporgewunden.

Während sich der Mann ausruht, taucht ein anderer aus dem Boote, dann ein dritter und so fort, bis an den ersten wieder die Reihe kommt.

Ist das Boot genügend mit Muscheln angefüllt, so wird es ans Land gerudert und ausgeladen. Unter strenger Aufsicht werden die Muschel nach einem entfernt liegenden Ort gebracht und den Strahlen der Sonne ausgesetzt. Es dauert nicht lange, so fangen sie an zu verwesen, sie öffnen sich, und nun beginnen besonders Angestellte, nach etwaigen Perlen zu suchen.

Alles geschieht natürlich unter der peinlichsten Aufsicht seitens der Beamten, welche am Gewinn der Aktiengesellschaft beteiligt sind.

Vor dem großen Gebäude befand sich im Wasser ein Holzbau zum Anlegen von Booten, und zwischen diesen lagen auch die sechs, welche heute die fremden Gaste gebracht hatten.

Der Direktor der Fischerei stand am Ufer und hatte eben den ihn Umringenden die Eigentümlichkeit des Tauchens erklärt.

»Wie lange hält so ein Mensch unter Wasser aus?« fragte einer den Portugiesen, einen älteren Herrn von einnehmendem Aeußeren.

»Selten länger als eine halbe Minute,« entgegnete er. »Wenn behauptet wird, es gäbe Taucher, welche sogar fünf Minuten unten bleiben können, so ist dies eine Uebertreibung.

»Ich habe wohl einige unter meinen Leuten, die es bis achtzig Sekunden aushalten könnten, aber sie thun es nicht, denn ihre Lunge wird dadurch zu sehr angestrengt, und sie würden die Taucherei nicht lauge aushalten können. Ein geschickter Taucher kann den Kopf zwar lange unter Wasser stecken, aber auf dem Meeresboden, wo zugleich gearbeitet werden muß, also vielmehr Luft verbraucht wird, hält auch er nicht länger aus.«

»Wird viel gestohlen?« fragte Ellen.

»Ja und nein, wie man's nimmt; es wird nämlich selten gestohlen, wenn aber einmal eine Perle verschwindet, dann ist dies natürlich stets ein namhafter Verlust für uns.«

»Auf welche Weife wird denn gestohlen? Schneiden sie sich wirklich die Fußsohlen auf und stecken dann die Perlen hinein?« fragte die neugierige Hope Staunton.

Der Portugiese lächelte,

»Auch das ist eine Fabel. Solch' einen Diebstahl würden wir schnell genug entdecken, denn Sie können sich denken, daß unsere Beamten alle Schliche und Kniffe kennen. Das Gewöhnlichste ist, daß die mit dem Suchen der Perlen in den Schalen beschäftigten Arbeiter eine verschlucken, und haben wir Verdacht auf einen Mann, so muß zu einem sehr drastischen Mittel gegriffen werden, um die gestohlene Perle wieder aus dem Magen zu bringen.«

»Ist dies lange Tauchen der Gesundheit nicht sehr schädlich?«

»Es ist ungesund und außerdem sehr gefahrvoll. Die Taucher erreichen selten ein Alter über vierzig Jahre, denn die Lunge weitet sich nach und nach zu sehr aus, auch das Herz wird angegriffen. Die Sehkraft verliert sich. An den Augen bilden sich Geschwüre, und Wunden brechen am ganzen Leibe auf. Nicht selten trifft einen der Taucher mitten im Meere der Schlag. Und was die Gefahren anbetrifft – sehen Sie dort am Ufer die zwei alten Weiber stehen?«

Der Direktor deutete nach einer in die Bucht vorspringenden Landzunge, auf welcher zwei alte, häßliche Weiber standen und mit den Armen lebhafte Gestikulationen machten.

»Es sind dies die Zauberinnen des Fischerdorfes,« erklärte der Portugiese. »Die Taucher, meist Eingeborene oder Mischlinge von Holländern und solchen, sogenannte Eurasi, sind sehr abergläubisch und meinen, daß diese Weiber die Kraft besitzen, durch bloße Sprüche und Zeichen die Haifische, welche das Leben der Taucher bedrohen, aus der Bucht zu vertreiben.«

»Kommen oft Unglücksfälle durch Haifische vor?«

»Im allgemeinen wagen es diese gefräßigen Tiere nicht, in die belebte Bucht zu kommen, ist aber erst einmal eines darin

und hat eine Beute gemacht, dann verschwindet fast jeden Tag ein Mann.«

»Entsetzlich! Wie verhalten sich dann die Taucher?«

»Es wird ruhig weitergearbeitet, die Leute sind daran gewöhnt. Es giebt unter ihnen welche, die das Töten solcher Haifische als eine lohnende Nebenbeschäftigung betreiben. Es ist kaum glaublich, mit welch' unerhörter Kühnheit sie sich dabei benehmen. Nur mit einem langen spitzen Holz bewaffnet, schwimmen sie dahin, wo sich der Haifisch gewöhnlich aufhält und warten, möglichst ohne Bewegung sich über Wasser haltend, bis dieser herankommt. Bekanntlich muß sich nun der Haifisch auf den Rücken legen, wenn er sein Opfer verschlingen will, weil sein Maul unten am Kopf, an der Bauchseite ist. Diesen Augenblick benützt der Taucher und stößt dem Ungeheuer das Holz in den Rachen, sodaß er denselben nicht schließen kann. Gewöhnlich flieht dann das Tier dem offenen Meere zu. Aber es giebt auch Männer, welche sich mit Haifischen in förmliche Kämpfe einlassen und sie schließlich mit dem Messer töten. Nur wer diese Taucher kennt, deren Element das Wasser ist, welche mehr als die Hälfte ihres Lebens darin zubringen, hält so etwas für möglich – man muß es gesehen haben. Matale, einer meiner Taucher, der jetzt in der Untersuchungszelle sitzt, hat auf diese Weise unzählige Haifische getötet und dadurch einen berühmten Namen bekommen. Schade um den Mann!«

Der Portugiese seufzte.

»Hat man nicht versucht, statt dieser Taucher solche mit Apparaten zu verwenden?« fragte der deutsche Ingenieur.

»Natürlich hat man das gethan, aber es rentiert sich nicht; ein Mann im Taucheranzug ist in seinen Bewegungen sehr gehindert und kann daher nicht den vierten Teil von Muscheln in

derselben Zeit einsammeln, wie ein Eingeborener. Da sich nun die Taucher fortwährend ablösen, so erleidet das Sammeln keine Unterbrechung. Außerdem verlangt ein europäischer, geschulter Taucher fünfzehn bis zwanzig Schillinge für die Stunde, die er unter Wasser zubringt, außer seinem ständigen Gehalt, und unsere bekommen nur fünf Cents für jede von ihnen gefundene Muschel, die eine Perle enthält. Unser Geschäft hat freilich ein Risiko, wie kein anderes. Wir lassen eine Bucht untersuchen, von der wir vermuten, daß sich viele Muscheln darin befinden, öffnen einige Hundert und berechnen dann den Prozentsatz. Glauben wir, daß sich die Taucherei lohnen wird, so beginnen wir ohne weiteres und können entweder großem Erfolg oder Mißerfolg hierbei begegnen.«

»Haben Sie denn viele Kosten?«

»Das nicht, aber den Preis, den wir jeden Tag zu zahlen haben, um tauchen zu können, und die Pacht ist enorm hoch.«

Der Direktor sah nach der Uhr.

»Es ist zwölf Uhr; der Kapitän jenes Dampfers, welcher sich in solch unerhörter Weise gegen Sie vergangen hat, muß sich bei mir melden. Unsere beiden Dampfer liegen nicht in dieser Bucht selbst, sondern in einem kleinen Hafen nebenan, der Mann kommt auf dem Landweg in mein Comptoir. Seien Sie versichert, daß ich alle Strenge gegen ihn walten lassen werde; seine Rücksichtslosigkeit und Heftigkeit haben schon oft meinen Unwillen erregt, nun aber ist sein Maß voll – er wird entlassen. Leider muß ich ihn vorläufig noch hier behalten, weil er als Hauptzeuge in der Verhandlung wegen eines kürzlich vorgekommenen, großen Perlendiebstahls auftreten muß, in welchen auch Matale verwickelt ist.«

»Lieber wäre es mir, ich könnte ihn unter vier Augen sprechen,« meinte Lord Hastings.

Der Direktor lächelte flüchtig.

»Jedenfalls wird die Gesellschaft Ihnen das Boot ersetzen, ich selbst kann nichts weiter thun, als den Menschen durch Entlassung zu bestrafen. Wollen Sie noch mehr haben, so müssen Sie sich in Colombo an das Seegericht wenden, und ich selbst würde, obgleich ich dadurch sehr viele Umstände hätte, gegen den Kapitän auftreten. Sie sind also meine Gäste, so lange Sie wollen. Für Ihre bequeme Unterkunft im Geschäftshaus wird gesorgt werden, wenn Sie einige Tage hier bleiben wollen!«

Der freundliche Mann ging, um den Kapitän, welcher absichtlich Lord Hastings Boot gerammt hatte, zu vernehmen.

Die Herren und Damen gingen langsam am Ufer der Bucht spazieren, beobachteten das Treiben der Taucher, sahen nach der Uhr, wie lange dieselben unter Wasser blieben, und freuten sich über die sonnige Landschaft.

Charles Aufmerksamkeit erregten ganz besonders die zwei alten Weiber, welche unermüdlich die Hände zum Himmel streckten und Beschwörungsformeln murmelten.

Nachdem er sie lange genug betrachtet hatte, wandte er sich endlich mit den Worten ab:

»Es muß ein sehr kühner Haifisch sein, der sich in die von diesen beiden Hexen bewachte Bucht wagt. Ich wenigstens würde es nicht thun.«

Ellen, Jessy und Johanna, die drei Freundinnen, bildeten wie gewöhnlich eine Gruppe. Sie wollten sich den Platz ansehen, wo die Muscheln der Sonne ausgesetzt werden, aber schon in hundert Meter Entfernung davon mußten sie eiligst kehrt

machen, einen solch pestilenzialischen Geruch brachte ihnen der Wind entgegen.

Nun schlugen sie einen Weg ein, der nach dem Dorfe der Perlenfischer führte, um sich in diesem umzusehen. War es ebenso sauber, wie es vom Ufer aus freundlich anzusehen war, so mußte es ein reizendes Hüttendorf sein.

Der Weg führte immer zwischen Palmenwäldern hindurch, der Boden war mit Rasen bedeckt, ohne Unterholz, sodaß man weit sehen konnte. Die drei Freundinnen hatten bis jetzt noch niemanden erblickt, die Männer waren auf dem Wasser beschäftigt, die Frauen verrichteten im Dorf häusliche Arbeiten, und die Kinder dieser armen Leute mußten ihren Eltern helfen. Da deutete Ellen auf einen umgestürzten Baumstamm, der nicht weit vom Wege ablag.

»Ist das nicht jener Georg, der in Bombay gefangen genommen wurde und den der ›Amor‹ mitbrachte?«

»Ich kenne ihn,« sagte auch Johanna, »er ist es und spricht mit einem eingeborenen Weibe. Jetzt zeigt er auf uns. Die Frau kommt zu uns, sie scheint sehr ängstlich zu sein. Will sie etwas von uns?«

Von jenem Baumstamm her, auf dem Georg saß, näherte sich den drei Mädchen eine weibliche Gestalt, blieb mehrmals unterwegs stehen und fiel dann, als sie sich vor den Ankommenden befand, auf die Kniee.

Es war ein dunkelbraunes, junges Weib mit schönen Gesichtszügen und dunklen Augen, aber diese waren jetzt matt und erloschen, alles an ihr drückte Seelenschmerz aus.

»Ihr seid die fremden Damen, welche die Sklavinnen befreit haben, jener Matrose dort hat es mir erzählt,« rief sie in

fließendem Englisch, »o, so erbarmt Euch auch meiner und gebt meinem Manne die Freiheit wieder! Er schmachtet schon seit langer Zeit unschuldig, mein Kind und ich warten täglich auf den Vater, aber er kommt nicht, vielleicht kehrt er nie wieder. O, helft ihm!«

»Steh' auf,« sagte Ellen freundlich, »wer ist Dein Mann?«

»Matale, der beste Taucher und der ehrlichste Mensch. Seit Jahren ist er bei der Perlenfischerei beschäftigt, man hat ihm alles anvertraut, er hat viele Diebstähle entdeckt, und jetzt soll er plötzlich selbst ein Dieb geworden sein.«

Das Weib war auf den Knieen liegen geblieben.

»Aber wie sollen wir ihm helfen?«

»Ihr könnt es, Ihr seid mächtig. Ich könnte tagelang vor den Thüren der Beamten auf den Knieen liegen und bitten, ihre Ohren blieben geschlossen, aber Ihr braucht nur zu bitten, so geschieht es.«

»Du überschätzest unsere Macht!« sagte Ellen. »Was sollen wir thun, um ihn zu befreien? Was möglich und recht ist, soll von unserer Seite geschehen.«

Das braune Weib schwieg, es wußte keinen Rat.

»Ihr seid klüger als ich,« sagte sie endlich, »Matale muß frei sein, damit er nach dem forschen kann, der ihn als Dieb verdächtigt hat, denn nur dieser hat die Perlen gestohlen. Nimmermehr glaube ich, daß Passera der Thäter gewesen ist.«

»Wir verstehen dich nicht,« – Ellen hob die Knieende auf – »erkläre uns diese Geschichte des Diebstahls, und was damit zusammenhängt, näher!«

Sie nahmen das junge Weib zwischen sich und nötigten es zum Sprechen.

»Es ist schon drei Wochen her, als aus dem Sortierraum im Geschäftshaus eine große Menge Perlen gestohlen wurde. Als Thäter wurde sofort Passera, ein Freund von Matale, bezeichnet, weil er seit jener Nacht verschwunden ist, in welcher der Diebstahl ausgeführt wurde. Natürlich wurden auch die Hütten aller Fischer untersucht, nur diejenigen nicht, deren Bewohner als vollkommen ehrlich galten. Daß Matales Hütte auch visitiert werden sollte, war vollkommen ausgeschlossen, in solch' gutem Ruf stand er bei dem Direktor. Da aber trat ein Mann auf, der darauf drang, daß auch bei uns gesucht würde, und wir alle glaubten vor Schreck sterben zu müssen, als der Beamte unter der Matratze Matales ein Beutelchen mit Perlen fand. Es waren welche von denen, die geraubt worden waren. Alle Beteuerungen –«

Da unterbrach sie Johanna.

»Wer war der Mann, der Matale verdächtigte?«

»Kapitän Esplanza, von dem mir vorhin der Matrose erzählte, daß er eins Eurer Boote gerammt hat. Er ist ein böser Mensch, der nur Uebles im Sinn hat, man kann es ihm schon ansehen. Dieser war es, der zuerst forderte, auch bei uns eine Haussuchung vorzunehmen.«

»War Matale freundlich gegen den Kapitän gesinnt, oder haben sie einmal einen Streit miteinander gehabt?«

»Nein,« entgegnete das Weib.

»Hatte der Kapitän sonst Ursache, dem Matale übel zu wollen, oder trugst du die Schuld daran, daß er die Verhaftung Matales herbeiführte?«

Johanna hatte den richtigen Punkt berührt; trotz der braunen Hautfarbe errötete das Weib. Aber es schwieg.

»Du mußt dich offen aussprechen, wenn wir dir helfen sollen,« ermahnte Ellen, »wie können wir sonst klar sehen?«

»Ja, er hat mich oft mit Anträgen verfolgt,« entgegnete es.

»Und was wurde dann?«

»Es ist alles. Matale wurde gefangen genommen, und es ist keine Hoffnung vorhanden, daß er wieder freikommt, denn Passera ist und bleibt verschwunden. Kapitän Esplanza selbst fährt fortwährend mit seinem Dampfer die Küste entlang, weil vermutet wird, daß Passera sich irgendwo versteckt hält und bei Gelegenheit mit einem Boote nach dem Festlande entfliehen will, wie gewöhnlich geschieht, aber bis jetzt ist er noch nicht ergriffen worden.«

»Hältst auch du ihn für den Dieb?« unterbrach es Johanna abermals, welche überhaupt die Fragerin spielte.

»Niemals hat Passera so etwas gethan. Er war der Freund meines Mannes, und das genügt, um ihm den Namen eines Ehrlichen zu geben. So lange aber der Thäter nicht entdeckt wird, muß Matale gefangen bleiben, ja, er kann schon auf den bloßen Fund der Perlen unter seinem Kissen hin verurteilt werden. Denn wer ist da, der den Beweis widerlegen kann?«

Das Weib brach in Thränen aus.

»Hat dich dieser Kapitän wieder verfolgt, seit der Zeit, da dein Mann in Untersuchung sitzt?«

»Ja, schon oft wieder.«

»Was hat er gesagt?«

»Der Abscheuliche will, ich soll mit ihm als sein Weib in die Ferne ziehen, in das Land, woher er stammt, denn, sagt er, Matale käme doch nicht wieder frei, und außerdem sei ich viel zu gut für einen Dieb. Als wenn nicht jedermann von den Fischern wüßte, daß Matale nie zum Diebe werden kann.«

»Ist Esplanza nicht hier angestellt? Wie will er da in seine Heimat zurückkehren?«

»Er will den Dienst aufgeben, er sagte mir, er wäre ein reicher Mann.«

»Hast du schon jemandem erzählt, was du uns gesagt hast?«

»Nein, einem Manne könnte ich es nicht sagen. Die Aussage einer Frau gilt auch nicht viel, die Männer hören nicht auf uns. Ich würde verlacht werden.«

»Hast du auch keinen Verdacht auf einen anderen?«

»Ich kenne wohl viele in unserem Dorfe, welche ich eines Diebstahls für fähig halte, denn sie sagen, die Perlen gehörten eigentlich ihnen, die weißen Fremdlinge nähmen sie ihnen nur, aber niemand ist so schlecht, einen Unschuldigen zu verdächtigen.«

Also dieses unschuldige Weib dachte gar nicht daran, daß auch ein Weißer einen Diebstahl heimlich begehen und dann einen anderen als Schuldigen hinstellen konnte. Sie suchte den Dieb höchstens unter ihren eigenen Landsleuten, nicht aber unter den Beamten. Der Direktor hatte ihnen vorhin erzählt, daß, wenn wirklich einmal eine Untersuchung bei den Beamten stattfände, dies doch möglichst verheimlicht werde, um bei den Eingeborenen nicht den Respekt einzubüßen.

Sie hatten fast das Dorf erreicht. Ellen blieb stehen und reichte dem Weibe die Hand.

»Gehe jetzt heim!« sagte sie liebevoll. »Ich glaube, ich kann deinen Mann in Freiheit setzen, vielleicht ist er schon morgen bei dir und deinem Kinde. Was wird Matale thun, wenn er frei ist? Wird er wieder arbeiten?«

»Nein, er wird nur nach dem Diebe forschen. Doch sprichst du die Wahrheit, werde ich Matale morgen wieder haben?«

Die matten Augen des Weibes glänzten mit einem Male wunderbar auf.

»Ich hoffe so, bestimmt kann ich es dir nicht versprechen. Aber sei versichert, er soll nicht verurteilt werden, so lange weiter keine Beweise seiner Schuld beigebracht werden können, als die, daß die Perlen bei ihm gefunden worden sind.«

»Wie wollen Sie dies anfangen, dem Manne die Freiheit wiederzugeben?« fragte Jessy ihre Freundin, als sie sich von der überglücklichen Frau getrennt hatten und den Rückweg einschlugen.

»Nun,« lächelte Ellen, »die gestohlenen Perlen werden sich wohl bezahlen lassen, und wenn ich dafür bürge, daß dies geschieht, wenn der Dieb nicht gefunden wird, dann wird auf meinen Wunsch hin Matale bald frei sein.«

»Thun Sie dies nicht!« riet Johanna. »Bürgen Sie mit einer Summe für den Mann allein, die Gesellschaft wird dies nicht ausschlagen, und Sie erzielen denselben Erfolg.«

»Das kann ich auch thun, obgleich der eigentliche Dieb uns jetzt doch ganz genau bekannt ist.«

»Allerdings,« warf Jessy ein, »aber Beweise werden wir nicht bringen können.«

»Er muß sich selbst fangen,« meinte Johanna, »allzu klug scheint dieser Kapitän sowieso nicht zu sein; er ist ein sehr plumper Spitzbube.«

»So gedenken Sie vorläufig noch hierzubleiben?« fragte Jessy.

»Ja, bis sich die Sache aufgeklärt hat! Allzulange wird es nicht dauern.«

Sie machten untereinander aus, vorläufig alles geheimzuhalten und auch Matales Weib aufzufordern, daß es schweige.

Lange Zeit berieten sie sich noch, und als sie das Geschäftshaus wieder erreichten, war es abermals Johanna gewesen, welche den besten Vorschlag gemacht hatte.

»So geht es,« rief Ellen erfreut, »Johanna, an Ihnen ist ein Advokat verloren gegangen.«

Aus dem Geschäftshaus trat ein in einen Leinwandanzug gekleideter Herr und ging einige Schritte weiter nach einem hübschen, villenartigen Bau. Er stieg die wenigen Stufen hinauf und öffnete, ohne anzuklopfen, eine Thür.

»Nun,« empfing ihn ein junger, bartloser Mann mit fleischigem Gesicht und schnarrender Stimme, »was hat's gegeben, Kapitän Esplanza?«

Der Angekommene, ein Mann mittleren Alters mit schwarzem Knebelbart, warf sich in einen Stuhl und brach in ein lautes Lachen aus.

»Es ist alles so gekommen, wie ich es Ihnen vorhergesagt habe, ich bin aus den Diensten der Gesellschaft entlassen worden, und zwar darum, weil ich aus Versehen an das Boot jener verdammten Engländer gestoßen bin, die jetzt zum Vergnügen in der Bucht umherschnüffeln.«

Der junge Mann war vor einen großen Spiegel getreten und musterte mit lächelndem Blick seinen tadellosen Anzug.

»Hm,« meinte er dann, »und wann reisen Sie ab?«

»Das ist es ja eben,« rief der andere und sprang erregt auf, »der Direktor, dieser Mucker, will mich nicht eher entlassen, als bis die Geschichte wegen des Perlendiebstahls klar ist.«

»So so!« Der Bartlose spielte gedankenvoll mit der goldenen Uhrkette, die seine weiße Weste schmückte, »und was werden Sie bis dahin treiben?«

»Ich weiß nicht, Henrico, ich muß mich auf Befehl des Direktors so lange hier aufhalten, bis entweder Matale überführt oder ein anderer Dieb gefunden worden ist.«

»Eine langweilige Geschichte,« meinte der mit Henrico Angeredete und nahm ein Zeitungsblatt vom Tisch. »Haben Sie schon die neuesten Berichte gelesen? Aus dem Staatsgefängnis zu Colombo ist der Amerikaner Selby entsprungen und zwar mit einer ganz unerhörten Kühnheit, er ist über –«

»Was geht mich Selby an,« brauste der Kapitän ungeduldig auf, »geben Sie mir lieber einen Vorwand an, unter dem ich mich aus diesem elenden Loche entfernen kann.«

»Ich glaubte, diese Geschichte würde Sie interessieren,« fuhr Henrico ruhig fort. »Selby war nämlich, ebenso wie ich es bin, Beamter bei einer englischen Perlenfischereigesellschaft

und verschwand eines Tages mit Perlen im Werte von ungefähr einer Million Pfund Sterling. Interessiert Sie das nicht?«

Der Gefragte wandte langsam den Kopf nach dem Sprecher um und musterte ihn mit finsterem Blick. Doch der junge Mann schien das nicht zu beachten, er steckte sich gleichgültig eine Cigarette an.

»Sagen Sie einmal, Esplanza,« fragte er dann, »wenn Sie nun von hier weggehen, nehmen Sie auch Ihre Monika mit?«

»Zum Teufel, was haben Sie denn heute mit Ihrer merkwürdigen Fragerei?« rief der andere ungeduldig. »Was geht Sie dies Weib an?«

»Mich geht es allerdings nichts an, aber Sie eigentlich ebensowenig. Gestehen Sie einmal offen, wie weit sind Sie nun mit ihr gekommen, seit der Mann im Gefängnis sitzt?«

Der junge Geck sprach die Worte unter höhnischem Lachen.

»Noch heute verfluche ich die Stunde, in welcher ich Sie zum Vertrauten dieses Geheimnisses machte. Wie oft nun haben Sie mich damit schon aufgezogen!«

»Wer mir den kleinen Finger reicht, von dem nehme ich die ganze Hand.«

»Man sagt dies nur vom Teufel, vergleichen Sie sich mit diesem?«

Henrico zuckte mit den Achseln.

»Gut denn, lassen wir das Weib! Aber mit ihrem Manne wollen wir uns noch etwas beschäftigen. Der arme Kerl wird wohl daran glauben müssen. Wird der richtige Dieb nicht ge-

funden, kann Matale seine Unschuld nicht beweisen, so wird sein Leben im Gefängnis zu Colombo enden.«

»Wie?« fragte der Kapitän verwundert. »Sie zweifeln an der Schuld Matales? Dann sind Sie wohl der einzige, der dies thut.«

»O nein, ich kenne zum Beispiel einen Mann, der ganz genau weiß, daß Matale völlig unschuldig an dem Diebstahle ist.«

Wieder wandte der im Stuhle Sitzende langsam den Kopf nach dem jungen Manne, der noch vor dem Spiegel stand.

»Wer sollte das sein? Der Direktor vielleicht? Nun, dessen Schrullen sind ja zur Genüge bekannt.«

»Nicht der Direktor, nein, jemand anderes. Sehen Sie einmal, dort können Sie ihn sehen.«

Der Kapitän folgte dem ausgestreckten Finger seines Freundes und sah sein eigenes Spiegelbild, sah, wie er zu zittern begann und sich entfärbte.

Aber im nächsten Augenblicke gewann er die Fassung wieder.

»Ich?« lachte er gezwungen. »Habe ich doch selbst zuerst die Spur des Diebes entdeckt, und daß ich mich nicht getäuscht hatte, zeigten ja die gefundenen Perlen. Wie kommen Sie auf diese sonderbare Idee, daß ich Matale für unschuldig halte, was gar nicht der Fall ist?«

Der junge Mann wurde mit einem Male sehr ernst. Er rückte einen Stuhl vor den des Kapitäns und sah ihm forschend in die Augen.

Der Kapitän konnte den Blick nicht ertragen, er wandte den Kopf weg.

»Kapitän Esplanza,« sagte Henrico langsam und mit Nachdruck, »spielen wir nicht Katze und Maus zusammen. Haben Sie noch nie daran gedacht, daß auch noch andere Matale für unschuldig halten und den Dieb ganz wo anders suchen können? Offen gestanden, Sie haben furchtbar plump operiert.«

Mit glanzlosen Augen starrte der Kapitän den Sprecher an.

»Was wollen Sie damit sagen?« stammelte er endlich mit bebenden Lippen, scheu nach der Thür sehend, als suche er einen Weg zur Flucht.

»Ich will damit sagen, was mir sonnenklar ist: Nur Sie haben die Perlen gestohlen oder entwendet oder beiseite gebracht, wie Sie es ausdrücken wollen, und dann Matale beschuldigt, um in den Besitz seiner Frau zu kommen, die Sie lieben.«

Der Kapitän schwieg, er hatte die Fassung verloren.

»Bleiben Sie ruhig sitzen!« fuhr Henrico fort und legte dem Kapitän, der mit zitternden Gliedern aufstehen wollte, die Hand aufs Knie. »Sie sind vor mir vollkommen sicher, ja, ich kann Ihnen sogar behilflich sein, von hier fortzukommen, ohne Aufsehen zu erregen.«

»Was fällt Ihnen ein?« brauste der Kapitän jetzt auf. »Was berechtigt Sie, mich einer solchen That zu beschuldigen?«

»Nur gemach!« lächelte der bartlose Mann höhnisch; Er neigte sich vor, daß er mit dem Munde fast das Ohr des vor ihm Sitzenden berührte und flüsterte mit heiserer Stimme: »Ein Narr sind Sie gewesen, diese paar lumpigen Perlen zu nehmen und die anderen liegen zu lassen, dadurch haben Sie mir mei-

nen ganzen Plan verdorben, es wird jetzt alles mit doppelter Schärfe bewacht.«

Erstaunt, ja freudig überrascht, blickte Esplanza auf.

»Und dennoch wird es mir gelingen, mit einem Schlage ein reicher Mann zu werden,« fuhr Henrico fort, »aber ich kann nicht allein fertig werden, ich brauche einen Kompagnon, und der sollen Sie sein. Schlagen Sie ein, Kapitän, sind Sie der Meinige?«

Er hielt dem Kapitän die Hand hin, ihn scharf fixierend, doch dieser traute nicht recht. Konnte dieser Mann nicht ein Spion sein, der ihn aufs Glatteis führen wollte? Solche Sachen waren schon öfter passiert. Aber nein, er kannte ihn ganz genau, sie hatten immer freundschaftlich miteinander verkehrt und er wußte, daß jener gern auf krummen Wegen wandelte. Henrico war Kassenverwalter bei der Gesellschaft, aber man munkelte unter den Beamten, daß in seinen Büchern nicht alles stimmte, obgleich ihm niemand etwas nachzuweisen im stande war. Wurde eine Kassenrevision abgehalten und war einmal ein Defizit vorhanden, so deckte Henrico immer die fehlende Summe aus seiner Tasche, obgleich niemand wußte, woher er das Geld nahm, denn er lebte auf großem Fuße.

Viel zu bedeuten hatte die Stelle eines Kassenverwalters übrigens nicht, denn mit dem Verkauf von Perlen hatte derselbe nichts zu thun, sondern nur die Gelder unter sich, von denen die Taucher bezahlt und der Betrieb des Unternehmens bestritten wurde.

»Was haben Sie vor, Senor Henrico?« fragte er.

»Sie und mich zum reichen Manne zu machen,« war die Antwort. »Alles ist dazu bereit, aber ich kann es nicht allein vollbringen.«

»Und wie wollen Sie von hier fortkommen, wenn es Ihnen wirklich gelingen sollte, den Dieb – die That auszuführen?«

»Auch dafür ist gesorgt. Ja, Sie können sogar Ihre Monika mitnehmen, wenn Sie wollen.« Henrico lachte bei diesen Worten leise auf. »Wir ziehen uns in eine Stadt Südamerikas zurück, dort findet uns kein Mensch, und wir können wie die Fürsten leben.«

»Wann wollen Sie ans Werk gehen?«

»Sagen Sie mir immer ›wir‹, mein lieber Kapitän, denn ich kann doch auf Sie rechnen. Einen solchen Mann wie Sie habe ich gesucht, es gehört etwas Mut dazu.«

»Sie kennen mich,« sagte der Kapitän nun, sich emporreckend.

»Ich weiß, daß ich auf Sie zählen kann; in einigen Tagen schon müssen wir den Plan ausführen, denn in etwa einer Woche erwartet der Direktor den Dampfer, der die Schätze abholt, und mit dem wertlosen Plunder, der zurückbleibt, wollen wir uns natürlich nicht begnügen.«

»Aber werden die Gäste uns nicht im Wege sein?« warf der Kapitän dazwischen, der nur zu gern auf den Vorschlag seines gleichgesinnten Gefährten einging.

»Ewig werden sie nicht hierbleiben; zwar habe ich den Direktor vorhin sagen hören, daß er für sie Quartiere hergerichtet hat. Aber hindern dürfen sie uns auf keinen Fall, oder sie müssen daran glauben.«

»Was?« rief der Kapitän erschrocken, »Sie gehen mit Mordgedanken um?«

»Still,« fuhr ihn der andere an, »nicht so laut, wir sind in einem Hause mit Holzwänden. Kann ich den Mord vermeiden, so thue ich es, aber er soll mich nicht abschrecken, mein Ziel zu erreichen.«

»Wie aber soll ich Ihnen trauen?« fragte Esplanza noch etwas mißtrauisch.

»Ich glaube doch, das, was ich Ihnen gesagt habe, müßte Ihnen genügen.«

Und nun setzte er seinen Plan auseinander, der dem aufmerksam zuhörenden Kapitän zu wiederholten Malen ein beifälliges Schmunzeln abnötigte.

»Und noch eins, Kapitän!« sagte Henrico, als sie ihren Bund durch ein Händeschütteln bekräftigten. »Lassen Sie einmal Ihren verdammten Jähzorn fahren. Nutzen hat er Ihnen noch niemals gebracht. Wären Sie mit jenen Fremden nicht so unhöflich verfahren, so säßen Sie jetzt noch hier als Beamter, und wir hätten viel freieres Spiel.«

»Ich konnte mir nicht helfen,« entgegnete der Kapitän, das stolze Betragen dieser Burschen ärgerte mich so, daß ich sie am liebsten in den Grund gerammt hätte. Was haben die Fremden übrigens hier zu suchen?«

»Well, denken Sie an das, was ich Ihnen gesagt habe! Halten Sie Ohren und Augen gut offen.«

Henrico blickte nach der Thür, welche sich hinter dem Hinausgehenden geschlossen hatte.

»Er geht in die Falle, als wäre er ein Kind,« murmelte er, »jähzornig, eitel und dumm; solche Leute können wir eben brauchen. Um die Kastanien aus dem Feuer zu holen, ist er gut

genug. Wenn ich ihn nicht mehr brauche, werde ich schon Mittel und Wege finden, mich seiner zu erledigen.«

12. Ins Innere der Insel.

Die braunen Weiber standen vor den Hütten des Dorfes und steckten die Köpfe zusammen; die Beamten im Geschäftshaus hatten heute kein Interesse für ihre Beschäftigung, sie unterhielten sich über etwas, was vorläufig nur Vermutung war. Als aber der Direktor ins Zimmer trat und die fragenden Mienen seiner Untergebenen bemerkte, wurde die Vermutung durch seine Aussage bestätigt.

»Matale ist diese Nacht aus seiner Zelle geflohen.«

Der Direktor erklärte näher, wie die Flucht stattgefunden hatte.

Der Gefangene war einfach in ein hochgelegenes Zimmer geschlossen worden, aus dessen Fenster zu springen wohl nicht möglich gewesen wäre, ohne unten mit zerschmetterten Gliedern anzulangen, außerdem schritten während der Nacht beständig einige Beamte durch dieses Haus, in welchem sich die gesammelten Perlen befanden, sodaß jedes Geräusch, wie zum Beispiel der Sprung zum Fenster hinaus oder das gewaltsame Aufbrechen der Thür, sofort gehört worden wäre.

Als der Wärter am Morgen dem Untersuchungsgefangenen das Frühstück bringen wollte, fand er die Fensterflügel geöffnet und am Kreuz eine Strickleiter befestigt, welche bis auf den Erdboden hinunterreichte. Wie Matale in den Besitz einer solchen gekommen war, wo er doch mit niemandem, ausgenommen mit dem Direktor und dem Wärter in Berührung gekommen, war allen ein Rätsel.

Der im Komptoir anwesende Henrico bezeichnete ohne Zögern die fremden Gäste als diejenigen, welche an dem Schicksal Matales teilgenommen hätten.

»Sehen Sie sich mit einer solchen Behauptung vor!« entgegnete ihm der Direktor. »Fühlen sich diese Herren schuldlos, und erfahren sie von dieser Ihrer Aussage, so dürften sie die Beleidigung wohl nicht auf sich sitzen lassen.«

»Haben die Damen nicht gestern versucht, durch Angebot einer Summe Matales Freilassung zu erwirken?« fragte Henrico. »Was veranlaßte sie überhaupt dazu, sich so für das Schicksal des Diebes zu interessieren?«

»Und woher haben Sie erfahren, daß Sie es wirklich gethan haben?« fuhr der Direktor heftig auf.

»Soviel ich mich erinnern kann, war in dem Zimmer, in welchem mir allerdings Miß Petersen als Sicherheit für Matale eine Summe anbot, niemand als wir beide. Woher haben Sie unser Gespräch erfahren?«

Der junge Beamte schwieg verlegen; er hatte eben verraten, daß er im Hause des Direktors Spione unterhielt.

»Aber Sie sehen,« fuhr der Direktor ruhiger fort, »daß ich das Geld nicht angenommen habe, umsoweniger, als ich selbst nicht an die Schuld Matales glaube.«

»Seine Flucht beweist jetzt aber, daß er doch der Dieb ist,« bemerkte Henrico höhnisch. »Sie haben eine bessere Meinung von ihm, als er von sich selbst hat.«

Achselzuckend wandte sich der Direktor ab, er ärgerte sich sehr darüber, daß Matale sich selbst befreit hatte. An eine Verfolgung des Flüchtlings war nicht zu denken, denn in den Urwäldern Ceylons geht jede Spur verloren. Der Direktor ging hinaus, um den Gästen einen guten Morgen zu wünschen, welche er bereits am Ufer der Bucht spazieren gehen und die Taucher beobachten sah.

»Haben Sie schon erfahren, Miß Petersen, daß jener Mann, den Sie freikaufen wollten, durch Flucht sich dem Gericht entzogen hat?« war des Direktors erste Frage.

Das Mädchen fühlte, wie die Augen des Portugiesen fest an ihren Zügen hafteten, als hätte er einen Argwohn gegen sie, und Ellen war eine zu offene Natur, um eine Verlegenheit verbergen zu können. Sie konnte diesem ehrlichen Manne gegenüber kein Erstaunen heucheln.

»Das freut mich,« sagte sie ausweichend, »und da auch Sie so gut von Matale dachten, so wird Ihnen diese Nachricht auch nicht unangenehm gewesen sein.«

Ellen fürchtete schon, daß der Direktor jetzt eine Frage an sie richten würde, ob sie vielleicht ihre Hand dabei mit im Spiele gehabt, aber statt dessen spielte ein flüchtiges Lächeln um seine Lippen, und ohne weiter darüber zu sprechen, sagte er:

»Ich hoffe, Sie heute morgen mit einer Einladung zu überraschen, welche Sie und Ihre Freundinnen, wie auch die Herren mit großer Freude erfüllen wird. Die singhalesischen Häuptlinge im Innern von Ceylon halten jedes Jahr ein Elefantentreiben ab, um sich in den Besitz schöner Tiere zu bringen, welche sie dann zur Arbeit abrichten oder auch an indische Fürsten verkaufen. Vorhin nun brachte einer unserer Dampfer die Nachricht mit, daß in der Provinz Sabaragamua ein solches Kesseltreiben stattfindet. Wenn wir noch heute aufbrechen, können wir morgen früh dort eintreffen. Wir legen den Weg auf zwei Dampfern zurück, denn der Fluß, welcher in unsere Bucht einmündet, zweigt sich vom Black-River ab, und dieser führt direkt nach Sabaragamua. Diese Provinz ist mit Flußstraßen völlig durchzogen, sodaß wir uns überallhin begeben können. Sind

Sie damit einverstanden, einer solchen Elefantenjagd beizuwohnen?«

Unterdessen hatten sich alle Herren und Damen um den Sprecher versammelt und nahmen den Vorschlag natürlich mit Freuden an. Nur wurde allgemein bedauert, keine Jagdgewehre mitgenommen zu haben, denn die in der Ansiedlung vorhandenen reichten nicht für die ganze Gesellschaft aus.

»Sie werden wohl auch keine Gelegenheit dazu haben, Waffen anzuwenden,« meinte der Direktor. »Wenn wir an dem Platze ankommen, sind die Tiere bereits zusammengetrieben, und Sie können nur als Zuschauer dem Einfangen derselben beiwohnen. Wenn Sie dies noch nicht gesehen haben, so werden Sie ein Schauspiel erleben, welches der aufregendsten Jagd vorzuziehen ist. Wissen Sie, wie man die Tiere einfängt, nachdem sie zusammengetrieben worden sind? Der Mensch ist diesem Riesen gegenüber natürlich vollkommen ohnmächtig.«

Alle verneinten die Frage.

»Die Singhalesen richten ihre stärksten Elefanten dazu ab, daß dieselben ihre eigenen Brüder fangen und dabei auf Kommando des ›Gal-Oya‹ arbeiten, das heißt, des Elefantenbändigers, der in Indien und auf Ceylon dieselbe Rolle spielt wie ein berühmter Stierkämpfer in Spanien. Jeder indische Fürst hält sich einen solchen ›Gal-Oya‹ und bezahlt dessen Dienste mit Gold. Sie werden Staunenswertes von diesen braunen Burschen zu sehen bekommen.«

»Es ist aber doch besser, wenn wir uns mit Jagdgewehren bewaffnen,« unterbrach ihn Harrlington. »Mit unseren kleinen Revolvern uns so ohne weiteres in die Wälder Ceylons und unter die Eingeborenen zu wagen, erscheint mir doch etwas riskant.«

»Sie sind ja auf unseren Dampfern, und wir können zum Vergnügen bis in die Mitte der Insel fahren,« lachte ein junger Indier, der herzugetreten war.

»Wenn Ihnen die Gewehre, die wir Ihnen anbieten können, nicht genügen, so steht Ihnen einer unserer Dampfer zur Verfügung, um nach Colombo zurückzukehren und sich mit allem Nötigen auszurüsten,« schlug der Direktor vor. »In drei Stunden sind Sie wieder hier, und wir haben inzwischen alles vorbereitet, um sofort unsere Flußreise antreten zu können.«

Damit war man einverstanden.

Einige der Herren und Damen wurden auserlesen, nach Colombo zu fahren und dasjenige herbeizuschaffen, was zu einem Jagdausflug für nötig befunden wurde. Unverzüglich fuhren die Betreffenden auf einem Dampfer ab, während die Zurückgebliebenen zusahen, wie die Eingeborenen das andere Fahrzeug mit Lebensmitteln beluden.

Nach drei Stunden waren die Abgesandten wieder eingetroffen, und die Gesellschaft verteilte sich auf die beiden Dampfer. Außer dem Direktor nahmen noch verschiedene andere Beamte an dem Ausflug teil, denen es der Dienst erlaubte, nur wenige blieben zurück, darunter auch Henrico und der entlassene Kapitän Esplanza, an dessen Stelle vom Direktor der Steuermann gesetzt worden war.

Es kam öfters vor, daß die Ansiedlung nur unter der Aufsicht von einigen Beamten zurückgelassen wurde; unter den Eingeborenen herrschte vollkommene Ruhe, es war ein zufriedenes, heiteres Völkchen, und die Europäer waren am Gewinn aus dem Verkauf der Perlen beteiligt, sodaß man sich auf sie verlassen konnte.

Die beiden Dampfer steuerten in den Fluß, der in die Bucht von Pentura mündet.

»Dort steht der Senor Esplanza am Fenster und blickt uns nach,« sagte Lord Hastings und deutete nach einem Häuschen, welches der Kapitän bewohnte. »Was der Kerl für ein höhnisches Gesicht zieht! Schade, daß er mir immer so geflissentlich aus dem Wege geht, sein böses Gewissen läßt ihm keine Ruhe.«

»Mir wäre es lieber, wenn er uns schon verlassen hätte,« meinte der Direktor, »ich kann ihm zwar nichts weiter nachsagen, als daß er sehr jähzornig ist, aber immerhin, ein entlassener Beamter taugt nichts mehr, er versucht nur, die jüngeren Leute unzufrieden zu machen.«

»Wie lange bleibt er noch hier, seit, wie jetzt allgemein behauptet wird, Matale durch seine Flucht den Diebstahl eingestanden hat?« fragte Ellen.

»Ich glaube kaum,« war die Antwort, »daß der Taucher aus Furcht vor Strafe geflohen ist, sondern vielmehr, um auf eigene Faust nach dem Diebe zu forschen. Ich kenne den Burschen, er ist ein schlauer, thatkräftiger Mann und verwegen bis zur Tollkühnheit, er wird kein Mittel scheuen, den eigentlichen Thäter zu fassen. Doch sehen Sie dort,« unterbrach sie der Portugiese und deutete auf einige dunkle Körper, die wie Baumstämme an den Ufern des mit Wald umgrenzten Flusses schwammen, »wir kommen in das Gebiet der Alligatoren. Schießen Sie noch nicht,« fügte er hinzu, als bereits einige nach den Gewehren griffen, »wir bekommen noch bessere Gelegenheit zum Schuß. Wenn Sie jetzt auch eins der Tiere wirklich tödlich treffen, so geht es Ihnen doch verloren, weil es im Todeskampf untertaucht und erst nach einigen Tagen als verwester Leichnam

wieder an die Oberfläche kommt. Später treffen wir auf Sandbänke, auf denen sich die Alligatoren in Unmenge sonnen.«

Der Direktor hatte richtig vorausgesagt.

Bis jetzt hatten die Ränder des Flusses den Eindruck eines Urwaldes gemacht. Ueber das träge fließende Wasser hingen von mächtigen Baumriesen Schlingpflanzen herab, welche die Aussicht in den Wald versperrten. Nur ab und zu verriet ein Knacken von Zweigen, eine heftige Bewegung im Blätterwerk, daß diese Wildnis von Tieren bevölkert wurde, die sich beim Herannahen der kleinen Dampfer mit den vielen Menschen scheu zurückzogen.

Nach einigen Stunden aber wurde der Wald manchmal durch eine Lichtung unterbrochen, und an solchen konnte man sehen, daß des Direktors Behauptung, der Uferrand sei vollständig versumpft, richtig war.

Soweit das Auge in den Wald reichte, sah man statt des festen Bodens nur Sumpf, belebt von Wasservögeln, und hier und da ragte auch aus dem Morast der bepanzerte Kopf eines Alligators hervor, der mit tückischen Augen die Vorbeifahrenden anstierte, ohne seine Lage zu ändern.

Dann verbreiterte sich der Fluß ungemein, dafür wurde er aber flacher, und die Kapitäne mußten alle Aufmerksamkeit aufbieten, sicher die tiefsten Stellen aufzufinden, um ihre Fahrzeuge nicht auf den Grund laufen zu lassen. Doch war es nicht das erste Mal, daß sie diese Binnenwässer befuhren, und so ließen sie immer solche gefährliche Stellen hinter sich, ohne die Fahrt des Dampfers gemäßigt zu haben.

Schließlich verschwand der Wald ganz, er machte einer mit hohem Buschwerk bewachsenen Ebene Platz, und ebenso änderte sich die Beschaffenheit des Flußbettes. Es war sehr breit

geworden, und man sah an mehreren Stellen Sandbänke aus den trüben Fluten hervorragen.

Diese Sandbänke waren die Lieblingsplätze der Alligatoren.

Träge lagen sie auf ihnen, die Augen halbgeöffnet, und setzten den beschuppten Leib den Strahlen der Sonne aus. Es kam selten einmal vor, daß sie hier in ihrer beschaulichen Ruhe von Menschen gestört wurden, Dörfer von Eingeborenen waren in der Nähe nicht vorhanden, und so hielten sie es jetzt nicht der Mühe für wert, ihre Zuflucht nach dem sicheren Wasser zu nehmen.

Der Alligator ist am Land ein sehr unbeholfenes Geschöpf. Mit den im Verhältnis zu dem mächtigen Körper sehr schwächlichen kurzen Beinen kann er sich nur langsam im Sande fortschleppen, während er im Wasser, seinem eigentlichen Element, sich mit der Geschwindigkeit des Fisches bewegt. Ja, er ist diesem sogar an Schnelligkeit überlegen, denn seine Nahrung besteht aus Fischen, und er muß sich diese also fangen. Mit weit geöffneten Rachen schießt er am Grunde des Flusses hin und verschlingt alles Lebendige, was sich dem Bereiche seiner furchtbaren Zähne nähert. Aber auch der Mensch, der über Bord ins Wasser fällt, ist fast immer verloren. Ehe dem Unglücklichen noch Rettung werden kann, schießen schon von allen Seiten die greulichen Ungeheuer herbei, packen ihn und machen sich den Raub streitig, bis der Körper in ebensoviele Teile getrennt ist, wie sich Tiere um ihn gesammelt haben.

Selbst die flüchtige Antilope weiß der Alligator zu erbeuten. So scheu sich auch das dürstende Tier dem Wasser nähert, so vorsichtig es auch den Wasserspiegel beobachtet, plötzlich kräuselt sich vor ihm die Fläche, es erhält mit dem schuppigen Schweif einen Schlag, und in der nächsten Sekunde zappelt die Beute in dem bezahnten Rachen des Ungeheuers.

»Noch eine Minute,« sagte der Portugiese, als sich sein Dampfer einer Sandbank mit Alligatoren näherte. »Sind wir quer vor der Bahn, so schießen Sie auf mein Signal gleichzeitig, aber zielen Sie nur nach den Augen! Ein anderer Schuß wäre vergeblich.«

Jetzt stieß der Portugiese einen Pfiff aus, zehn Gewehre krachten, und ebensoviele Körper rollten unter gräßlichen Zuckungen auf der Sandbank umher, bis sie bewegungslos liegen blieben, nur eins der Tiere hatte dabei das Wasser erreicht und verschwand in den Fluten, sie mit seinem Blute rötend.

»Wollen Sie eins der Reptile abhäuten lassen, um den Panzer als Jagdtrophäe mitzunehmen?« fragte der Direktor.

Auf die Bejahung hin ließ er ein Boot aussetzen, einige der Eingeborenen, meist malayische Matrosen stiegen ein und betraten die Insel. Sie befestigten das größte Tier, welches fast vier Meter Länge erreichte, in einer Schlinge, ruderten nach dem Dampfer zurück und hißten mit einer Winde den toten Körper über. Nach einer Viertelstunde hingen die Haut, die Kiefer mit den Zähnen und das abgeschälte Rückgrat zum Trocknen an Leinen. Der biegsame Rückenknochen des Alligators wird mit Vorliebe zu Spazierstöcken verarbeitet.

Da stieß plötzlich einer der Malayen, der aus Neugierde den Magen des Reptils geöffnet hatte, um die Menge der verschlungenen Fische zu sehen, einen lauten Schrei aus, er hatte eine Masse großer Knochen entdeckt, die nur von einem Menschen herrühren konnten.

»Gott weiß, wer hier sein Leben auf solch elende Weise verloren haben mag,« sagte der Direktor erschüttert, »jedenfalls ein Eingeborener, der toll genug war, den Fluß durch-

schwimmen zu wollen. Es kann noch keinen Tag her sein, seit er dem Alligator zum Opfer gefallen ist, denn die Kochen sind noch ganz unversehrt. Findest du noch etwas darin, was auf die Person des Unglücklichen schließen läßt?« wandte er sich an den Malayen.

Dieser brachte die Fetzen eines Kleides heraus, und plötzlich hielt er einen goldenen Fingerreif in der Hand. »Passera!« schrie er, als er nur einen Blick auf den Ring geworfen hatte. »Ich kenne ihn, er trug diesen Ring mit den sonderbaren Aetzungen.«

»Irrst du dich nicht?« fragte der Direktor ungläubig. »Ihr tragt alle Ringe und Schmuckgegenstände.«

»Ich irre mich nicht,« beteuerte der Malaye, den Ring vorzeigend, »es ist kein Ring, wie wir ihn in Colombo zu kaufen bekommen. Passera erhielt ihn einst von einem Neger geschenkt, der weit, weit her kam, er nannte seine Heimat Guinea. Niemand anders trug einen solchen Ring als Passera, nur er kann es sein.«

»Dann wäre es ein Gottesgericht, wenn Passera wirklich den Diebstahl begangen hat. Aber nein, ebensogut kann Passera verunglückt sein, und eben darum, weil er plötzlich verschwand, hielten wir ihn für den Dieb.«

»Seit wann ist Passera verschwunden?« fragte einer der Herren.

Der Portugiese rechnete nach.

»Vor sechs Tagen, eben in derselben Nacht, da wir das Fehlen der Perlen entdeckten, obgleich sie schon früher geraubt sein müssen.«

»Aber Sie selbst sagten vorhin, die Knochen könnten erst seit einem Tage im Magen des Tieres sein,« sagte Johanna.

»Allerdings, und gerade dies wirft ein schlechtes Licht auf Passera. So muß er sich also so lange in den Wäldern versteckt gehalten haben und ungefähr erst gestern eine Beute des Alligators geworden sein. Aber was weiß ich? Ich will kein Urteil über jemanden fällen, der schon gerichtet worden ist.«

Die Gesellschaft verhielt sich sehr schweigsam, als die Dampfer ihre Fahrt fortsetzten.

»Hätten wir nur unseren Freund Sharp nicht verjagt, sondern reiste er immer noch mit uns als Claus Uhlenhorst, so würde er das Rätsel bald lösen,« meinte Williams zu Lord Harrlington. »Er würde haarklein beweisen, wielange die Knochen im Magen sind, wo der Alligator den Körper gefunden hat und wie er dahin gekommen ist.«

»Lassen Sie Ihre Scherze über so etwas,« entgegnete der Lord. »Aber wissen Sie nicht, wo er jetzt stecken mag?«

»Seit wir ihm damals in Bombay einen Strich durch die Rechnung machten und er uns in hellem Zorn verließ, habe ich ihn ebensowenig, wie Sie wiedergesehen. Hat er Ihnen den Dienst gekündigt? Ich weiß ja nun, warum er sich immer in der Nähe von Miß Petersen hielt oder dies wenigstens thun sollte.«

»Nein,« antwortete der Lord, »er ist einfach spurlos verschwunden.«

»Dann treibt er sich auf jeden Fall hier herum,« meinte Charles bestimmt, »er will eben niemanden mehr in seine Karten blicken lassen, und er thut schließlich auch ganz recht daran, ich machte es ebenso. Entweder läßt er sich jetzt als Perlentaucher beschäftigen oder schleicht als Wilder im Urwald her-

um oder hält sich in sonst einer Gestalt in unserer Nähe auf. Wer weiß, ob da neben so einem Alligator Nick Sharp nicht sein mit Schlamm bedecktes Haupt emporreckt und uns beobachtet. Zuzutrauen ist ihm alles.«

Der Lord lachte.

»Wir biegen nun in den Black-River ein, in den eigentlichen Hauptstrom, von dem sich dieser Fluß nur abzweigt. Er ist viel breiter und gestattet ein viel schnelleres Fahren, so daß wir bequem morgen früh den Ort erreichen können, wo die Elefanten in einem Kraal zusammengetrieben sind. Ich hoffe,« fügte der Direktor lächelnd hinzu, »daß Sie eine recht angenehme Nacht an, Deck verbringen werden. Haben wir Glück, so werden Sie die schönste Nacht auf diesem Flusse verleben, wie sie Ihnen nie wieder geboten wird, im anderen Falle die entsetzlichste, an die Sie noch in späteren Jahren mit Schaudern gedenken werden.«

»Wieso?« fragte Ellen verwundert.

»Ich will Ihnen keine schwarzen Bilder vormalen, aber machen Sie mich nicht verantwortlich, wenn der schlimmste Fall eintritt. Gefahr droht Ihnen nicht, aber umsomehr Leiden.«

Die Dunkelheit senkte sich bald mit jener Schnelligkeit herab, wie man sie nur in den Tropen beobachtet. Eben noch hatte man alle Gegenstände an Deck, selbst im Walde deutlich erkennen können, in der nächsten Minute war alles in Nacht gehüllt.

Auf den Dampfern wurden die Laternen angesteckt, nur aus Gewohnheit, denn hier hatten sie keinen Zweck. Ein Zusammenstoß war auf diesem verlassenen Gewässer nicht zu fürchten, und um den Steuerleuten den Weg zu zeigen, genügte das schwachstrahlende Licht auch nicht. Diese Männer, welche ihr

halbes Leben zwischen den Wäldern, zu Wasser und zu Lande zugebracht hatten, kannten jeden Zoll des Uferrandes, wußten an jeder Stelle des Flusses wie tief er war, ohne erst die Lotschnur befragen zu müssen. ^

Der Portugiese hatte nicht zuviel gesagt, als er seinen Gästen eine herrliche Nacht versprach.

Die tiefste Ruhe lag über dem Wald; nur das leise Gurgeln des Kielwassers und manchmal der klagende Schrei eines Wasserhuhnes unterbrachen die Stille, die selbst die Passagiere nicht durch lautes Sprechen zu stören wagten. In Gruppen standen sie zusammen und unterhielten sich in flüsterndem Ton, beobachteten die Funken, die ab und zu aus dem Schornstein aufflogen, eine Zeit lang über dem Walde schwebten und dann verschwanden, nicht zu unterscheiden von den Leuchtkäfern, welche in dem Laubgewinde auftauchten, wieder erloschen und sich an einer offenen Stelle wie in einem feurigen Kugelspiel bewegten.

Es war keine schwüle Nacht, aber die Luft doch so warm und weich, daß man den leisen Windhauch wie einen Kuß zu spüren meinte. Alles dies, vereinigt mit dem monotonen Gemurmel des Wassers, dem melancholischen Ruf des Vogels, äußerte sich auch in den Stimmungen der Herren und Damen. Gedanken, schwermütig und seltsam, wie man sie wohl sonst nicht häufig bei ihnen fand, bemächtigten sich ihrer Gemüter.

»Was wird uns die Reise wohl bringen?« fragte Ellen den Lord Harrlington, der neben ihr an der Brüstung lehnte und den Wellen zusah, die sich am Bug brachen und im roten Schein der Laterne leuchteten.

»Ich habe nie so trübe Ahnungen gehabt wie diese Nacht; diese Wellen, die mir wie Blut entgegenschimmern, kommen mir wie eine üble Vorbedeutung vor.«

»Es ist nicht das erste Mal,« entgegnete der Lord, »daß wir während unserer Reise auf Blut trafen, sie ist schon oft genug über Leichname gegangen, ohne daß wir es ändern konnten. Fällt Ihnen erst jetzt ein, Miß Petersen, welche große Verantwortung Sie auf sich genommen haben?«

»Verantwortung?« fragte Ellen, und der Lord konnte wohl vernehmen, daß Unwillen aus diesem Worte klang. »Meine Freundinnen haben sich freiwillig erboten, mich zu begleiten, ich habe niemanden gezwungen oder auch nur überredet. Sind Sie den Herren gegenüber nicht in ebenderselben Lage?«

»Nein, nicht so ganz! Sie unternahmen die Reise nur zum Vergnügen, ohne eine Absicht zu verfolgen und –«

»Halt,« unterbrach ihn Ellen, »ist es nicht eine gute Aufgabe, wenn wir die Mädchen, nachdem wir sie erst befreit haben, auch in ihre Heimat bringen? Jeder Mensch muß unser Vorhaben lobenswert finden, wenn er nicht gerade ein verknöchertes Herz in der Brust hat.«

Harrlington lächelte.

»Das ist aber nur etwas, was Ihnen zufällig in den Weg gestoßen ist. Sie sind nicht mit dem Vorsatz von New-York abgefahren, diese Mädchen zu befreien und in ihre Länder zurückzubringen –«

Wieder unterbrach ihn Ellen. »Aber ich verstehe Sie nicht! Wie können Sie mich tadeln oder etwa, wie ich fast glaube, eines abenteuerlichen Sinnes zeihen wollen, wenn Sie selbst eine Reise angetreten haben, bei welcher Sie keinen Zweck im Auge haben?«

»O, Miß Petersen, bei uns oder speziell bei mir, ist dies doch eine ganz andere Sache. Bin ich planlos in die Welt gefahren?«

»Wieso nicht?«

»Ich folgte der ›Vesta‹, weil sie das Teuerste barg, was die Welt für mich besitzt, und so mögen noch andere unter den Herren sein, welche mein Beispiel nachahmen.«

Ellen wandte sich hastig ab.

»Sie hören nicht auf, mir Vorwürfe zu machen,« sagte sie ärgerlich, »es ist überhaupt nicht möglich, daß wir uns gleichmütig unterhalten können, stets stoßen wir dabei auf Meinungsverschiedenheiten, oder Sie sagen mir etwas, was ich nicht hören will.«

Lord Harrlington sah dem Mädchen lange nach, welches sich einigen ihrer Freundinnen zugesellte.

»Was wird uns diese Reise wohl bringen?«

Dieselbe Frage wurde auch am Heck des Dampfers gestellt, und der Sprecher sprach die Worte in einem so seltsamen Tone, daß Williams seinem Freunde, dem Marquis Chaushilm forschend ins Auge blickte.

»Nanu,« sagte er trocken, »können Sie die warme Luft nicht vertragen, oder leiden Sie wieder einmal an Melancholie?«

»Melancholie?« jauchzte der Marquis förmlich auf. »Mein lieber Baronet, ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne.«

»So, seit wann denn?«

»Seit vorhin. Endlich ist der Tag angebrochen, an dem die Sonne meines Glückes mich mit den Strahlen ihres Götterlichtes übergießt.«

»Aber Herzog, Sie fangen ja an zu dichten! Was veranlaßt Sie denn eigentlich, hier, mitten in der Nacht, von Göttern, Tag und Licht zu träumen, während man nicht einmal die Hand vor den Augen schen kann?«

»Ach,« seufzte Chaushilm, »ich weiß, Sir Williams, Sie sind mein Freund, und ich kann mich auf ihre Verschwiegenheit verlassen.«

»Bombenfest.«

»Ich brauche jetzt einen Menschen, an dessen Brust ich mich werfen und meine Wonne aushauchen kann.«

»Dann hauchen Sie mal zu, aber rühren Sie mich nicht auch zu Thränen.«

»Sie täuschen mich nicht, lieber Charles, in ihrer rauhen Schale steckt ein guter Kern, Sie sind ein guter Mensch.«

»Aber so fangen Sie doch endlich mal an, sonst weiß ich morgen, wenn wir die Elefanten fangen, immer noch nichts,« drängte Charles.

»Sie wissen doch,« begann Chaushilm, »daß ich schon immer für Miß Thomson eine tiefere Neigung gehegt habe.«

Charles blieb vor Staunen über dieses Geständnis anfangs stumm.

»Haben Sie dies noch niemals gemerkt?«

»Ich? Nein,« brachte Charles endlich hervor, »ich dachte Sie hätten sich für Miß Nikkerson interessiert.«

»O nein,« meinte Chaushilm verlegen, »das war früher einmal, als sie sich so famos dem Mädchenhändler gegenüber benahm, aber schon längst nicht mehr.«

»Und dann glaubte ich, Miß Stannton wäre der Gegenstand Ihrer tieferen Verehrung gewesen?«

»Nein, das war wieder später, als Miß Stannton über Bord gefallen war. Ich fand aber nachher, daß es nur ein Gefühl des Mitleides gewesen war, alles nur oberflächlich, aber jetzt habe ich erkannt, daß mich an die Thomson ein stärkeres Gefühl fesselt.«

»Wissen Sie das auch genau, ehe Sie Miß Thomson nachher unglücklich machen?« fragte Charles in gutmütigem Spott.

»Ich weiß es ganz bestimmt, ich habe ihr vorhin meine Liebe gestanden, und haben Sie eine Ahnung, was dieses göttliche Mädchen mir gesagt hat?«

»Eine Schmeichelei jedenfalls nicht.«

»Nein, sie sagte, auch ich hätte schon längst ihr Herz mit Liebe bezaubert.«

Und Chaushilm warf sich dem Freunde an die Brust.

Charles stieß einen langen Pfiff aus.

»O, Sie Glücklicher,« seufzte er dann, »wie beneide ich Sie! Wen suchen Sie sich denn nachher unter den Damen aus?«

»Mit Ihnen kann man doch aber kein vernünftiges Wort reden,« sagte Chaushilm unwillig und trat zurück. »Glauben Sie etwa, ich treibe mit so etwas Heiligem, wie mit der Liebe eines Weibes, Spott?«

»Zaubern Sie nur ruhig weiter, lieber Herzog,« entgegnete Charles lächelnd, »und geben Sie acht, daß Ihnen nicht etwas vorgezaubert wird.«

Als der Marquis hinter dem Schornsteinmantel verschwunden war, sagte Charles zu sich selbst:

»Es ist jammerschade, daß Nick Sharp nicht hier ist, sonst könnte ich mit dessen Hilfe einmal einen Spaß arrangieren. Na, vielleicht läßt sich auch Hendricks dazu verwenden. Wollen sehen, was sich anfangen läßt.«

»In's Zwischendeck,« rief plötzlich die Stimme des Direktors, »so schnell, wie möglich, und alle Fenster und Luken schließen!«

Man vernahm ein sonderbares Summen und Schwirren in der Luft, wie eine Wolke fiel plötzlich etwas von oben herab auf das Deck nieder, und ehe die Passagiere den Rat des Portugiesen noch hatten befolgen können, waren Gesicht, Hände, ja, alle Teile des Körpers, selbst die, welche von Kleidern verhüllt waren, mit Stichen bedeckt.

»Die Moskitos!« hallte es jetzt von allen Seiten.

Man hatte schon einige Male die Bekanntschaft dieser böswilligen, zollgroßen Blutsanger gemacht, aber mit einer solchen Heftigkeit wie hier, waren die Tiere noch niemals über die Reisenden hergefallen.

Der Himmel schien sie förmlich herabzuregnen; wohin man an Deck trat, zerquetschte der Fuß Hunderte der Tiere, die sich nach dem Sturze nicht gleich erheben konnten. Hatten sie aber den Gebrauch der Flügel wiedergefunden, so stürzten sie sich heißhungrig auf die Menschen, um sich an deren Blut zu sättigen.

Schreiend flüchteten die Damen die Treppe nach dem Zwischendeck hinab; fluchend folgten ihnen die Herren, und nun begann unten eine Treibjagd nach den Moskitos, welche mit ihnen in den unteren Raum geschlüpft waren. Oeffnete sich einmal die Luke, um einen verspäteten Flüchtling einzulassen, so drang stets ein neuer Schwarm der zudringlichen Gäste herab, und wieder begann unter Schreien und Lachen ein Schlagen mit Tüchern und Klatschen, bis der Boden mit den Leichen aller Tiere besäet war.

Der Portugiese hatte ein Mittel mitgenommen, welches verhindert, daß die gestochene Hautstelle hinterher anschwillt, und so waren besonders die Damen froh, daß sie nicht zu befürchten brauchten, am nächsten Morgen mit angeschwollenen Gesichtern zu erscheinen. Aber die Atmosphäre in dem abgeschlossenen Raume ward bald drückend, an Schlafen in den Kabinen war nicht zu denken, teils vor Hitze, teils, weil eine einzige der Schlacht entgangene Mücke den Ruhenden zur Verzweiflung bringen konnte, und man sehnte sich nach der Erfüllung der Prophezeiung des Direktors, daß der kühle Morgenwind die Moskitos ebenso schnell wieder verjagen würde, wie sie ein heißer hergebracht hätte.

Nach einigen Stunden entsetzlichen Wartens trat diese Veränderung ein: durch die geöffneten Luken und Fenster drang die frische Luft, ohne einen der Quälgeister mitzubringen, und die letzten kühlen Stunden verbrachten die Passagiere in erquickendem Schlummer in ihren Hängematten, welche sie teils an Deck, teils in den Kabinen aufhingen.

13. Indische Tierbändiger.

Im weiten Umkreis reihte sich Zelt an Zelt auf, der großen Grasfläche, überall waren aus Bambusrohren und dünnen Baumstämmen Gerüste aufgeschlagen worden, von denen aus die indischen und europäischen Großen von Ceylon dem Schauspiel zusehen wollten, das der Fürst Kalawya arrangiert hatte.

Schon vor Wochen waren die singhalesischen Häuptlinge beauftragt worden, mit ihren Leuten eine Treibjagd auf Elefanten abzuhalten und möglichst viele der Herden nach diesem Platze zu locken, wo sie dann in einen künstlich aus Balken gezimmerten Kraal getrieben wurden.

Eine solche Jagd erfordert nur Geduld, gefährlich ist sie nicht.

Die Elefanten leben in Herden von sechs bis fünfzig und mehr Stück zusammen und sind an und für sich friedliche Tiere, nur, wenn sie zur äußersten Wut gereizt oder erschreckt werden, verlieren sie ihre Scheu vor den Menschen und treten rücksichtslos alles unter ihren Füßen zusammen, reißen Baumstämme mit dem Rüssel aus dem Erdreich, als wären es Grashalme, und schleudern auch den Menschen, der ihnen nicht ausweicht, mit dem Rüssel in die Luft, zerfleischen ihn mit den Stoßzähnen, oder zermalmen ihn durch ihr Gewicht zu Brei.

Nun giebt es aber auch Elefanten, deren Jagd eine der gefährlichsten ist. Dies sind die von den Eingeborenen als ›Einsiedler‹ bezeichneten männlichen Tiere, welche entweder einmal von ihrer Herde versprengt worden sind und in keine andere aufgenommen wurden, oder aber alte Elefanten, welche, wegen zu großer Anzahl von männlichen Tieren, nach hartem Kampf von den jüngeren aus der Herde gestoßen worden sind.

In mürrischem Alleinsein verbringen sie ihr Leben, suchen mit Vorliebe Streit mit anderen ihres Geschlechtes und greifen auch oft den Menschen ohne jeden Grund an, selbst wenn sie die Gefährlichkeit der Feuerwaffe schon an sich selbst gespürt haben. Alles Lebende erregt ihren heftigsten Zorn. Entgeht ihnen der Gegenstand ihrer Wut trotz der hartnäckigsten Verfolgung, so lassen sie ihre Wut wenigstens noch an toten Sachen aus, entwurzeln ganze Wälder und stampfen in einer Nacht die Reisernte eines Dorfes in den Boden. Deshalb sind sie auch von den Eingeborenen gehaßt, und einen ›Einsiedler‹ erlegt zu haben, gilt als eine größere Ehre, als zehn in Herden lebende Elefanten aus sicherem Hinterhalt geschossen zu haben.

Die Einwohner Ceylons, überhaupt ganz Indiens, brauchen die Elefanten zu vielen Zwecken.

Die gelehrigen Tiere werden abgerichtet, beim Ausroden von Wäldern zu helfen, d. h. sie müssen die gefällten Baumstämme mit dem Rüssel forttragen, und diesen Tieren, deren Stärke jeder Beschreibung spottet, ist es möglich, mit einem mächtigen Pfluge den von Wurzeln durchzogenen Boden des ehemaligen Urwaldes zu durchschneiden, sie helfen beim Häuserbau, indem sie auf ihren Rücken ganze Wagenladungen von Sand und Steinen schleppen, sie werden zur Tigerjagd verwendet, und außerdem hat jeder indische Tempel einige besonders schöne Exemplare von Elefanten aufzuweisen, die bei feierlichen Umzügen mitgeführt werden.

Von jeher spielte bei den Indiern der weiße Elephant eine Rolle, und man glaubte lange, er gälte ihnen für heilig, doch ist dies nicht der Fall, sondern die Tempeldiencr und die zum Tempel gehörenden Anbeter sind deshalb stolz darauf, einen solchen zu besitzen, weil der weiße Elefant sehr selten ist. Uebrigens ist die Bezeichnung ›weiß‹ nicht richtig, denn die Farbe

dieser Tiere ist nur eine Schattierung heller, als die der gewöhnlichen, schmutziggrauen Elefanten.

Man hat auf Jahrmärkten, in Tierbuden u. s. w. öfters Gelegenheit, Elefanten im Ausführen von Kunststückchen zu bewundern, aber dies alles sind nur angelernte Sachen, nach denen wir ihre Klugheit nicht beurteilen dürfen. Um diese zu erkennen, muß man Elefanten beobachten, wenn sie ohne Aufsicht, vollkommen sich selbst überlassen, ihnen aufgetragene Arbeiten verrichten.

Man muß sehen, wie sie die Baumstämme, an denen noch das Laubwerk hängt, nach einer Blöße schleppen und dort aufstapeln, wie andere wieder die Bäume auf Wagen laden, wie geschickt sie sich durch den dichten Urwald winden, und wie sie unwillig brummen, wenn sich der getragene Stamm zwischen zwei Bäumen einklemmt. Sieht ein anderer Elefant, daß sein Kamerad weder vor-, noch rückwärts kann, so legt er seine Last einstweilen nieder, hilft dem vor ihm Gehenden freizukommen und nimmt dann seinen eigenen Stamm wieder auf. Und das alles geschieht ohne Aufsicht, wenigstens ohne solche von Menschen, denn unter den Elefanten giebt es solche, die den anderen Tieren mit gutem Beispiele vorangehen, ihnen helfen, wenn sie sich anfangs ungeschickt benehmen und sie auch durch Schlagen mit den Rüsseln und Stoßen mit den Zähnen zum Gehorsam zwingen.

Um nun in den Besitz neuer Elefanten zu kommen, hatte Kalawya, ein eingeborener, mächtiger Fürst, die Häuptlinge der in dieser Gegend wohnenden, meist von der Jagd lebenden Singhalesen aufgefordert, eine Treibjagd abzuhalten.

Schon seit vielen Tagen waren die Eingeborenen damit beschäftigt, die Herden der Dickhäuter zu umgehen und sie nach

und nach dorthin zu treiben, wo auf einem freien Wiesenplatz ein Kraal gebaut, d.h., ein Platz rings mit einem etwa zwei Meter hohem Bollwerk aus Holz eingezäunt worden war.

Beim Treiben selbst wurde jeder Einsiedler vorsichtig gemieden, er hätte alle Herden wieder auseinandersprengen können; aber auch so geriet manche Herde in Schrecken, drehte um und jagte in wilder Flucht durch die Reihen der Treiber. Ein Aufhalten oder Zurückscheuchen gab es dann natürlich nicht.

Endlich war es den Leuten doch gelungen, etwa siebzig Tiere in den Kraal zu bringen, in dessen Umgebung vorläufig noch kein Mensch zu sehen war. Dagegen standen in dem Kraal bereits gegen zwanzig gezähmte Elefanten, und gerade der Anblick ihrer Kameraden veranlaßte die neuen Tiere, den eingezäunten Platz zu betreten.

Kaum waren sie darin, so drängten sich die gezähmten Elefanten wie auf Kommando nach dem etwa acht Meter breiten Eingang, besetzten diesen und stellten sich rings um das Bollwerk auf, um etwaige Fluchtversuche zu verhindern, denn die eingerammten Baumstämme hätten den Elefanten nur soviel Widerstand geboten, wie einem Manne ein in den Weg gestellter Stuhl.

Als dies so weit war, kamen aus dem nahen Walde der Fürst, sein Gefolge und seine Gäste hervor und bestiegen die Tribünen, von denen aus sie den Kraal übersehen konnten, während von der Flußseite her der portugiesische Direktor mit den Damen und Herren erschien, die, nachdem er von Kalawya die Erlaubnis dazu erhalten, auf schnell aufgerichteten Gerüsten ebenfalls Platz nahmen.

Die Elefanten waren sehr scheu geworden, die Herden hatten sich vermischt, unruhig rannten sie bald nach der einen,

bald nach der anderen Seite der Umzäunung, und es hätte nur eines derben Anlaufs bedurft, so wäre diese umgeworfen worden, und die Tiere wären frei gewesen. Aber sie berührten die Wand gar nicht; sobald sich ein Elefant der Umzäunung näherte, streckten sich ihm einige Stoßzähne und Rüssel entgegen, und immer wieder fuhr das bestürzte Tier zurück, drehte um und rannte der anderen Seite zu, wo es ebenso zurückgetrieben wurde.

»Wie lange soll denn dieses Spiel währen?« fragte Ellen den Direktor, als sie bereits eine halbe Stunde diesem Treiben zugesehen hatten. »Es ist ja ganz interessant zu beobachten, wie klug die gezähmten Elefanten sich dabei benehmen, aber es kann schließlich auch langweilig werden.«

»Mir wäre es lieber,« meinte Miß Murray, »wenn die gezähmten Tiere selbst die Holzwände einbrächen und dann mit ihren Kameraden auf Nimmerwiedersehen verschwänden, das wäre wenigstens natürlich.«

»Und vorher rissen sie aus Wut über uns Menschen unser schwankendes Holzgestell um,« lachte Charles, »das wäre auch natürlich.«

»Der indische Fürst ist auch kein Freund vom Warten,« sagte der Direktor, »aber ehe sich die Tiere nicht vollkommen beruhigt haben, kann der Gal-Oya nichts mit ihnen anfangen. Er wird schon irgendetwas in Bereitschaft haben, um seine Gäste einstweilen zu unterhalten, vielleicht Bajaderen.«

»Werden alle diese Elefanten gefangen? Dann müssen ja einige Tage vergehen.«

»O nein, nur die schönsten, höchstens zehn, und die kleineren dürfen dann wieder laufen. Der Fürst behält die Gefangenen für sich oder verschenkt sie. Sehen Sie dort, er will seinen

Gästen zeigen, wie einer seiner Schwertfechter einen Panther nur mit Schwert und Schild bekämpft.«

Vor die hohe Tribüne des Fürsten war ein Wagen aus Bambusgeflecht gefahren worden, und um ihn herum hatte sich eine dreifache Reihe von Lanzenträgern aufgestellt; die innerste Reihe hielt ihre Lanzen gesenkt, die zweite schräg und die äußerste senkrecht, sodaß der Kreis von den Lanzenspitzen vollständig umringt war.

In ihre Mitte trat jetzt ein nur mit einem Schurz bekleideter Indier, in der einen Hand einen runden Schild, in der anderen ein kleines, krummes Schwert. Er schritt gerade auf den Wagen zu, ließ sich vor demselben auf die Kniee nieder und hielt den Schild über seinen Kopf, während ein anderer Eingeborener hinter den Wagen trat und mittels einer Leine die Thür desselben emporzog. Dann begab er sich schnell hinter die Reihen der Lanzenträger zurück.

Aus dem Wagen aber sprang mit einem Satze ein gefleckter Panther im Bogen auf den Indier zu, doch dieser fing ihn mit dem Schilde auf, hob ihn hoch empor, bog den Kopf zurück und beobachtete die weiteren Bewegungen des Raubtieres.

Einen malerischen Anblick bot die sehnige und graziöse Gestalt des nackten Hindus, dessen Armmuskeln von der emporgehaltenen Last anschwollen, wie er den anderen Arm mit dem Schwert nach hinten zurückbog, dem etwa auf ihm herabspringenden Panther mit der Spitze der Waffe zu begegnen. Der Schild war breit genug, um zu verhindern, daß der Panther mit der Tatze den haltenden Arm erreichen konnte, aber doch stockte den Zuschauern der Atem.

Fauchend sprang das Tier über den Kopf des Hindus hinweg nach den Lanzenträgern, wurde aber mit einigen Stichen empfangen, die es wieder zurücktrieben. Es sprang abermals auf den Schwertträger los, aber wieder kam es auf den Schild zu sitzen; das Tier geriet in Wut. Es sprang bald gegen die Lanzenträger, bald gegen den einzelnen Mann, aber stets begegnete ihm der Schild, und wieder schwebte er über dem Haupte des Schwertkämpfers.

Schließlich wurde der Panther von einem neuen Abschlag seines Angriffes so bestürzt, daß er mit eingezogenem Schweif in den Wagen kroch und nicht wieder herauskommen wollte, obgleich der Hindu dicht vor die Thür trat und ihn mit seinem blitzenden Schwert blendete.

Jetzt rief der Fürst einige Worte.

Ein Lanzenträger trat hinter den Wagen und stach wiederholt durch die Zwischenräume der Stäbe, bis der Panther endlich mit voller Wut auf den Schwertfechter sprang, der aber jetzt, um im letzten Gang noch seine ganze Geschicklichkeit zu zeigen, dem Wagen den Rücken zuwandte und lässig dastand.

Er mußte jedoch gehört haben, wie das Raubtier durch die Luft sauste, denn im letzten Augenblicke drehte er sich um, und wieder saß das Tier auf dem Schild, aber sofort wurde es wie eine Feder in die Höhe geschleudert. Man sah noch, wie es in der Luft eine schlangengleiche Bewegung mit dem langgestreckten Körper machte, dann fuhr ein leuchtender Blitzstrahl herab, der von dem in der Sonne funkelnden Schwert herrührte, und auf der Erde lag der Panther, den Kopf in zwei Teile gespalten.

Ein brausendes Beifallsrufen, begleitet von einen Goldregen, belohnte von der Tribüne herab den gewandten Fechter,

der sich tief verneigte und den Kreis verließ, das Einsammeln des Geldes einem Diener überlassend.

Auch unsere Gesellschaft war von der Geschicklichkeit des Hindus entzückt, der alles mit einer Grazie und Ruhe ausgeführt hatte, als spiele er mit einer kleinen Katze und befände sich nicht einem der furchtbarsten Raubtiere seines Heimatlandes gegenüber. Selbst Ellen konnte nicht unterlassen, ihre Bewunderung in Worten anszudrücken.

»So einen Kampf lasse ich mir gefallen, da steht der Mensch dem Tier, das er erlegen will, mit Gefahr, seines eigenen Lebens gegenüber. Eine Jagd mit Büchse und zu Pferd ist dagegen ein Unrecht zu nennen.«

Die Aufmerksamkeit aller wandte sich jetzt wieder den Elefanten zu, welche sich beruhigt hatten, ergeben zusammengedrängt auf einem Platz standen und nur die Rüssel unaufhörlich bewegten.

Ein kleiner Singhalese mit eisgrauem Haar und Bart, um den Leib nur einige Stricke, näherte sich der Tribüne des Fürsten, machte eine tiefe Verbeugung und schritt dann dem Eingange des Kraals zu. Er hob nur etwas den Kopf, da löste sich einer aus der Reihe der dressierten Elefanten, ein mächtiges Tier mit kolossalen Stoßzähnen, der Gal-Oya kroch unter dessen Bauch, stellte sich mit den Zehen auf eines der Vorderbeine und ließ sich auf diese Weise nach den zusammenstehenden Elefanten tragen, welche den Menschen gar nicht bemerkten, sondern stumpfsinnig den herankommenden Kameraden betrachteten.

Diesem folgten noch einige andere, welche sich sofort unter die Herde mischten, und, ob sie sich die Tiere selbst aussuchten, oder ob ihnen die Betreffenden vorher von ihrem Meister bezeichnet worden waren, jedenfalls trieben sie das stärkste

Exemplar durch Schieben des Körpers und Stoßen der Zähne aus der Menge heraus, bis er von dem Elefanten des Gal-Oya erreicht werden konnte.

Der riesige Dickhäuter schmiegte sich dicht an das noch wilde Tier, welches von den anderen gezähmten Elefanten umstanden wurde, und im Nu hatte der Bändiger um ein Bein desselben eine Schlinge gelegt; der Elefant wurde mißtrauisch, er stieß einen trompetenähnlichen Ton aus und versuchte vorwärtszugehen, aber die ihn Umstehenden drängten sich so fest an ihn heran, daß er es dulden mußte, daß der Gal-Oya auch um den anderen Fuß eine Schlinge legte.

Dann klammerte er sich wieder an seinen Elefanten an, und dieser trug ihn zu einem anderen Tier, welches bereits herausgetrieben worden war und bei dem sich dasselbe Manöver wiederholte.

Der erste Gefangene wollte unterdes eine Bewegung machen, strauchelte aber und stürzte mit einem dumpfen Gebrüll zu Boden, wodurch die anderen Elefanten wieder scheu gemacht wurden und hin- und herzulaufen begannen. Aber die gezähmten Elefanten waren jetzt einmal an der Arbeit, sie hielten das Tier, welches ihnen durch einen leisen Wink bezeichnet wurde, fest, und der Gal-Oya legte ihm die Schlingen an, es mochte stampfen und sich sträuben wie es wollte; ohne sich beim Schürzen der Knoten stören zu lassen, wand sich der kleine Mann wie ein Aal zwischen den Beinen des Ungeheuers.

Schon war der dritte auf diese Weise gefesselt, zwei lagen schon am Boden, als plötzlich ein lautes Geschrei der Eingeborenen erschallte.

»Ein Dambool, ein Dambool,« gellte es von den Lippen derselben, und in wilder Flucht stürzte alles davon.

Unsere Gesellschaft wußte noch nicht, was der Grund zu diesem Schrecken sei, als es schon hinter ihnen im Unterholz des Waldes krachte und in Carriere, den Rüssel weit vorgestreckt, ein Elefant hervorgerannt kam, gerade auf das Gerüst unserer Freunde zu.

Aber mitten im Laufe änderte er nochmals seine Richtung. Die Leute auf der Tribüne des Fürsten hatten durch ihr Geschrei seine Aufmerksamkeit erregt, und toll vor Wut rannte er gegen dieselbe an; im nächsten Augenblick war er von am Boden zappelnden Menschen umgeben, raste weiter gegen die Holzwand, riß diese nieder und stürmte fort, gefolgt von allen Elefanten, außer den gezähmten und einem gefesselten – den anderen beiden war es auch gelungen, sich von den Fesseln zu befreien.

Es war noch niemandem zum Bewußtsein gekommen, was eigentlich passiert sei, da verschwanden die letzten schon hinter den Bäumen des Waldes. Ein ›Einsiedler‹ hatte sich hierher verirrt, war durch den Anblick der vielen Menschen und Elefanten erst stutzig, dann zornig geworden, war darauf losgestürmt, hatte schließlich alles im Wege Stehende mit blinder Wut niedergerissen, und hatte endlich, gefolgt von seinen Kameraden, welche durch das tapfere Benehmen des mürrischen Gesellen wieder neuen Unternehmungsgeist bekommen und die sie bewachenden Elefanten einfach mit Wucht zur Seite geschleudert hatten, das Weite gesucht.

Aengstlich befühlten die von ihrer Höhe herabgestürzten Gäste des Fürsten und dieser selbst die Glieder, ob nichts verletzt sei, riefen die Diener und traktierten diese feigen Geister, welche schon beim Anblick des alten Burschen davongelaufen waren und sich jetzt nach und nach mit demütiger Miene wieder einfanden, mit Fußtritten; aber alles dies konnte die geflohenen Elefanten nicht wieder herbringen, ja, der Fürst war in

solcher Wut, daß er auch dem einzigen zurückgebliebenen die Fesseln lösen und ihn mit Lanzenstichen davonjagen ließ.

Auf dem Holzgerüst herrschte dagegen die ausgelassenste Fröhlichkeit. Der alte Einsiedler, der sich, wenn auch unbeabsichtigt, mit solchem Heroismus seiner gefangenen Kameraden angenommen und sie befreit hatte, wurde als ein Held gepriesen und mit Lobpreisungen überhäuft. Besonders Ellen konnte sich nicht enthalten, ihn mehrere Male mit Lord Hastings zu vergleichen, als er damals im Flußbett zuerst seine Fesseln sprengte, und der Lord war über diesen Vergleich durchaus nicht erzürnt.

14. Der Tod des Sträflings.

»Dort war es, wo wir den Alligator erlegten, der die Ueberreste des unglücklichen Tauchers im Magen hatte,« sagte der Direktor, als die beiden Dampfer am Morgen des folgenden Tages sich wieder jener Stelle im Flusse näherte.

Er deutete dabei in die Ferne, wo vor den Blicken der Reisenden die gelbe Sandbank aus dem Wasser auftauchte.

»Es ist doch merkwürdig,« sagte einer der Herren, »daß gestern so viele der Ungetüme darauf lagen und jetzt nicht ein einziges zu sehen ist, obgleich die Sonne heiß genug brennt.«

»Sie werden auf der Jagd nach ihrem Frühstück sein,« meinte der Direktor, »oder sind sonst durch etwas in ihrer Ruhe gestört worden.«

Eben fuhr der erste Dampfer an der Sandbank vorbei, als sich an der linken Seite des buschigen Uferrandes die Zweige auseinander bogen, ein Boot mit einem einzelnen Ruderer zum Vorschein kam und von diesem pfeilschnell nach dem vorderen Dampfer dirigiert wurde.

»Matale!« riefen alle wie aus einem Munde.

Es war in der That der Taucher, der hier auf die Fahrzeuge gewartet zu haben schien.

Er lenkte das Boot an den Dampfer, auf dem der Direktor stand, schwang sich an Bord und blieb ruhig stehen, eine Anrede erwartend.

Der Direktor gab sofort das Zeichen zum Halten, denn er ahnte, daß der Taucher nicht zufällig gerade hier an Bord kam,

wo sein Freund getötet worden war, sondern daß er auf dessen Spur gewesen war und irgend ein Rätsel gelöst hatte.

»Matale,« redete er ihn ernst an, »wie kannst du es wagen, der du dich deiner Gefangenschaft durch die Flucht entzogen hast, hier ohne weiteres vor uns zu treten? Wir müssen dich nun natürlich nach Pantura zurückbringen.«

Der Taucher lächelte flüchtig.

»Das will er auch,« entgegnete er, »aber er weiß jetzt genau, warum Passera verschwunden ist und niemals wiederkommen wird.«

»Nun? Wir wissen auch, daß er verunglückt ist.«

Der Taucher schüttelte den Kopf mit den funkelnden Augen.

»Passera ist ermordet worden,«

»Mensch, was sprichst du?« sagte der Direktor leise. »Passera ermordet? Sieh dich mit einer solchen Behauptung vor! Wir selbst haben seine Ueberreste in dem Magen eines Alligators gefunden.«

»Passera war ein geschickter Taucher und hätte sich von keinem Alligator fangen lassen,« war die bestimmte Antwort. »Er ist den Alligatoren vorgeworfen worden, damit er nicht schwatzen konnte.«

Alle horchten atemlos.

»Und wen hast du im Verdacht, daß er eine solche scheußliche That vollbracht habe?« fragte der Portugiese weiter.

»Ich habe niemanden im Verdacht, sondern kenne den Mörder jetzt so genau, als hätte ich selbst der That zugesehen.«

Er griff in seinen Schurz, holte eine kleine, silberne Streichholzbüchse hervor und hielt sie dem Direktor hin.

»Wem gehört diese?« fragte er triumphierend.

» *A. E.*« las dieser auf dem Deckel eingraviert.

»Alfonso Esplanza, es ist sein Monogramm,« rief er dann, »aber das beweist noch nichts! Wo hast du das Büchschen gefunden?«

Der Taucher deutete nach der Stelle, wo er den Wald verlassen hatte.

»Kommt mit mir und überzeugt Euch selbst, daß Passera hinterrücks überwältigt worden ist und dann dem Alligator zum Fraß diente!«

Der Direktor, die Beamten und einige seiner Gäste begaben sich mit dem Taucher an Land. Das Ufer war gerade hier nicht sumpfig, sondern festes Land.

Matale führte seine Begleiter unter einen Baum, unter welchem man alle Anzeichen dafür fand, daß hier ein heftiger Kampf stattgefunden haben müsse. Der Boden war ringsum zerstampft, ein tiefer Eindruck kennzeichnete die Stelle, wo ein Körper gelegen hatte, der aus einer Wunde blutete, denn das Gras war dunkelbraun gefärbt. Außerdem lagen Stricke umher, als wäre der Verwundete auch noch gebunden gewesen.

»Der Kapitän,« erklärte Matale, »ist mit Passera auf die Alligatorenjagd gefahren, um sich eine Satteldecke für sein Pferd zu beschaffen. Ich weiß dies bestimmt, denn mein Freund hatte es mir vorher erzählt, aber auch gesagt, Esplanza wollte es die anderen nicht wissen lassen, um keine Begleiter mitnehmen zu

müssen. Passera sagte es mir nur, weil wir überhanpt keine Geheimnisse voreinander hatten. Hier,« er wies auf den Uferrand, »sind beide aus dem Boot gestiegen, um vom Ufer aus nach Alligatoren zu schießen, und als Passera neben dem Kapitän lag, hat dieser ihm entweder das Messer in den Rücken gestoßen oder ihn von hinten erschossen. Die umherliegenden Stricke zeigen aber auch, daß er ihn außerdem noch gebunden haben mag, warum, weiß ich nicht, vielleicht scheute er sich, ihn gleich zu töten, und schleppte ihn dann weiter von hier fort.«

Matale führte seine Begleiter etwas tiefer in den Wald.

»Hier,« fuhr er fort, »hat er den Bewußtlosen an diese Baumwurzel gebunden und ihn seinem Schicksal überlassen. Entweder war Passera schon tot, oder er ist erst später gestorben, und als sein Leichnam zu verwesen begann, haben die Alligatoren die Beute gewittert, sind ans Land gekommen und haben den Körper von der Wurzel abgerissen.«

Der Direktor schaute überlegend vor sich hin.

»Warum soll er den Körper nicht gleich in den Fluß geworfen haben?«

»Er fürchtete sich vor den Alligatoren. Um ihn ins Wasser zu stoßen, mußte er dicht an den Rand gehen, und davor hatte er Angst.«

»Das ist keine genügende Erklärung. Wenn sich alles wirklich so verhält, wie du sagst, so glaube ich eher, daß diese Bestie in Menschengestalt an einem solchen Akt Wohlgefallen gehabt hätte,« erklärte Harrlington.

»Und die Streichholzschachtel?«

»Die lag dort auf dem Kampfplatz. Der Kapitän hat sie bei dem Ringen verloren und es nicht bemerkt. Aber wenn ich sie

auch nicht gefunden hätte, so würde ich jetzt doch Esplanza nicht nur als Mörder Passeras bezeichnen können, sondern auch als denjenigen, der die Perlen gestohlen hat.«

»Woraus willst du das schließen?«

»Esplanza ist es gewesen, welcher auf mich den Verdacht gelenkt hat, und er hat mir auch einen Teil der Perlen unter das Bett gesteckt, jedenfalls erst bei der Untersuchung, um so gleich einen Beweis in der Hand zu haben.«

»Wie aber kommt es, daß du erst jetzt diese Behauptungen aufstellst, du hättest sie doch schon früher zu deiner Verteidigung machen können?«

Finster blickte der Taucher den Direktor an.

»Weil ich erst vor zwei Tagen erfahren habe,« antwortete er, »daß Esplanza meinem Weibe nachstellte.«

»Ach so,« sagte der Direktor, und die übrigen Beamten sahen sich verständnisvoll an.

»Von wem hast du dies erfahren? Von deinem eigenen Weibe?«

Der Taucher wendete langsam den Kopf, bis seine Augen denen Ellens begegneten. Als diese nickte, sagte er:

»Nein, ich habe Monika noch nicht gesprochen, seit ich der Gefangenschaft entflohen bin, aber jene Dame dort hat es mir erzählt.«

»Jene Dame?« riefen alle verwundert, und die Köpfe drehten sich nach Ellen um, welche den auf sie gerichteten Blicken ruhig begegnete.

»So war sie es wohl auch, die dich befreite?« war einer der Beamten so indiskret, zu fragen.

Aber der Direktor ließ Matale diese Frage nicht beantworten.

»Wir wollen uns wieder auf die Dampfer begeben und so schnell wie möglich nach Pantura fahren, um dort den Kapitän festzunehmen,« sagte er und fuhr dann zu seinen Beamten gewendet fort: »Diese Mitteilungen überraschen mich nicht sehr, vielleicht auch Sie nicht.«

Als die Dampfer wieder in Fahrt waren, trat Miß Murray zu Ellen.

»Wir hatten ja immer die Vermutung, daß Sie doch die Befreiung des Matale bewerkstelligt haben,« begann sie, »aber wie in aller Welt haben Sie das angefangen? Wir alle haben keine Ahnung davon.«

»Nun kann ich es Ihnen sagen,« lächelte Ellen, »da es der Taucher selbst fast gestanden hat. Ich hatte dem Direktor eine Summe geboten, wenn Matale freigelassen würde, aber der Mann war so ehrlich, daß er nicht auf meinen Vorschlag einging. Nun sprach ich mit Miß Lind, weil sie gewöhnlich den besten Rat weiß, und fragte sie, ob ich nicht die Wächter des Gefangenen bestechen sollte. Johanna aber meinte, ich sollte dies nicht thun, sie wüßte einen anderen Plan, und wirklich, noch in derselben Nacht entfloh Matale mit Hilfe einer Strickleiter. Wie er aber zu dieser gekommen, weiß ich nicht, Johanna wollte es mir bis jetzt nicht sagen. Da das Geheimnis nun verraten ist, wird sie wohl auch nicht länger schweigen.«

Johanna trat eben zu den beiden.

»Wollen Sie mir immer noch nicht verraten, wie Sie die Strickleiter in Matales Zelle geschmuggelt haben?« fragte Ellen.

»Doch, jetzt sollen Sie es erfahren. In einem Brot.«

»In einem Brot?« riefen beide Mädchen erstaunt. »So haben Sie also doch den Wächter bestochen!«

»Nein, er hatte keine Ahnung. Wir haben selbst das Brot gebacken.«

»Wer, wir?«

»Georg und ich; oder vielmehr, ich habe es gemacht, und Georg hat es mit dem Brote des Gefangenen vertauscht, welches derselbe jeden Abend empfing.«

»Ist denn dieser Matrose Georg ein so pfiffiger Bursche?«

»Manchmal,« lachte Johanna. »Mich wundert es aber, daß Matale es Ihnen nicht erzählt hat, da Sie ihn doch nachher gesprochen haben.«

»Er war stumm wie ein Grab, als er erfuhr, daß ich mir seine Befreiung auch nicht erklären könne. – Hören Sie, sind das nicht Schüsse?«

Man hörte in einiger Entfernung Gewehre knallen.

»Es wird eine Jagdgesellschaft sein, die von einem Städtchen der Küste aus in diese Gegend gekommen ist, um Wasservögel zu erlegen,« meinte einer der Beamten.

Die Fahrzeuge waren schon wieder weitergefahren, als es in dem Buschwerk zur Rechten krachte, man sah einige rote Röcke sich durch die Zweige drängen und am Ufer erschienen bewaffnete, englische Soldaten.

Einer derselben, wahrscheinlich ein Unteroffizier, hob den Arm nach dem Dampfer zu, zum Zeichen, daß er sprechen wolle und rief:

»Haben Sie niemanden gesehen und nichts Auffälliges bemerkt? Warum?«

Die Soldaten drehten sofort wieder um und verschwanden in dem Walde, ohne der Frage Beachtung zu schenken.

»Wahrscheinlich sind Sträflinge entsprungen und die Soldaten sind hinter ihnen her,« erklärte der Portugiese, »das ist auch ein undankbares Amt. Die Leute müssen Tag und Nacht in den Wäldern liegen, über Flüsse und Ströme setzen, und wenn der Flüchtling vor ihren Augen durch das Wasser schwimmt, so müssen sie ihm nach und wenn es auch darin von Alligatoren wimmelt.«

Jetzt knallte wieder ein Schuß im Walde.

Eine halbe Stunde weit hatte sich der Dampfer von dieser Stelle entfernt, als plötzlich Matale scharf nach dem Ufer spähte. Dann sprang er mit einem Male in sein kleines Boot, welches nachgeschleppt wurde, ruderte an Land, und man sah, wie er sich mit etwas auf dem Boden beschäftigte.

Er drehte sich um und winkte, daß der Dampfer halten sollte.

Als er mit dem Boote zurückkehrte, lag darin ein in zerfetzte Kleider gehüllter Mann, der aus einer schrecklichen Kopfwunde blutete.

Die Matrosen warfen ein Tau hinab. Matale machte unter den Armen des Verwundeten eine Schlinge und ließ ihn so an Deck ziehen.

Eine Ahnung sagte allen, daß man hier den Mann vor sich hatte, der von den Soldaten verfolgt und von einer Kugel getroffen worden war. Trotzdem er jedenfalls ein Verbrecher war, fühlte man doch Mitleid mit ihm, und viele Hände streckten sich aus, um den Verwundeten, der sich noch bis zum Fluß geschleppt hatte und dann bewußtlos liegen geblieben war, möglichst sanft über die Bordwand zu heben und an Deck zu legen.

Kaum hatte der Direktor einen Blick in das Gesicht des Bewußtlosen geworfen, so fuhr er erschrocken zurück.

»Selby,« schrie er auf, »ist es denn möglich, so müssen wir uns also wieder treffen.«

Der Ohnmächtige schlug bei Nennung des Namens die Augen auf und erkannte den Portugiesen.

»Farvas,« stöhnte er abgerissen, »ich sterbe unschuldig – es ist zu spät – du wirst es bezeugen –« Der Direktor beugte sich dicht zu dem Verwundeten herab, denn schon konnte er kaum noch dessen Worte vernehmen.

»So sprich,« drängte er, als der Sterbende vor Erschöpfung nicht weiter konnte, »ich habe dich auch nie für schuldig gehalten, obgleich aller Verdacht damals auf dich fiel. Wir aber konnten den nicht finden, den du als den Dieb angabst.«

»Ich habe – ihn – vorhin gesehen,« stammelte der Sterbende, »er selbst – hat mich – geschossen – als ich gestern in Pantura war.«

»In Pantura? Wie heißt er?«

»Er nannte sich – damals – Carlos –«

»Carlos Cassero, ich weiß es,« drängte der Direktor. »Wie sieht er aus?«

»Klein – dick – bartlos – ein anderer Mann nannte ihn – Henrico.«

»Henrico,« riefen die Beamten gleichzeitig.

»Eilt nach – Pantura,« flüsterte der Sterbende weiter, dessen Leben entfloh, »ich habe – sie belauscht – und sie wollten – mich ermorden –«

Der Direktor beugte den Kopf hinab, bis sein Ohr den Mund des Sterbenden berührte, aber er vernahm keinen Laut mehr – vor ihm lag eine Leiche.

»Zu spät,« sagte er, »er hat uns nicht alles gestehen können, was er wußte. Seine letzten Worte waren: ›Eilt nach Pantura, Pantura ist‹ – und dies wollen wir auch thun, denn eine Ahnung steigt in mir auf, die sich nur zu leicht erfüllen wird oder sich schon erfüllt haben kann.«

Auf den beiden Dampfern, die mit möglichster Schnelligkeit den Fluß hinabfuhren, herrschte eine gedrückte Stimmung. Erst der Fund von Passeras Ueberresten, dann die Enthüllungen Matales, welcher den Kapitän als Mörder und Dieb bezeichnete, dann auch noch der Tod dieses Sträflings, der im Sterben seine Unschuld beteuerte und das ihm zugeschriebene Verbrechen einem anderen zuzuschieben suchte und zwar jemandem, den sie kannten, und der in Gemeinschaft mit dem Kapitän fast allein in Pantura war, dies alles erklärte den Wunsch, so schnell wie möglich nach Pantura zu kommen. Unterwegs aber mußte der Direktor erzählen, woher er diesen Sträfling, dessen Leiche die Matrosen mit Leinwand bedeckt hatten, kannten.

»Selby war ebenso wie ich Direktor einer portugiesischen Gesellschaft, die an der Südküste Ceylons Perlenfischerei betrieb. Eines Tages sollten die angesammelten Perlen abgeholt werden, Selby öffnete mit der ruhigsten Miene den eisernen Schrank, die Schubfächer – und die Beamten sahen nur die leeren Kästen – nichts war mehr darin. Selbverständlich fiel kein Verdacht auf Selby, der selbst tödlich erschrocken war, aber die Aktionäre bestanden dennoch darauf, daß alle Beamten in Untersuchungshaft genommen würden, also auch er.

»Selby selbst erklärte, daß er keinen seiner Leute eines Diebstahls fähig hielte, dagegen wende sich sein Argwohn gegen einen gewissen Carlos Cassero, der sich öfters bemüht habe, mit ihm privatim Perlengeschäfte abzuschließen, ihn auch im Geschäftshaus aufgesucht und sich immer über die örtlichen Verhältnisse zu orientieren bemüht habe. Dieser Cassero aber war plötzlich verschwunden.

»Nach einem Monat etwa sollte Selby freigelassen werden, als die Polizei in einer Stadt Ceylons einen Kerl abfing, der im Besitz einer Anzahl echter Perlen war. Auf die Frage, woher er die Schätze habe, erzählte er erst die unglaublichsten Sachen, wurde aber dann, als er in die Enge getrieben, geständig und beschwor, daß Selby ihm und einer ganzen Bande von Gaunern eine Unmenge von Perlen gegen ein Billiges verkauft habe. Der Bursche wurde unter Bedeckung nach Colombo geführt, aber weder er, noch die Soldaten erreichten die Stadt. Man nimmt an, daß sie von Eingeborenen, welche damals gerade aufrührerisch gesinnt waren, ermordet worden sind.

»Aber das Geständnis dieses Menschen brach dem Direktor Selby den Hals. Man wußte nicht, warum der Gauner eine falsche Aussage hätte machen sollen, warum er gerade Selby, der ihn gar nicht kannte, hätte beschuldigen sollen; kurz und gut, der Direktor kam nicht mehr frei, umsoweniger, als man

nun nochmals seine Effekten visitierte und in einem Shlips einige Perlen vorfand, über deren Erwerb er sich nicht ausweisen konnte, von deren Vorhandensein er auch überhaupt nichts wissen wollte.

»Wir alle, die wir Selby näher kannten, hielten ihn für das Opfer eines Verbrecherstreichs, aber unsere gute Meinung von ihm konnte ihn nicht frei machen. Vor einigen Tagen las ich in der Zeitung, daß er aus dem Gefängnisse zu Colombo entwichen sei, und wünschte ihm aus vollem Herzen, daß es ihm glücken möge, zu entkommen und irgendwo ein neues Leben anzufangen.

»Dort liegt er nun,« schloß der Direktor, »und hat noch im Sterben seine Unschuld beteuert.«

»Und Henrico?« fragte einer seiner Beamten, »glauben Sie, daß etwas Wahres an der Behauptung des Sterbenden war?«

Der Direktor zuckte nervös mit den Achseln.

»Ich kann es noch nicht wissen, in zwei Stunden werden wir mehr davon erfahren, wenn überhaupt dann noch Zeit dazu ist. Kapitän,« rief er nach der Luke, »fahren Sie mit Volldampf, wenn es möglich ist.«

Ungeduldig schritt er an Deck auf und ab. Man sah ihm an, daß er sich mit ernsten Gedanken beschäftigte und äußerst erregt war.

Nach zwei Stunden näherte sich der erste Dampfer der Mündung des Flusses und fuhr in die Bucht.

»Mein Gott, was ist denn das?« rief einer der Beamten entsetzt aus.

Der Direktor stand wie erstarrt über den Anblick, der sich ihm bot. Er sah nichts als rauchende Trümmerhaufen, und der Boden war überall mit Leichen bedeckt.

»Alles ermordet!« schrie der Direktor außer sich, als er sofort ans Land sprang und auf die Leichname der Beamten stieß, »und auch das Dorf ist niedergebrannt.«

Der deutsche Ingenieur stürzte nach dem Platz, wo sein Boot und die der anderen Gäste gelegen hatten sie waren fort, aber auf der Plattform lagen gegen zwanzig Matrosen, alle mit Schußwunden bedeckt, außer den französischen auch fünf seiner eigenen.

Während er noch entsetzt vor den Leichen stand und das Unglaubliche nicht fassen konnte, fühlte er sich am Arm berührt. Als er sich umdrehte, blickte er in die entgeisterten Augen Johannas.

»Hatten Sie nicht sechs Mann mit?« flüsterte sie, und dann schrie sie spötzlich laut auf:

»Wo ist Georg? Haben Sie ihn schon gefunden?«.

»Er wird der Metzelei entgangen sein,« antwortete er und atmete erleichtert auf, »wir wollen jetzt untersuchen, wohin sich die Verbrecher gewendet haben; wir werden noch genug versprengte Eingeborene finden, die uns über alles Auskunft geben können. Hier muß eine ganze Bande gehaust haben. Sehen Sie den Direktor, er hat die Trümmer des Geschäftshauses untersucht, nichts gefunden, und nun läßt er schon die Dampfer heizen, um nach Colombo zu fahren. Sie aber bleiben bei mir, ich gehe nicht eher von hier, als bis ich meines letzten Matrosen Leiche gefunden habe, und auch die anderen werden mei-

nem Rate folgen. Wir wollen ihnen bald auf den Hacken sitzen.«

Nach diesen kurz hervorgestoßenen Sätzen eilte er zu den übrigen zurück und überredete sie, nicht nach Colombo zu fahren, wie der Direktor vorhatte, um die Regierung um Hilfe zu bitten, sondern vorläufig in der Bucht zu bleiben. Nur der Franzose kehrte zu seinem Schiffe zurück.

15. Im Dienste des Meisters

Es war Abend; die Taucher ruderten die Boote ans Land, schafften die letzte Ladung Muscheln nach den Stapelplätzen und gingen dann ins Dorf zu Weib und Kind, froh, daß der Friede der Nacht die gefährliche Arbeit des Tages abgelöst hatte.

Unter den Bäumen, welche vom Geschäftshaus nach dem Walde zu liefen, wandelten zwei Männer, in ein leises Gespräch vertieft.

»Ich sage Ihnen, Esplanza,« fuhr der eine in seiner Rede fort, »heute nacht noch muß es geschehen, denn möglicherweise kann die ganze Gesellschaft schon morgen früh wieder zurückkommen, und wir würden dann auf Hindernisse stoßen, die schwer zu überwinden wären. Also diese Nacht!«

»Aber warum warten Sie denn nicht, Henrico,« unterbrach ihn Kapitän Esplanza, »bis diese verwünschten Fremden fort sind? Sie treiben ja, als könnten Sie durchaus nicht erwarten, ein reicher Mann zu werden.«

Der andere lachte heiser.

»Das kann ich auch nicht. Setzen Sie sich hier auf die Bank,« er deutete auf ein roh gezimmertes Holzgestell, »ich habe noch etwas anderes mit Ihnen zu besprechen.«

»Sie sehen,« fuhr Henrico nach längerem Besinnen fort, nachdem beide nebeneinander Platz genommen, »ich will, daß wir ehrlich gegen einander sind. Das heißt, wir teilen das, was uns das Geschäft einbringt, brüderlich. Sie die Hälfte, ich die Hälfte! Nicht wahr?«

»Natürlich, so haben wir es ausgemacht, und dabei bleibt es. Das Amt, welches Sie mir dabei aufgetragen haben, ist freilich noch bedeutend schwieriger, als das Ihrige.«

»Hm,« brummte Henrico, »aber die Sache ist diese. Wenn Sie den Raub ausgeführt haben und nicht nach dem Strand kommen, wo ich mit dem Segelboot auf Sie warte, sondern sich einstweilen im Walde verstecken und später mit einer anderen Gelegenheit nach dem Kontinent gehen oder sonstwohin, was soll ich dann machen? Dann sitze ich mit langer Nase da und warte, bis mich der Direktor und dessen Sippschaft am Kragen packt!«

Der Kapitän lachte leise auf.

»Erst machen Sie mir den Vorwurf, daß ich mißtrauisch gegen Sie sei, und jetzt plagen Sie mich fortwährend mit Zweifeln. Gut, wenn Sie lieber den ersten Teil ausführen wollen, so werde ich im Boot auf Sie warten, mir soll dies auch recht sein.«

Dem jungen Manne schien aber dieser Vorschlag nicht zu gefallen, denn er schüttelte energisch den Kopf.

»Das geht nicht,« erwiderte er, »ich bin nicht kräftig genug, die eisernen Kisten emporzuheben, sie könnten mir entfallen und würden einen Höllenspektakel machen. Das meinte ich auch eigentlich nicht, aber sehen Sie, ich muß doch eine Sicherheit oder doch wenigstens eine Entschädigung haben, wenn Sie mich im Stich lassen.«

Der Kapitän sah den Sprecher nachdenklich an.

»Wohinaus wollen Sie mit ihren Worten?«

Henrico war in sichtlicher Verlegenheit, wie er diesen besonderen Punkt erörtern sollte.

»Nun,« sagte er endlich, »wir haben also ausgemacht, alles brüderlich zu teilen. Sie haben aber bereits von den Perlen eine ansehnliche Zahl beiseite gebracht. Wieviel würden Sie aus deren Erlös wohl herausschlagen?«

Jetzt hatte Esplanza verstanden, was sein Gefährte bezweckte. Wie dieser aber keine Heimlichkeit hatte, so mußte auch er ihm gegenüber offen sein.

»Mindestens 1000 Pfund.«

»Ohne die, welche bei Matale gefunden worden sind? Denn diese kleinen Dingerchen waren höchstens 20 Pfund wert.«

»Ohne diese.«

»Gut! Um die Hälfte dieses Betrags würden Sie mich also schon geschädigt haben,« lachte Henrico, »denn sie fehlt bei den anderen Perlen.«

»Ach so! Sie meinen, ich soll Ihnen die Hälfte davon abgeben? Sie haben in der That recht, ich bin gern dazu bereit, so bald wir mit unserem Raub in Sicherheit sind.«

»Das geht nicht,« rief Henrico erregt und sprang auf, »Sie geben mir jetzt die Hälfte und behalten die andere, sonst habe ich schließlich doch das Nachsehen. Ehrlich wäre es sogar, wenn Sie mir alle gäben, denn dann wäre ich auch mehr beruhigt, wenn ich Sie dort im Geschäftshaus mit einem Schatz hantieren weiß, der hundertmal mehr Wert besitzt als das, was ich von Ihnen fordere.«

»Ich bin damit einverstanden, Ihnen die Hälfte zu geben,« schlug Esplanza vor, »aber etwas muß ich haben, für den Fall, daß ich ertappt werde und fliehen muß. Sie haben mir zwar sehr genau beschrieben, wo ich den Schatz im Kellergewölbe finden werde, und wie ich die Platte abheben kann, aber wer

weiß, ob mir das nicht unmöglich wird. Wie gesagt, es wäre besser, wenn sie selbst ins Haus gingen und den Raub ausführten und mich dafür im Boote auf Sie warten ließen; ich passe überhaupt besser als Sie in dieses.«

»Aber ich erkläre Ihnen, meine Kraft reicht nicht, die Platte emporzuheben. Sie sind bedeutend stärker als ich.«

»Seit wann werden überhaupt die Perlen nicht mehr oben in den Kassenschränken aufbewahrt?«

»Seit dem letzten Diebstahl. Kein Beamter weiß darum, nur ich habe ausspioniert, daß der Direktor Varvas mit einem seiner Diener, auf dessen Ehrlichkeit er schwört, diesen Platz im Keller eingerichtet hat, in den sehr leicht einzudringen ist, ohne daß es irgend eine Menschenseele merkt.«

Henrico schwieg eine Weile, dann fuhr er fort:

»Aber ich will sogar Ihre letzten Bedenken zerstreuen. Ich will mit Ihnen gehen und Ihnen den Ort genau zeigen, ja, sogar bei Ihnen bleiben, bis Sie den Schatz in Händen haben. Dafür aber mache ich mir zur Bedingung, daß Sie Ihre Perlen mit mir teilen, ehe wir ans Unternehmen gehen, damit ich, sollten wir doch dabei überrascht und vertrieben werden, Mittel zur weiteren Flucht habe. Einverstanden?«

»Einverstanden!« rief der Kapitän und schlug in die dargebotene Hand. »Nun habe ich kein Mißtrauen mehr gegen Sie.«

»Und wann geben Sie mir die Perlen?«

»In meinem Hause habe ich sie natürlich nicht,« lachte der Kapitän leise, »unsereins steckt solche Schätze nicht unter das Bett. Ich muß sie erst bei Nacht ausgraben. Wann wollen Sie die Arbeit beginnen? Sie können sie dann jederzeit erhalten.«

»Hören Sie mich an, Esplanza! Ich komme heute nacht Punkt zwölf Uhr in Ihr Haus, und Sie halten sich um diese Zeit bereit, sofort mit mir nach dem Geschäftshaus zu schleichen. Bevor wir aus Ihrem Zimmer gehen, geben Sie mir meinen Anteil, und die Sache ist abgemacht. Bis dahin werde ich mein Boot bereitmachen, um scheinbar eine kleine Segelfahrt zu unternehmen, es dann aber in eine Bucht bringen, wo es im Schilf völlig versteckt liegt. Haben wir nur einigermaßen guten Wind, so können wir morgen mittag auf dem Festlande sein, wo ich wie zu Hause bin, und alle Gelegenheiten kenne, erst nach Australien und dann, wenn Sie mit mir gehen wollen, unentdeckt nach Amerika zu kommen.«

Der Kapitän erhob sich.

»Es bleibt also dabei, heute nacht um zwölf Uhr bei mir!«

Mit kurzem Gruß entfernte er sich.

Der junge Verbrecher blieb auf der Bank sitzen und sah dem Fortgehenden nach, bis dieser seinen Blicken entschwunden war.

»Ist das ein Narr,« murmelte er zwischen den Zähnen, »er beißt an jeden Köter. Ein Glück ist es, daß er diesen Perlendiebstahl begangen hatte, ehe wir damit beauftragt wurden. Unser Chef weiß ganz genau, wieviele Perlen hier aufgestapelt sind, und ebensoviel müssen wir abliefern, aber die schon geraubten giebt er natürlich verloren, während sie nun in meine Hand kommen.«

»Es ist das erste Mal,« fuhr er nach längerer Pause in seinem Selbstgespräch fort, »daß ich unsere Bande um einen Raub betrüge, aber diese Gelegenheit ist zu günstig. Der Chef rechnet nicht mehr auf die Perlen, Esplanza hat sie, giebt mir

die Hälfte davon, die andere nehme ich mir, und tausend Pfund habe ich an diesem Geschäft Nebenverdienst gehabt.«

Er schlug sich vergnügt auf den Schenkel, stand auf und wollte gehen.

Da raschelte es neben ihm im Laube. Zusammenfahrend drehte er sich um und sah vor sich einen mit Lumpen bekleideten Menschen stehen, die Züge eingesunken, die Augen hohl. Er sah nur noch, daß die Kleider solche waren, wie sie die Sträflinge in Colombo trugen, dann fuhr er vor der Gestalt zurück, als hätte er ein Gespenst vor sich.

Aber auch der Mann hatte ihn erkannt. Wie ein Raubtier, das sich zum Sprunge vorbereitet, krümmte er sich, krallte die Finger zusammen, und sein Gegenüber mit kleinen Augen betrachtend, stieß er zischend über die Lippen:

»Carlos Cassero, habe ich dich endlich – –«

Er hatte nicht gemerkt, wie der elegante Herr blitzschnell einen Revolver aus der Rocktasche hervorholte, sein Auge hing nur an den verhaßten Zügen des Mannes, der ihn ins Unglück gestürzt hatte.

Der Revolver entlud sich und lautlos sank der entsprungene Sträfling in das dichte Buschwerk.

Da kamen eilende Schritte durch das Unterholz, der Portugiese sah rote Jacken sich zwischen den Bäumen bewegen, und rasch entschlossen sprang er ihnen entgegen.

Ein Gedanke war ihm durch das Gehirn geblitzt: Die Verfolger dürfen den Entsprungenen nur tot, nicht aber lebendig finden, sonst bin ich verloren, denn Selby hat mich erkannt.

»Haben Sie einen Mann in der Kleidung der Sträflinge von Colombo gesehen?« fragte ihn der Unteroffizier.

»Ja, jetzt eben, er versuchte einen Raubanfall auf mich, ich habe nach ihm geschossen und ihn gefehlt. Es deuchte mir, als hätte ich ihn dort hinter den Bäumen verschwinden sehen.«

Dabei deutete Henrico kaltblütig nach einem dichten Geflecht von Schlingpflanzen, welches wie ein Teppich zwischen zwei Bäumen niederhing. Dabei aber schielte er dahin, wo er Selby hatte fallen sehen, und zu seinem Schrecken bemerkte er das graue Sträflingskleid zwischen den Blättern.

Wehe ihm, wenn die Soldaten den Mann fanden, und zwar noch lebend, dann war er verloren!

»Wenn Sie sich beeilen, können Sie ihn einholen,« sagte er wieder, um das Militär loszuwerden.

Einige Minuten verstrichen noch; der Unteroffizier ließ sich genau das Aussehen des Flüchtlings beschreiben, dann schritten die Häscher in der angegebenen Richtung davon.

Kaum hörte Henrico die knackenden Schritte verhallen, kaum waren die Gestalten hinter dem grünen Teppich verschwunden, so zog er mit krampfhaft zusammengepreßten Lippen wieder den Revolver aus der Tasche und ging zu dem Sträfling zurück.

Ein neuer Schreck – der Platz war leer.

»Carracho! Wenn er die Soldaten trifft!«

Er zog die Uhr.

»Ein halb vor neun, noch drei Stunden Zeit also. Mag es nun kommen, wie es will, meine Pflicht muß ich thun, sonst hänge ich morgen am höchsten Baume.«

Mit finster gerunzelten Brauen schritt er nach der Bucht, wo an der Plattform die Boote lagen. Er suchte sich das größte der Gesellschaft aus und brachte es in Ordnung, um mit Segeln fahren zu können.

Neben dem seinen lag das große schwarze Boot des ›Blitz‹ in dem der zurückgebliebene Georg mit seinen Kameraden saß und ein Segel flickte.

»Sie haben wohl Eidechsen geschossen, Mister Henrico?« sprach Georg durch die Zähne, zwischen denen er seine kurze Pfeife hielt.

Der Portugiese würdigte ihn keiner Antwort, heftig riß er an einem Tau, welches sich in einem Ringe festgehakt hatte.

»Nix englisch verstehe?« fragte der Bursche weiter, der mit spöttischen Blicken das Gebahren des Beamten in dem Segelboote beobachtete, dann fuhr er in fließendem Spanisch fort: »Sie dürfen nicht auf den Bindfaden treten, wie Sie thun, sonst kriegen Sie ihn nicht los.«

Der Portugiese hißte das Segel, setzte sich ans Steuer und warf dem Schiffer, einen wütenden Blick zu. Als sich das Boot vom Lande entfernte, rief ihm Georg noch nach:

»Kippen Sie nicht draußen um, Herr Henrico, in einer Stunde schlägt der Wind um, und wenn Sie dann nicht wenden können, so sind Sie übermorgen in Afrika.«

»Diese Nacht wird dir dein Spott vergehen, Bursche,« knirschte Henrico und lenkte sein Boot dem Ausgange der Bucht zu.

Es wehte ein schwacher Westwind, also zum Fortkommen vom Land sehr ungünstig, und wenn der Matrose recht hatte, und der Wind wirklich umsprang, so war es schwer, wieder in die Bucht einzufahren. Dennoch kreuzte Henrico die Küste auf und ab, bald nach Norden hinunter, bald nach Süden hinauf, konnte sich aber nicht weit entfernen.

Er schien auch etwas ganz anderes im Sinne zu haben, als zum Vergnügen eine Segelpartie zu machen, denn ab und zu suchte er mit einem kleinen Fernrohr den Horizont ab.

Die Dunkelheit brach an, und noch immer kreuzte der Portugiese vor der Bucht. Er hatte eine Laterne im Boot und hätte sie eigentlich hissen müssen, aber er unterließ es; seine ganze Aufmerksamkeit war auf einen Punkt des Horizontes gerichtet, an dem er vorhin durch das Fernrohr ein Segel bemerkt hatte.

Da stieg plötzlich dort, wohin er spähte, langsam eine Rakete in die Luft. Das Schiff mußte sich während der Dunkelheit sehr der Küste genähert haben, denn man konnte das aufsteigende Signal sehr deutlich wahrnehmen.

»Teufel, die benehmen sich sehr ungeniert. Aber es wird auch Zeit, daß ich mein Licht hisse.«

Er zündete das Licht an, band die Laterne an ein Tau, welches oben am Mast durch einen Ring lief, und zog sie hoch. Nur einige Sekunden ließ er sie oben, dann holte er sie wieder herunter, zog sie nochmals hoch und wieder herunter, und als er sie schließlich zum dritten Mal unten hatte, schlug er eine Scheibe der Laterne entzwei.

»So,« lachte er, »wenn jemand dies für ein Signal gehalten haben sollte, dann werde ich dem Bootswächter den Kopf heiß machen, warum er die Lampe nicht besser in stand hält, sodaß sie der Wind immer zu verlöschen droht.«

Er wartete noch eine Weile, bis wieder am Horizont eine Rakete aufstieg, dann fuhr er mit dem Westwind, der noch nicht umgesprungen war, direkt in die Bucht hinein.

Im Dorfe war alles still, nicht einmal ein Feuer war zwischen den Hütten zu erblicken, nur in einigen der Beamtenwohnungen brannte noch Licht.

Henrico band das Boot an seine Stelle und bemerkte dabei, daß der Matrose, der vorhin mit ihm gesprochen hatte, noch immer in dem schwarzen Boote saß und seine Pfeife rauchte.

»Hübsches Feuerwerk da draußen, nicht?« begann derselbe auch jetzt wieder die Unterhaltung. »Möchte wissen, wem die zwei Raketen galten!«

Der Portugiese antwortete nicht, sondern stieg aus dem Boote und schritt nach seiner Wohnung.

»Verflucht!« knirschte er. »Der Bursche hat Witterung bekommen. Aber es hilft ihm nichts, es ist zu spät für ihn und sie alle.«

Er schloß in seiner Arbeitsstube sorgsam alle Fensterflügel und begann aus einem Schreibsekretär Papiere zu nehmen und dieselben über der Lampe zu verbrennen.«

»Bis jetzt ist alles gut gegangen,« murmelte er während dieser Beschäftigung, »es ist schon zehn Uhr. Die Soldaten habe ich diese Nacht also nicht mehr zu erwarten. Und kämen sie wirklich, so brächte mir ein Schuß Hilfe. Es wird ein Blutbad geben, aber kann ich es ändern? Mit List ist den Perlen nicht beizukommen, die Beamten und Diener des Direktors wachen über sie wie bissige Hunde über Knochen. Dieser dumme Esplanza, hahaha!«

Er entleerte einen Kasten mit Geld in seine Taschen, untersuchte seinen Revolver, versah sich mit Patronen, löschte dann das Licht aus und schlüpfte wieder zur Hausthüre hinaus.

Alles war draußen still, nur noch in einem Hause brannte Licht – es war das des Kapitäns.

Unhörbar schlich er sich um dasselbe herum, am Waldessaume entlang, wo er dann seinen Schritt bis zum Laufen beschleunigte, bis er nach zehn Minuten direkt nach der Küste abbog.

Jetzt erreichte er das mit hohem Schilf bewachsene Meeresufer.

Vorsichtig bog er die Halme auseinander, schnell, aber doch lautlos bewegte er sich darin vorwärts, aber sein Nahen war dennoch bemerkt worden.

Plötzlich stand, wie aus der Erde gewachsen, eine Gestalt vor ihm und drückte dem Kommenden eine Pistole vor die Brust.

»Wer seid Ihr?« fragte eine rauhe Stimme.

»Ich bin es, seid Ihr bereit?« gab Henrico zurück.

»Gebt das Zeichen!«

»Seewolf.«

»Richtig, aber Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, der Seewolf läge hier mit seiner Mannschaft.«

»Nicht der Seewolf mit dem ›Friedensengel‹? Wer denn?« fragte Henrico erstaunt.

»Der Seewolf hat einen anderen Auftrag bekommen, er kann aber auch nicht weit von hier kreuzen. Es ist Kapitän Broker, der vor Euch steht!«

»Ah, Kapitän Blutfinger wollt Ihr wohl sagen?«

»Meinetwegen auch,« lachte der Mann heiser, »Kapitän Blutfinger von der ›Evangeline‹, der Name paßt wie die Faust aufs Ange. Wann soll der Tanz losgehen?«

»Um zwölf Uhr, wenn in der Ansiedlung ein Schuß fällt und eine Feuerflamme hoch aufschlägt. Ihr werdet aber einen heißen Kampf bestehen müssen. Habt Ihr genug Leute mit?«

»Zwanzig Mann, alle gut bewaffnet. Warum?«

»Es sind etwa vierundzwanzig fremde Matrosen in der Bucht.«

»Teufel, wie kommt das?«

»Eine Gesellschaft von fünfzig Personen wollte sich die Perlenfischerei besehen, ist aber jetzt nach dem Inneren der Insel aufgebrochen, um zu jagen; vor morgen abend kommen diese Leute nicht zurück, aber die Matrosen haben sie zurückgelassen.«

»Aus wem besteht diese Gesellschaft?«

»Aus verrückten Engländern und noch verrückteren Amerikanerinnen.«

»Alle Wetter,« lachte der Kapitän, »hinter denen ist ja der Seewolf her; aber der arme Kerl wird von ihnen immer noch an der Nase herumgeführt.«

»Können Eure Leute den Kampf bestehen?«

»Pah,« sagte der Kapitän Broker oder Blutfinger, »einen gegen zehn. Haben die Burschen eine Ahnung?«

»Ich glaube nicht, nur einer hat vorhin das Signal bemerkt, aber er denkt sich nichts weiter dabei, sonst hätte er es mir nicht erzählt.«

»All right, es ist elf Uhr! Habt Ihr in einer Stunde alles vorbereitet?«

»Gewiß, ich gehe zurück, Kapitän! Paßt hauptsächlich auf den Schuß auf, die Flamme könnte auf sich warten lassen, und haltet Euch bis dahin der Ansiedelung nahe!«

Henrico machte denselben Weg zurück, den er gekommen war. Angesichts der Ansiedelung blieb er stehen, bis die Uhr füuf Minuten vor Zwölf zeigte, dann schritt er rasch auf das Haus des Kapitäns Esplanza zu und klopfte nur einmal schwach mit dem Finger an den verschlossenen Fensterladen, durch dessen Ritzen Licht schimmerte.

Sofort öffnete ihm der Kapitän und ließ ihn einschlüpfen. »Ich habe Sie sehnsüchtig erwartet,« flüsterte er, als er Henrico ins Zimmer geleitete.

»Bin ich nicht pünktlich gewesen?« antwortete dieser. »Es ist alles bereit, ich habe Sägen bei mir, um hinten am Haus die Gitterstäbe des Kellerfensters zu zerfeilen. In einer halben Stunde können wir reiche Leute sein.«

»Und das Boot? Ich sah Sie vorhin wegfahren, aber Sie kamen mit demselben Fahrzeuge zurück. Wie soll ich mir das deuten?«

Henrico lachte auf.

»Das muß ich doch thun, sonst schöpfte man Verdacht. Ich habe schon lange am Schilfufer ein Boot versteckt gehalten und jenes vorhin nur seebereit gemacht.«

Der Kapitän gab sich mit dieser Erklärung zufrieden.

»Und die Perlen?« fragte Henrico lauernd.

Esplanza holte aus der Brusttasche ein Säckchen und hielt es dem verbrecherischen Kameraden hin.

»Hier,« sagte er, »es ist genau die Hälfte, ich habe sie vorhin geteilt.«

»Das kann jeder sagen,« höhnte Henrico. »Sie haben wohl die Anzahl abgezählt und mir die kleinsten zugeteilt?«

»Ueberzeugen Sie sich selbst,« sagte der Kapitän entrüstet und zog aus der Brusttasche einen anderen Beutel, »ich kann Sie wählen lassen.«

Der Kapitän wollte den Beutel öffnen, aber ehe er noch die Schnur gelöst hatte, fiel er ihm aus der Hand zu Boden.

Das war eine günstigere Gelegenheit, als Henrico erhofft hatte.

Esplanza bückte sich, den Beutel aufzuheben, da aber sauste ihm ein Schlag auf den Kopf, daß er bewußtlos niederstürzte.

»Besser so, als ein voreiliger Schuß!« flüsterte Henrico, hob den Beutel auf, nahm die Lampe vom Tische und goß das Petroleum über den Bewußtlosen. Er setzte das über den Boden fließende Oel in Brand und stürzte zur Thür hinaus, den Unglücklichen dem unabwendbaren Verbrennungstode überlassend.

Draußen blieb der Verbrecher aufatmend stehen, den Revolver in der Hand, aber nur eine Viertelminute, denn schon drang aus den Fugen des eben verlassenen Hauses eine stickige Rauchluft, und in der nächsten Sekunde flammte aus dem von sonnenverdorrten Brettern erbautem Hause eine hohe Feuersäule in die Luft.

Sofort war Henrico von einer Menge Gestalten umringt.

»Nach dem Geschäftshaus dort! Schießt alles nieder, was herauskommt!« schrie er und stürzte selbst nach dem bezeichneten Gebäude.

Ehe sie dieses noch erreicht hatten, sprangen wohl schon zehn Männer heraus. Sie blieben erst wie versteinert stehen und eilten dann nach den an der Plattform angebundenen Booten.

»Ihr Dummköpfe,« hörte man eine Stimme schreien, »habe ich es euch nicht gesagt!«

Da krachte schon eine Salve, und die den Booten am nächsten Befindlichen wälzten sich in ihrem Blute; wieder feuerten die Räuber, und auch die anderen Matrosen, welche erst jetzt das Haus verließen, brachen zusammen.

»Haltet das Boot!« schrie Henrico und sprang selbst auf die Plattform.

Aber er kam zu spät. In der finsteren Nacht verriet nur ein leises Reiben an den Holzpfosten, daß eben noch ein Boot dagelegen hatte, wo jetzt ein freier Platz war.

Mehrere Salven wurden über die Bucht gesendet, aber auf dem von den Feuerstrahlen erhellten Wasser war kein Boot zu sehen.

»Unsinn,« überschrie Kapitän Blutfinger den Tumult, »es ist nichts gewesen! Auf, ins Geschäftshaus, Henrico! Plündert, Jungens, und gebt keinen Pardon, wir haben auch keinen zu erwarten.«

Die eben noch so friedliche Bucht war mit einem Male zum blutigen Kampfplatze, nein, zum Schlachtplatz geworden. Ueberall knallten Schüsse den Beamten entgegen, die verstört die Häuser verließen; noch gar nicht wissend, was dieser nächtliche Lärm bedeute, eher an eine Feuersbrunst, als an einen Ueberfall denkend, sanken sie schon, mit einer Kugel in der Brust, zusammen. Ihre Häuser wurden geplündert und dann an allen Ecken angezündet, damit man bei der Arbeit sehen konnte, und nicht lange dauerte es, so flammte es auch in dem Dorfe der Perlenfischer auf.

Die Matrosen waren einmal im Morden, sie hatten Blut gekostet und metzelten nun unter den Eingeborenen weiter.

»Monika, mein Schatz,« heulte Henrico, der bereits seine Arbeit, den Raub der Perlen, besorgt hatte und auch nach dem Dorfe geeilt war. »Nimm mich einstweilen für Esplanza, bis dein Mann dich abholt.«

Er schleuderte die Halbbetäubte einem Matrosen zu, der sie nach der Bucht schleppte, wohin andere Leute die Boote der ›Evangeline‹ gebracht hatten.

Eine halbe Stunde hatte dieses blutige Gemetzel gedauert, als die Pfeife des Kapitäns Blutfinger – er und seine Mannschaft hatten diesem Namen Ehre gemacht – in die Boote rief. Sie brachten die geraubten Eisenlasten, welche die Perlen enthielten, hinein, sowie alles, was in den Häusern des Mitnehmens wert gefunden worden war, und schließlich wurde auch noch Monika, Matales Weib, trotz des Kapitäns Gegenrede, hineingeschleppt.

Der junge Verbrecher, Henrico, schien unter den Piraten einen gewissen Rang einzunehmen, denn seinen Befehlen wurde sofort Folge geleistet. Sein Boot nahm auch das braune Weib auf.

Zur Vorsicht bohrten die Piraten noch alle Boote an bis auf das kleinste, welches sie selbst mitnehmen wollten, und Henrico konstatierte dabei, daß wirklich das große, schwarze unter ihnen fehlte. Einigen war es also doch gelungen, zu entschlüpfen, obgleich Henrico fest behauptete, höchstens ein einziger hätte es erreichen können, wahrscheinlich durch Kriechen am Boden, denn er selbst hätte gesehen, wie alle nach den Booten fliehenden fremden Matrosen von den Kugeln getroffen zusammengesunken wären; der Kapitän Blutfinger lachte darüber, daß ein Mann allein ein Boot so schnell von der Stelle bringen wollte, daß er gleich außer Gesichtsweite käme.

Und wieder nach einer halben Stunde war an den Ufern der Bucht Ruhe eingetreten, aber statt einer freundlichen Ansiedelung war jetzt nur eine rauchende Trümmerstätte zu erblicken. Ab und zu wagte es ein dem Gemetzel entgangener Perlfischer, der sich im Walde versteckt gehalten hatte, sich den rauchenden Trümmern zu nähern; tönte aber unter diesen ein wimmernder Ton hervor, so floh er scheu ins schützende Dickicht zurück.

Georg hatte richtig vorausgesagt, der Wind war umgesprungen und wehte schon die ganze Nacht direkt aus West, sodaß am anderen Morgen die ›Evangeline‹ eben erst das Land außer Sicht bekommen hatte, und als endlich Kapitän Blutfinger alle Segel setzen ließ, um nun mit vierzehn Knoten Fahrt erst dem Norden und dann mit dem Wind den Osten zuzustreben, da sprang der Wind wieder um, er kam aus Nordwest, und der Ka-

pitän fluchte das Blaue vom Himmel herunter, daß er bei diesem Katzensprunge nach Australien nicht mit einem guten Wind bedient würde, aber der Teufel, sein Kompagnon hörte diesmal nicht aus das Gebet des Schurken. Die ›Evangeline‹ mußte lange Striche kreuzen und rückte doch nur langsam vorwärts.

Noch wütender über den ungünstigen Wind war Henrico, der ungeduldig an Deck hin- und herwanderte, sodaß ihn schließlich selbst der etwas phlegmatischere Kapitän zu trösten suchte.

»In einigen Stunden passieren wir den Aequator,« meinte er, »und da müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht in den Monsun kämen. Aber erst einmal darin, dann ade, ›Evangeline‹, uns holt so leicht kein anderer Segler ein.«

»Wenn uns nun aber ein Dampfer folgt?« fragte Henrico zweifelnd.

»Ihr habt doch selbst gesagt, vor heute abend könnten die Jäger nicht zurückkommen.«

»Allerdings, eher nicht.«

»Nun also, bis dahin sind wir schon, wer weiß wie weit. Die kleinen Dingerchen von Dampfern brauchen wir nicht zu fürchten, die sind wohl gut in Flüssen und meinethalben an der Küste, aber auf offener See sind es doch richtige Nußschalen.«

»Sie können aber nach Colombo fahren und dort Hilfe suchen. Jedes englische Kriegsschiff oder überhaupt jedes Kriegsschiff wird bereit sein, uns zu verfolgen,« klagte der ängstliche Henrico weiter.

Der Kapitän brach in ein herzliches Lachen aus.

»Wir sind nicht im mittelländischen Meer, sondern im Indischen Ozean,« erwiderte er, »und das heißt etwa ebensoviel als: Sucht einmal einen Menschen, der sich in Afrika verlaufen hat. Nein, da braucht Ihr keine Furcht zu haben. Und wenn uns wirklich eine Fregatte auf den Hals kommt, nun, Kapitän Blutfinger führt seinen Namen nicht umsonst, und unsere Kanonen sind auch nicht von Kuchen.«

»Ihr würdet es auf einen Kampf ankommen lassen?«

»Selbstverständlich,« antwortete der Kapitän siegesbewußt. »Ihr sollt einmal sehen, wie meisterhaft meine Matrosen die Geschütze bedienen und dem Gegner immer die volle Breitseite geben, während unser Schiff das andere gar nicht zum Schuß kommen läßt.«

»Heh, Jim,« rief der Kapitän einem vorübergehenden Matrosen zu, »was macht denn Willy, wird er aufkommen? Sag's ihm, er soll sich ein bißchen beeilen, unnütze Esser können wir an Bord nicht brauchen, und die Haifische wollen auch gefüttert sein.«

Der Kapitän lachte laut auf über seinen rohen Witz.

»Was ist es mit diesem Willy, er ist verwundet worden?« fragte Henrico.

»Er ist selbst daran schuld gewesen, der einzige, der blessiert worden ist. Weiß der Teufel, was den Burschen dazu veranlaßt hat, in ein lichterloh brennendes Haus zu kriechen und sich die Arme halb verkohlen zu lassen; mag wohl Schätze darin vermutet haben, oder nein, wahrscheinlich Wisky.«

»War das vorhin Euer Ernst wegen des unnützen Brotessers, mit dem die Haifische gefüttert werden können?«

»Ja und nein,« entgegnete gleichgiltig der Kapitän, »das hängt nicht von mir ab. Ich bringe einen Verunglückten nach dem ersten Hafen und empfange dort die Weisung, was ich mit dem Kerl anfangen soll. Zum ersten Male wäre es nicht, daß ein Krüppel, der sonst zu allem unfähig war, auf diese Weise in ein besseres Leben geschickt wurde.«

»Entsetzlich!«

»Du lieber Gott, was soll man denn auch mit einem Menschen anfangen, dem beide Beine oder Arme abgeschlagen, abgequetscht oder abgebrüht sind. In ein Hospital kann er natürlich nicht geschafft werden, denn da kommen die Betschwestern zu ihm und reden ihm soviel von der Bibel und der Liebe Gottes vor, bis er selbst wie ein Buch zu sprechen anfängt und aus der Schule plaudert. Das wäre ein schöne Geschichte, wenn wir unsere Verwundeten bei barmherzigen Schwestern unterbrächten! Hahaha.«

Der abgeschickte Matrose kam aus dem Zwischendeck.

»Dem Willy geht es sehr elend,« sagte er zum Kapitän, »er wirds wohl nicht mehr lange treiben. Jetzt ist er zum ersten Male zu sich gekommen und will Euch sprechen, Kapitän; er scheints furchtbar eilig zu haben.«

»Na, wollen mal sehen, was sich thun läßt,« und zu Henrico gewendet fuhr er fort, »ich bin auch ein so halber Doktor, hätten mal dabei sein sollen, wie ich vor einem Monat einem meiner Leute das Bein abgesägt habe – wunderschön, sage ich Euch, so glatt wie einen Baumast.«

»Lebt der Mann noch?«

Der Kapitän blickte ihn erstaunt an.

»Nein, natürlich nicht, er schrie sich dabei tot.«

Und Doktor Eisenbart ging nach dem Zwischendeck, um mit dem verbrannten Willy eine lindernde Kur vorzunehmen.

Henrico blickte nach Osten.

Dort lag Australien, in vierzehn Tagen war es erreicht, und dann adieu, Verbrecherleben, in dem man nicht einmal für sich selbst arbeiten kann, sondern wie ein Sklave vor der Peitsche des Herrn zittern muß. Was war aus ihm geworden! Einer guten portugiesischen Familie entstammend, hatte er die beste Erziehung genossen, aber durch angeborene Genußsucht und schlechte Kameraden war er tiefer, und tiefer gesunken, bis er sich eines Nachts in einer Bande von Verbrechern wiedergefunden. Wie bei einer heiligen Zeremonie, aber unter Lachen und Zoten wurde er als Mitglied aufgenommen, man sagte ihm, er könne seine Talente besser anwenden, als nur für andere zu arbeiten, in einem Jahre könne er ein reicher Mann sein ...

Henrico blickte sich um, überall sah er nur die vertierten Gesichter der Matrosen, er gedachte der eben gehörten Rede des Kapitäns, und es schauderte ihn.

Fort, fort, nur fort von ihnen! Die Perlen, die er auf der Brust barg, hatten nicht einen Wert von tausend Pfund, wie Esplanza gesagt hatte, sie waren wenigstens das Dreifache wert, von ihren Erlös konnte er sich eine Existenz gründen.

Man sagte, die Hand des Meisters reiche überallhin, es gäbe keinen Flecken auf der Erde, kein Inselchen im Meere, wo er nicht den Verräter zu finden wisse. Aber das war gewiß Übertreibung, Henrico glaubte nicht daran. Er hatte zwar selbst schon sehr merkwürdige Fälle erlebt, daß, zum Beispiel ein Mann, der einen Verrat oder eine Flucht mit eigenem Raub vorhatte, plötzlich aufgehangen, ermordet oder sogar gräßlich verstümmelt aufgefunden wurde, meist das Zeichen des Meisters an der Stirn, aber, dachte Henrico, dies kam eben daher,

daß der Betreffende niemals seinen Plan geheim gehalten, sondern stets Mitwisser gehabt hatte.

Nein, übernatürliche Dinge passierten nicht auf der Erde, der Meister, wenn überhaupt eine solche Person existierte, war ebensowenig allwissend, wie er, aber jedes Mitglied der über der ganzen Erde verbreiteten Verbrecherbande war ein Spion, der über das Treiben seines Kameraden wachte.

Mit solchen Gedanken war Henrico beschäftigt, als er sich am Heck über Bord lehnte und dem Schaukeln des kleinen Bootes zusah, das mitgenommen worden war und vom Schiff nachgeschleppt wurde.

Da fühlte er sich plötzlich von hinten durch zwei eiserne Arme umschlungen. Der junge Verbrecher, dessen böses Gewissen sofort ängstlich zu schlagen begann, versuchte vergeblich, sich ihnen zu entwinden; im Nu waren ihm die Hände auf dem Rücken gefesselt, und als er herumgerissen wurde, blickte er in die blutunterlaufenen Augen des Kapitäns.

»Henrico,« zischte dieser, »sieh, da haben wir wieder einen Verräter entdeckt. Haha, mein Bürschchen, den feinen Gentleman spielen, an Land in Saus und Braus leben, während unsereins sich auf See den Wind um die Nase pfeifen lassen und Salzfleisch und Hartbrot kauen muß. Komm her,« rief er wütend, »verantworte dich!«

Durch Henricos Kopf zuckte der Gedanke: Sie haben erfahren, daß ich die Perlen für mich behalten habe. Woher wissen sie es? Es ist gleichgiltig, sie haben es erfahren. Lieber in die Krallen von Raubtieren fallen, der Gnade von Haifischen überlassen, als auf die Gerechtigkeit dieser Leute angewiesen sein. Aufschub, nur jetzt Aufschub erzielen, das mußte seine einzige Absicht sein.

Henrico wurde vor den Mast geschleppt und dort angebunden. Mit der Gefahr wuchs sein Mut. Er hatte die erst verlorene Fassung wiedergewonnen.

»Was giebt Euch Grund, Kapitän, mich auf einem Schiff, das ebensogut mir gehört, wie Euch, zu fesseln und zur Verantwortung zu ziehen?«

Statt aller Antwort riß ihm Kapitän Blutfinger die Jacke und Weste auf und untersuchte die Taschen. Auf den ersten Griff hielt er zwei Beutelchen in der Hand.

»Ihr könnt auch noch fragen, was ich für einen Grund dazu habe?« brüllte er mit vor Wut heiserer Stimme. »Wie kommt Ihr zu diesen Perlen, he? Sprecht, oder ich schlage Euch die Antwort aus dem Munde!«

Der Kapitän hob die Faust und hielt sie dem Gefangenen vor die Augen. Dieses Mannes alle Grenzen überschreitende Roheit und Blutgier waren bekannt, sie hatten ihm seinen Spitznamen eingebracht.

»Es sind meine eigenen,« antwortete Henrico, noch ruhig. »Ich habe sie mir von der Gesellschaft nach und nach statt meines Gehaltes auszahlen lassen.«

Klatschend fuhr die Faust ihm ins Gesicht; laut schrie Henrico auf.

»Lügner, elender!« brüllte der Kapitän. »Verschone uns mit solcher Flunkerei, die Wahrheit will ich hören, oder – –«

Henrico begann zu zittern, aber noch einmal versuchte er eine Ausrede zu machen.

»Hütet Euch, Kapitän,« begann er wieder und richtete sich unter Zusammennahme aller Fassung hoch auf. »Da Ihr mich dazu zwingt, so will ich Euch allerdings die Wahrheit gestehen, aber es wird Euer eigener Schaden sein. So wißt denn, daß ich speziell vom Meister beauftragt bin, ihm eine Quantität Perlen zu verschaffen, von denen Ihr nichts wissen sollt. Nun habt Ihr mir das Geheimnis entrissen, und Ihr seid der Rache des Meisters verfallen.«

Auf diese Lüge hatte der junge Verbrecher alle seine Hoffnung gesetzt, sie war ihm eben eingefallen, aber er fühlte sich sofort getäuscht, sie brachte nicht die Wirkung hervor, die er erwartet hatte.

Der Kapitän trat einen Schritt zurück und brach in ein höhnisches Lachen aus.

»Es wird immer besser! Haltet Ihr mich für einen Dummkopf, daß ich Euch solchen Unsinn glaube? Aber wartet, wir wollen Euch jetzt sagen, woher uns Eure Schurkerei bekannt geworden ist.«

Er wandte sich zu den Matrosen.

»Bringt Willy her,« befahl er.

»Willy liegt im Sterben,« sagte einer der Schiffsleute. »Er wird nicht einmal mehr bei Bewußtsein sein.«

Eine neue Hoffnung blitzte in Henrico auf. Ja, das war's. Der Matrose, der bei dem Ueberfall die Brandwunden davongetragen hatte, war in das Haus des Kapitäns Esplanza gedrungen, hatte diesen noch lebend gefunden und von ihm den Perlenraub erfahren, und wie er von seinem vermeintlichen Freund betrogen worden war.

Der verbrannte Matrose hatte also dem Kapitän ein Geständnis gemacht, er war der einzige Zeuge, der gegen ihn auftreten konnte, und starb der Mann, bevor er ihn zu sehen bekam, so war immer noch Hoffnung vorhanden, sich herauszureden.

Der Verbrecher betete zum ersten Male, aber er betete, daß dieser Matrose während des Transports auf Deck sterben oder doch bewußtlos bleiben möchte.

»Das ist mir gleich,« brüllte Kapitän Blutfinger wütend, »und wenn der Kerl bewußtlos ist, so werde ich ihn schon aufrütteln. Her mit ihm!«

Gehorsam verschwanden einige Matrosen im Zwischendeck und brachten nach einigen Minuten den Verunglückten in einer Art von Siechkorb herauf.

Die schrecklich verbrannten Arme des Mannes waren nur einfach mit Tüchern umwunden, und man konnte es in seinem Gesicht lesen, daß der Tod nicht lange mehr auf sich warten ließ.

Willy war nicht bewußtlos. Mit schon halb erloschenen Augen starrte er den an den Mast Gebundenen an.

»Wiederhole, was du mir vorhin erzählt hast.« herrschte der Kapitän ihn an, »damit der Schurke erfährt, daß sein Diebstahl an uns klar zu Tage liegt und wir ihn nach unseren Gesetzen richten können.«

»Kapitän,« schrie Henrico auf, »Ihr dürft mich nicht richten! Habe ich etwas begangen, so verfalle ich dem Meister, aber nicht Euch.«

»Oho,« höhnte der Kapitän, »jetzt pfeift Ihr ja mit einem Male in einem ganz anderen Tone. Wir werden Euch zeigen ob wir dürfen oder nicht.«

»Nein, Ihr dürft es nicht,« schrie der Verbrecher wieder.

Lieber wollte er dem Meister in die Hände geliefert werden, der henkte ihn höchstens lieber selbst über Bord springen und Haifischen zur Beute werden, als der Willkür des Kapitäns Blutfinger und seiner Mannschaft preisgegeben werden, von denen er schon entsetzliche Dinge hatte erzählen hören.

»Wir dürfen es nicht?« höhnte der Kapitän weiter. »Ihr wißt es selbst ganz genau, daß wir allerdings die Berechtigung dazu haben, denjenigen sofort zu töten, der uns bestiehlt, verrät oder sonst in Gefahr bringt. Ihr habt diese Bedingungen oft genug mit angehört.«

Angsterfüllt blickte Henrico den Verwundeten an, den der Kapitän jetzt zu fragen begann:

»Wie heißt der Mann, den du in dem brennenden Hause gefunden hast?«

»Esplanza,« kam es hauchend über die Lippen des Sterbenden.

»Wen bezeichnete er als den Dieb, der die Perlen, die er selbst gestohlen, ihm wieder geraubt hatte, nachdem er ihn zuvor zu einem großen Diebstahl aufgefordert hatte?«

Der Matrose nickte nur nach dem Orte hin, wo Henrico stand. Dessen Hoffnung war erloschen, diese Leute brauchten keine langwierige Beweisführung, die Aussage eines ihrer Kameraden genügte ihnen – er gab sich verloren.

»Kommt alle hier zusammen, meine Burschen!« rief der Kapitän. »Wer den besten Vorschlag macht, wie wir den Verräter mit möglichst viel Pläsier aus der Welt schaffen, erhält eine Flasche extra.«

Hohnlachend scharten sich die Matrosen um den Gefangenen, vor dessen Augen es zu flimmern begann,

»Kapitän,« rief aber der am Steuer Stehende, »gebt acht auf den Wind, er springt gleich um, die Segel stehen schon nicht mehr!«

Der Kapitän musterte den Himmel und erschrak.

Am Horizont waren finstere Wolken aufgestiegen, schon sausten pfeifende Windstöße durch die Takelage, und Segel und Stricke klapperten an den Rallen. Alle waren mit dem Verhör so beschäftigt gewesen, daß niemand den Umschlag bemerkt hatte.

»Nun, Senor Henrico,« wandte er sich an den Gefangenen, »eine Stunde habt Ihr noch Frist bekommen, um Eure Sünden zu bereuen, oder Ihr könnt Euch auch inzwischen die schönste Raae aussuchen, an der Ihr hängen wollt, um uns als Zielscheibe zu dienen.«

Er gab schleunigst Befehle, die Segel anders zu setzen und das Schiff wieder in den Wind zu bringen. Aber es war schon sehr spät geworden, das Schiff begann stark zu schwanken, und den auf den Raaen arbeitenden Matrosen wurden die Segel immer wieder aus der Hand gerissen.

Dazu kam noch, wie es unter dem Aequator öfter geschieht, daß eine pechschwarze Wolke mit einem Male den ganzen Horizont überzog und dadurch den Tag in die finsterste Nacht verwandelte. Alles dies erschwerte das Manövrieren ungemein,

und fast zwei Stunden waren vergangen, ehe die Matrosen die Takelage wieder verlassen konnten.

Die schwarze Wolke sandte jetzt einen enormen Regenguß auf die ›Evangeline‹ herab.

»Hölle und Teufel!« schrie plötzlich der Kapitän auf, »wo ist unser Gefangener? Hat ihn jemand etwa aus dem Regen gebracht, damit er nicht naß wird?«

Sprachlos sahen sich die Matrosen an. Niemand hatte Henrico beachtet, niemand denselben sich vom Mast entfernen sehen.

»Sucht ihn, er wird sich befreit und irgendwo versteckt haben, im Zwischendeck, im Ballastraum oder in einem Faß. Schnell her mit ihm, daß wir uns etwas mit ihm amüsieren können! Der Regen wird bald aufhören.«

Ein hastiges Durchsuchen des Schiffes ward vorgenommen, aber es blieb fruchtlos – Henrico war spurlos verschwunden.

»Sollte der Bursche über Bord gesprungen sein, um unserer Rache zu entgehen?« meinte der Kapitän ärgerlich.

Da deutete ein Bursche am Heck ins Wasser, alle folgten seiner Hand und hatten ihn sofort verstanden – das kleine Boot war fort und mit ihm Henrico.

16. Die Verfolgung des Piraten.

Fünf Tage waren vergangen, die ›Evangeline‹ war allerdings in den Monsun, das heißt in einen gleichmäßigen Wind gekommen, aber er wehte direkt aus Osten, und so mußte Kapitän Broker beständig hin- und herkreuzen, um sich seinem Ziele, Australien, zu nähern; das gab natürlich eine sehr langsame Fahrt. Am Tage segelte er Hunderte von Meilen nach Norden, während der Nacht denselben Weg wieder nach Süden, und berechnete er dann am Morgen, um wieviel er sich dem Ziel genähert hatte, so fand er immer nur wenige Meilen.

Der Kapitän fluchte, die Mannschaft fluchte, aber dies alles brachte das Schiff weder schneller vorwärts, noch änderte es die Richtung des Windes.

»Ein Segler im Norden,« rief am Morgen des fünften Tages ein Matrose, und ehe der Kapitän das entgegenkommende Schiff durch das Fernrohr gemustert hatte, wurden schon zwei andere gemeldet.

»Sie segeln gerade, als ob sie zusammengehörten,« murrte der Kapitän, »und halten voneinander gleichen Abstand. Wenn ich jetzt nicht wenden lasse, muß ich in einer halben Stunde zwischen ihnen durch, und das ist mein Wunsch nicht.«

Er gab den Befehl, das Schiff zu wenden, was er eigentlich erst des Abends hatte thun wollen.

Indes hatten sich die drei Schiffe schon so genähert, daß er sie unterscheiden konnte.

Das mittelste war ein schlankes Vollschiff, ebenso das rechte, vollständig schwarz gemalt, aber bedeutend größer als das erste, und das westliche war eine kleine Brigg, auf welcher er auch einen Schornstein erkannte.

Mit einem furchtbaren Fluch ließ Kapitän Blutfinger das Fernrohr sinken.

»Sie sind es,« schrie er seinen Leuten zu, die noch in den Raaen arbeiteten, »die ›Vesta‹ und der ›Amor‹, das dritte kenne ich nicht. Weiß der Teufel, was sie hier zu suchen haben!«

Er glaubte noch nicht, daß die Schiffe seinetwegen hierherkamen, sondern hielt die Begegnung nur für eine zufällige. Die ›Evangeline‹ war als ein gewerbsmäßiges Handelsschiff gesetzlich eingetragen, sie fuhr wie jedes andere Schiff nach Häfen, nahm Ladung, die allerdings oftmals nur aus wertlosen Kisten mit Sand bestand, und steuerte dann nach einem anderen Land, alles auf Geheiß des Meisters. Als Kapitän Blutfinger den Ueberfall in Pantura ausführte, hatte er sein Schiff weit draußen in der See ankern lassen, war bei Nacht mit seiner Mannschaft in Booten nach einer versteckten Bucht gefahren und von hier aus nach der Ansiedlung vorgegangen, daß also die ›Evangeline‹ dabei erkannt worden wäre, fürchtete er nicht, er selbst ebensowenig, wie seine Besatzung, denn es war vorher der strenge Befehl gegeben worden, keinen Namen zu nennen.

Aber daß er dennoch gerade jetzt mit diesen Schiffen zusammentreffen sollte, deren Besatzungen schon verschiedene Male mit der unter dem Meister stehenden Bande in Berührung gekommen war, beunruhigte ihn mehr, als er sich selbst gestehen wollte.

»Ich werde ihnen aus dem Wege gehen,« dachte er, »indem ich mit dem Winde nach Westen segele. Schlagen sie dieselbe Richtung ein, so haben sie es auf mich abgesehen, und ich kann daran denken, die Geschütze an Deck in Bereitschaft zu bringen.«

Fünf Minuten später flog die ›Evangeline‹ pfeilschnell mit aufgeblähten Segeln dem Westen zu, direkt vor dem Wind.

»Sie signalisieren, Kapitän,« sagte ein Matrose, »alle drei Schiffe. Könnt Ihr lesen, was es heißt?«

Der Kapitän beobachtete die Signale, welche wirklich an den Masten der Schiffe erschienen und schlug im Signalbuche nach.

»Uns gilt es nicht,« sagte er, »aber ich kann es überhaupt nicht ablesen, es ist ganz ungereimtes Zeug, was sie da zusammengesetzt haben.«

»Na, Kapitän,« meinte neben ihm ein alter Kerl, die zweite Hand des Kapitäns, »ich dächte doch, wir wissen, was das zu bedeuten hat. Wenn wir uns mit einem Schiffe unseres Schlages unterreden wollen, signalisieren wir doch auch nicht so, daß jeder den Sinn ausspionieren kann. Seht nur da, Kapitän, wie schön sich die Schiffe verständigt haben!«

Fluchend wandte sich Broker ab; es war wirklich so. Als die ›Evangeline‹ ihr Manöver ausgeführt hatte, waren an den Masten der fremden Schiffe Signale hochgegangen und sofort das Manöver nachgeahmt worden, das heißt, die Verfolger schlugen dieselbe Richtung wie die ›Evangeline‹ ein.

Als dies von allen Matrosen bemerkt worden war, brach ein allgemeines Hohngelächter aus, in welches zuletzt anch der Kapitän mit einstimmen mußte.

»Sie wollen uns wirklich jagen,« lachte er aus vollem Halse, »diese Sportleute! Wir wollen ihnen einmal zeigen, was für ein Unterschied zwischen uns und ihnen ist. Seht nur, die Brigg macht Dampf auf, um wenigstens den beiden Vollschiffen zur

Seite bleiben zu können. Lustig, Jungens, wir haben so etwa hunderttausend Meilen freies Wasser vor uns, das wird eine heitere Jagd abgeben!«

»Sie verteilen sich richtig, als wollten sie uns den Weg abschneiden,« meinte wieder der alte Kerl, der der einzige war, dem die Sache nicht lächerlich vorkam. »Das schwarze Schiff scheint ein flotter Segler zu sein, es fährt vielmehr nach Norden, die Brigg dampft etwas nach Süden, und die ›Vesta‹ folgt uns.«

»Wißt Ihr auch, Jungens,« fragte der Kapitän, »was dort auf der ›Vesta‹ für eine Besatzung ist? Ihr habt die Ehre, von Frauenzimmern verfolgt zu werden!«

Wieder brachen die Leute in ein jubelndes Gelächter aus. Sie alle schon hatten von diesen Damen gehört, welche als Matrosen auf einem Segelschiffe eine Reise um die Erde machen wollten und dabei von englischen Sportsleuten begleitet wurden. Allerdings war ihnen auch bekannt, wie die Vestalinnen damals den Demetri, einen ihrer Kollegen überlistet und ihm die Sklavinnen abgenommen hatten, aber das war etwas ganz anderes. Davon waren sie fest überzeugt, daß es mit der ›Evangeline‹, einer schnellsegelnden Bark, kein anderes Schiff aufnehmen konnte, denn sie, denen das Meer zur Heimat geworden, kannten Kniffe, von denen diese da keine Ahnung hatten.

Das einzige der drei Fahrzeuge, welches sie vielleicht hätte einholen können, war die kleine Brigg mit der Hilfsmaschine, aber sie wußten, daß der ›Amor‹ ebenso, wie die ›Vesta‹ nur Revolverkanonen an Bord hatte, während ihr Schiff schwere Geschütze führte. Ehe die Brigg sich auf fünfhundert Schritte genähert hatte, war sie schon in den Grund geschossen. Außerdem flog die ›Evangeline‹ jetzt bei dem starken Winde mit

sechzehn Knoten Fahrt die Stunde dahin, und mehr konnte der ›Amor‹ mit Segel und Schraube zugleich auch nicht machen.

Es war Mittag, bis zum Abend wollte Kapitän Blutfinger noch dem Treiben der Verfolger zusehen, in der Nacht schlug er dann einfach eine andere Richtung ein und war, weil er natürlich keine Lichter aussteckte, am anderen Morgen verschwunden. Bevor er wieder einen Hafen anlief, änderte er in etwas die Takelage – in solchen Arbeiten hatten seine Leute genug Erfahrung – der Name des Schiffes wurde gewechselt, falsche Papiere waren immer in Masse vorrätig, und die Sache war wieder in Ordnung.

Jetzt beobachteten sie, wie sich die drei Schiffe verhielten.

Die ›Vesta‹ blieb also hinter der ›Evangeline‹, aber die Entfernung war so groß, daß man selbst mit dem besten Fernrohre die Menschen an Deck nur undeutlich erkannte, und von einem Näherkommen war nichts zu bemerken.

Gar nicht erklären konnte sich der Kapitän das Verhalten des schwarzen Vollschiffes ›Blitz‹. Dieses fuhr fast direkt nach Norden, als wollte es sich von den beiden anderen trennen. Warum war es denn mit hierhergekommen und hatte das Manöver der ›Evangeline‹ nachgemacht? Fast glaubte er schon, es beabsichtige wirklich, nach Norden zurückzufahren, woher es gekommen, als es plötzlich wieder wendete und dieselbe Richtung wie die ›Vesta‹ einschlug, aber weit von dieser getrennt.

Das schwarze Schiff segelte gut, darüber waren sich alle einig, aber mehr Fahrt, als die verfolgte Bark machte es auch nicht.

Die Brigg dagegen machte einen Umweg nach Süden, dampfte mit voller Kraft, und es war nicht zu verkennen, daß sie doch nach und nach aufkam, aber so langsam, daß Tage

darüber vergehen konnten, ehe der ›Amor‹ die Bark erreicht haben würde. Jedenfalls wollte der Engländer der ›Evangeline‹ den Weg abschneiden, bog sie dann zur Rechten aus, so war das schwarze Schiff da, wich sie nach links aus, so nahm die ›Vesta‹ dieselbe Richtung an, und die Seeräuber wären gefangen gewesen.

»Haha,« lachte Kapitän Blutfinger vor sich hin, »auf die Gesichter der Engländer freue ich mich, wenn ich die erste Breitseite in den Bauch ihres verfluchten Schiffes sende. Ich wollte mit ihnen spielen, wie die Katze mit der Maus, erst schösse ich einen Mast nach dem anderen ab, und dann ging es an die Maschine. Wenn es nur erst in Schußweite wäre, aber vor morgen früh ist nicht daran zu denken, und daß sie mich morgen nicht mehr sehen, dafür will ich sorgen.«

Der Abend brach an, die Sonne sank am Horizont, und kaum war der blutige Saum in der Ferne verblichen, so legte die Nacht ihre schwarzen Schleier auf das Meer.

Der Kapitän des Piratenschiffes unterließ es, durch die jedem Schiffe vorgeschriebenen bunten Laternen, rechts eine grüne, links eine rote, den Ort zu bezeichnen, an dem sich die ›Evangeline‹ befand, dagegen zündeten die drei Schiffe solche an.

Als vollständige Finsternis herrschte, gab Broker einen noch mehr nördlichen Kurs an, und mit Jubel sahen die Matrosen, wie die drei Schiffe, die durch ihre Lichter gekennzeichnet waren, ruhig weiterfuhren. Gegen zwei Uhr, berechnete der Kapitän, mußte er bei dem schwarzen Schiffe vorbeischlüpfen, dann ging es direkt nach Norden, später wieder noch Osten, und wenn der Tag anbrach, hatten die Verfolger das Nachsehen.

Kapitän Blutfinger ging ins Zwischendeck, um einige Stunden zu schlafen.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als heftig an die Thür seiner Kabine gepocht wurde. Schnell ermunterte er sich und fragte fluchend den Störenfried seines Schlafes nach der Ursache.

»Kapitän,« meldete der Mann hastig, »die Lichter des schwarzen Schiffes sind nicht mehr zu sehen.«

»So, seit wann nicht mehr?«

»Das können wir nicht genau sagen, es mag eine halbe Stunde her sein.«

Schimpfend eilte der Kapitän an Deck, um den Matrosen, der auf dem Ausguck gestanden und geschlafen hatte, zur Verantwortung zu ziehen.

Es waren nur noch der ›Amor‹ und die ›Vesta‹ zu erblicken, in weiter, weiter Ferne, aber so, wie es der Kapitän erwartet hatte, gerade links von der ›Evangeline‹ ab. Von den Lichtern des schwarzen Schiffes dagegen war nichts mehr zu sehen.

»Meinetwegen,« brummte der Kapitän, »wer weiß, was die Kerls dazu veranlaßt hat, ihre Lampen zu löschen; uus schadet das jedenfalls nichts.«

Da seine Ruhe nun einmal gestört war, blieb er an Deck und ging auf und ab, während die Hälfte der Mannschaft, welche gerade die Wache hatte, müßig herumlag, schwatzte oder durch Rauchen sich die Zeit vertrieb. Die Nacht war sehr dunkel, nur die Sterne sandten ihr unsicheres Licht herab, welches kaum ausreichte, auf einige Meter Entfernung einen Gegenstand erkennen zu können.

»Da sind die Lichter wieder,« rief plötzlich ein Matrose.

In der That, da, wo sich das schwarze Schiff jetzt befinden mußte, tauchten wieder das rote und das grüne Licht auf. Der ›Evangeline‹ war es gelungen, den Verfolgern zu entschlüpfen, denn der ›Amor‹ und die ›Vesta‹ waren ihr schon voraus und der ›Blitz‹ war hinter ihr. Ehe der Morgen tagte, vergingen noch einige Stunden, und bis dahin waren die Piraten längst aus dem Gesichtskreis der Verfolger.

»Was ist denn das? Haben die dort einen elektrischen Signalapparat?« rief der Kapitän.

In der Ferne, etwa da, wo sich das schwarze Schiff jetzt befinden mußte, konnte man bald blaue, bald rote und weiße Lichter aufblitzen sehen, immer Zwischenpausen einhaltend, und die Farben in den verschiedensten Zusammenstellungen folgen lassend.

»Sie signalisieren,« rief wieder der Kapitän, »aber der Teufel mag wissen, was es heißt, ich werde daraus nicht klug. Sie werden eine Geheimsprache untereinander ausgemacht haben. Die Hauptsache ist für uns, daß sie nicht wissen, wo wir sind – und das werden sie auch nicht erfahren.«

Vergnügt rieb sich der Kapitän die Hände und sah ebenso, wie seine an Deck befindlichen Matrosen, nach dem Horizont, wo fortwährend farbige Lichter auftauchten und wieder verschwanden.

Die Piraten waren so in dieses seltsame Farbenspiel vertieft, welches sie höchstens einmal bei einem Kriegsschiff gesehen hatten, das im Hafen zur Uebung signalisierte, daß sie gar nicht darauf achteten, daß das Schiff plötzlich einen leichten Stoß erhielt, als würde es etwa von einem Boot berührt. Es kommt übrigens öfters vor, daß man auf hoher See plötzlich eine Er-

schütterung des Schiffes verspürt, ohne sich die Ursache davon erklären zu können; es mögen große Fische sein, welche an das Fahrzeug stoßen, ein gesunkenes Schiff mag seine Masten bis dicht unter die Oberfläche des Wassers recken, oder aber, wie sich abergläubische Seeleute nachts im Logis erzählen, Wassergeister mögen zornig an dem Kiel des Ungetüms rütteln, welches wagt, ihr Gebiet ohne ihre Einwilligung zu durchfurchen.

Die Matrosen achteten nicht darauf, sie bemerkten auch nicht, wie sich vorn am Bug dunkle Gestalten über die Bordwand schwangen, im Gürtel den Revolver, zwischen den Zähnen das blitzende Messer, und als die Ahnungslosen plötzlich von hinten ergriffen und zu Boden gerissen wurden, da dachten sie nicht einmal an Gegenwehr. Die Haare sträubten sich ihnen vor Entsetzen, willenlos ließen sie es geschehen, daß die finsteren Gestalten ihnen Hände und Füße banden, daß sie dann unter Deck schlichen, um dieselbe unheimlich schnelle Arbeit an den noch Schlafenden zu vollziehen. – Sie meinten nichts anderes, als daß das Meer die Toten, welche sie im Laufe vieler Jahre diesem überliefert hatten, wiedergegeben habe, damit sie Rache für die an ihnen verübten Greuelthaten nehmen könnten.

Auch auf der ›Vesta‹ hatte das plötzliche Verschwinden der Lichter des ›Blitz‹ erst Bestürzung und dann, als sie nicht wieder erschienen, Sorge erregt. Allerhand Vermutungen wurden laut, was der Grund hierzu sein könnte.

»Es wird dem Schiff doch kein Unglück zugestoßen sein?« meinte Ellen. »Wenn wir nicht vorher ausgemacht hätten, immer mit Laternen zu fahren, um uns nicht zu verlieren, so würde es mir keine Sorge machen, aber es ist nun bereits eine halbe Stunde her, seit wir das Schiff aus den Augen verloren.«

»Ich glaube, wir brauchen um Herrn Hoffmann keine Sorge zu haben,« antwortete Johanna, »er hat uns bis jetzt mit einer solchen Sicherheit geleitet, daß es fast übernatürlich erscheint.«

»Es ist wirklich sonderbar, daß einige Stunden, nachdem der Direktor abgefahren war, unsere Schiffe mit der Besatzung des ›Blitz‹ angesegelt kamen, woher diese überhaupt erfahren hatte, daß wir sie gebrauchten –«

»Georg war der Metzelei entflohen und mit dem Boot sofort nach Colombo zurückgesegelt,« unterbrach Johanna die Sprecherin.

»Nun gut, angenommen, die Verhältnisse wären wirklich so günstige gewesen, daß alles so schnell vor sich ging, wie aber erklären Sie, daß Hoffmann nach fünf Tagen den Seeräuber richtig auf dem unendlichen Ozean wiederfand?«

»Sie müssen doch zugeben, daß Hoffmann mit seinem Schiff so ausgezeichnet zu segeln weiß, wie wir uns dessen nicht rühmen können,« entgegnete Johanna.

»Allerdings,« bestätigte die Kapitänin, »nie hatte ich dem stillen Menschen so etwas zugetraut. Jetzt glaube ich auch, daß er damals bei dem Wettsegeln im Boot absichtlich zurückblieb.«

»Also ist er auch ein sehr guter Seemann,« fuhr Johanna fort. »Und warum soll er, wenn er Kenntnis von den jeweiligen Windströmungen hat, nicht berechnen können, wo er ein Segelschiff ungefähr zu suchen hat?«

»Die Behauptung ist etwas kühn, aber es mag sein, daß er so etwas fertig bringt – ich wüßte nicht, wie ich es anfangen sollte; dann ist er hoffentlich auch morgen in der Lage, das

Schiff jenes Schurken wiederzufinden, denn ich wette, wir werden es bei Tagesanbruch nicht mehr sehen.«

»Machen Sie sich darum keine Sorge,« entgegnete Johanna bestimmt. »Hat uns Herr Hoffmann so weit geführt, so wird er uns auch zum Ziel bringen.«

»Sie halten ja ungeheuer viel auf den Herrn,« lächelte Ellen.

»Warum sollte ich auch nicht? Ich dachte doch, er hätte uns schon so viele Zeugnisse seiner Fähigkeiten gegeben, daß wir nicht mehr an diesen zweifeln sollten. Sehen Sie, da sind die Lichter wieder,« unterbrach sich Johanna. »Jetzt signalisiert er uns etwas.«

Ellen nahm sofort eine Schreibtafel und einen Bleistift in die Hand und notierte die Reihenfolge der farbigen Flammen, ebenso wie es jedenfalls auf dem ›Amor‹ geschah. Die Vestalinnen warteten gespannt, bis die Kapitänin ihnen das Signal erklären würde, denn Kapitän Hoffmann hatte mit ihr und Lord Harrlington zuvor verabredet, daß er, wenn er mittelst eines elektrischen Apparates zu ihnen sprechen würde, sich nicht der gewöhnlichen, sondern geheimer Zeichen bedienen wolle. Wenn der Kapitän des verfolgten Schiffes dieselbe verstehen sollte, so würde er doch keinen Sinn in den Signalen finden, ebensowenig wie am Tage in den mit den Flaggen gegebenen.

Als das Schlußzeichen, dreimal hintereinander ein rotes Licht, erschienen war, fing Ellen an, statt der sonstigen Bedeutungen, die verabredeten unterzuschieben.

»Rot, weiß, blau,« erklärte sie nun, »das würde bei uns Kurs heißen – er giebt uns also einen neuen Kurs an; weiß, blau, blau – Nord, weiß, blau, grün – Nord-Ost.«

So fuhr sie fort, bis sie das ganze Signal übersetzt hatte, und es lautete nun:

»Kurs Nord zu Nord-Ost, dreiviertel Ost.«

Jetzt ließ sie das verabredete Verstandenzeichen geben, das heißt, für eine halbe Minute die grüne Laterne auf der Steuerbordseite verlöschen, und diejenigen Mädchen, welche dabei den ›Amor‹ beobachteten, bemerkten, daß dort dasselbe Zeichen erschien; also auch die Brigg der Engländer hatte das Signal abgelesen.

»Natürlich muß ich diesen Rat Kapitän Hoffmanns befolgen,« sagte Ellen, »obgleich ich nicht glauben kann, daß wir dadurch der ›Evangeline‹ auf der Spur bleiben werden. Wie will er denn nur bei dieser Finsternis eine Ahnung haben, wo sich der Pirat gerade aufhält, oder wohin er sich wendet.«

»Und ich glaube, er weiß es doch,« stimmte Miß Murray ihrer Freundin Johanna bei. »Sonst hätte er uns nicht mit solcher Bestimmtheit den Kurs angegeben.«

Einige Minuten später segelte die ›Vesta‹ den neuen, vorgeschriebenen Weg, und an der gegenseitigen Verschiebung der Seitenlichter des ›Amor‹ sahen die Mädchen, daß auch die Brigg das Gleiche that.

»Es ist jetzt zwei Uhr,« sagte Ellen eine halbe Stunde später, »in zwei Stunden bricht die Morgendämmerung an, und dann werden wir ja sehen, ob Kapitän Hoffmann recht gehabt hat oder nicht, uns von der alten Richtung abzulenken. Es ist allerdings zu vermuten, daß der Pirat uns bei Nacht zu entschlüpfen sucht, aber meiner Meinung nach können wir ihn auch daran nicht verhindern, weil keines unserer Schiffe einen Scheinwerfer an Bord hat, mittels dessen man das verfolgte Fahrzeug immer mit einem Strahl beleuchten kann.«

»Wenn nun die ›Evangeline‹ früh wirklich noch in Sicht ist, wie wollen wir sie dann nehmen?« fragte eine andere Vestalin.

»Der Pirat wird gute Geschütze an Bord haben,« warf Jessy dazwischen.

»Wir müssen eben versuchen, alle drei gleichzeitig an ihn heranzukommen, und zwar möglichst schnell, ehe er Gebrauch von seinen Kanonen machen kann. Wir beide, der ›Blitz‹ und die ›Vesta‹, segeln mit dem Wind auf ihn zu, und der ›Amor‹ dampft gegen den Wind an ihn heran,« entgegnete Ellen.

»Da kann Blut fließen.«

»Ja. Haben wir die Verfolgung aber einmal angefangen, so können wir sie auch jetzt nicht mehr aufgeben, diese Blamage wäre zu groß. Ich fühle mich von jeder Verantwortung frei, denn die Verfolgung ist nach einstimmigem Beschluß aller Damen aufgenommen worden, überdies ist es nicht das erste Mal und wird wohl auch nicht das letzte Mal sein, daß wir dem Tode entgegengehen. Sind aber alle Damen damit einverstanden, von einem eventuellen Kampf abzusehen, das heißt also, die Jagd hinter dem Piraten aufzugeben, so muß ich mich diesem Beschlusse fügen, ich lasse sofort wenden.«

Ein unwilliges Gemurmel wurde unter den Mädchen hörbar, daß die Kapitänin so von ihnen dachte, als ob sie nicht auch schon verschiedene Male gezeigt hätten, daß sie ihr Leben ebensowenig wie Miß Petersen schonten, wenn es die Ehre der ›Vesta‹ galt.

»Wohlan denn!« rief Ellen. »Machen Sie die Kanonen klar. Im Osten zeigt sich schon ein roter Streifen. In einigen Minuten müssen wir sehen, ob uns Kapitän Hoffmann richtig hinter dem Piraten hergeführt hat.«

Es wurden alle Vorbereitungen getroffen, um einen Kampf mit dem Piratenschiff bestehen zu können, die Revolverkanonen wurden an die Bordwand gerollt, die Waffen in Bereitschaft gesetzt und noch einmal jedes Tau in der Takelage gemustert, damit es nicht etwa bei einem schnellen Segelmanöver reiße und der ›Vesta‹ verderblich würde, denn nun galt es, die ganze Geschicklichkeit im Segeln zu zeigen, nämlich immer so zu kreuzen, daß es dem Piratenschiff nie gelang, der ›Vesta‹ die Breitseite zuzuwenden, und ihr eine volle Ladung der Kanonen zu geben, sondern daß es höchstens mit einem am Heck aufgestellten Geschütz operieren konnte. Bei einem Seegang wie jetzt, ist es auf dem Meere äußerst schwer, ein Ziel sicher zu treffen, von einer Kanone hat man daher nicht viel zu befürchten, während von den Kugeln einer Batterie, deren Geschütze verschieden gerichtet sind, immer wenigstens eine trifft.

Eine wilde Freudigkeit bemächtigte sich der Mädchen. Es war dasselbe Gefühl, welches die Herzen unserer Matrosen beseelt, wenn an der Ost- oder Westküste Afrikas Patronen an sie verteilt werden, wenn hinter ihnen die berauschenden Klänge der Schiffskastelle ertönen und vor ihnen in dem Unterholz die Waffen der feindlichen Neger blitzen oder über dem Palissadenbau, den sie stürmen sollen, wollhaarige Köpfe zum Vorschein kommen. Fällt auch neben ihnen, von einer Kugel getroffen, manch' lieber Kamerad, sie können das Kommando des führenden Offiziers: »Zum Sturm, Marsch, Marsch!« nicht erwarten. Kaum vernehmen sie die feurigen Worte, mit denen sie noch einmal entflammt werden; dieselben wären nicht nötig, eine unnennbare Begeisterung reißt auch den sonst Mutlosesten mit fort, bis die deutsche Flage hoch über den Palissaden weht. Noch einmal ertönt ein dreifaches Hurrah für Kaiser und Reich, das Kommando erschallt, die verstummte Musik setzt wieder

ein, und im Sturmschritt geht es vorwärts, mit unwiderstehlicher Gewalt alles niederwerfend.

So brachen auch jetzt die Mädchen in ein »Hip, hip, hurra!« aus, als die Morgenröte die Finsternis erhellte, und sie, nur einige Meilen von ihnen entfernt, das Piratenschiff segeln sahen.

»Es hat in der Nacht Havarie erlitten,« rief Ellen, »einige Segel sind eingezogen, sie fahren langsam. Hoch die amerikanische Flagge! Wir entern das Schiff!«

Das Sternenbanner der Vereinigten Staaten stieg am Heck auf, die Enterhaken wurden an Deck bereitgelegt, und dicht gedrängt standen die Mädchen an der Bordwand, das feindliche Schiff betrachtend.

Kapitän Hoffmann hatte zwar Miß Petersen ausdrücklich gebeten, unter keinen Umständen zu entern, wenn ihr Schiff den Piraten zuerst erreichen sollte, sondern entweder erst auf die anderen zu warten und dann gleichzeitig zu einem Angriff überzugehen, oder aber dem ›Blitz‹ die Enterung zu überlassen, weil er die grötzte Besatzung an Bord habe, die sich überhaupt aus Leuten zusammensetze, welche in dergleichen Unternehmungen bewandert wären. Der ›Blitz‹ sei es auch, der sich zuerst an dem Kapitän zu rächen habe, denn durch diesen hatten fünf Matrosen Hoffmanns den Tod gefunden.

Aber die Gelegenheit war eine zu günstige, wieder einmal als erste sich zu zeigen, als daß sich die Mädchen dieselbe hätten entgehen lassen.

Der ›Blitz‹ war viel zu weit nördlich, und der ›Amor‹ hatte wirklich die ›Evangeline‹ umgangen und dampfte jetzt gegen den Wind an. Aber er brauchte wenigstens zwei Stunden, ehe er sie erreicht hatte, und die ›Vesta‹ konnte den Piraten in einer

halben Stunde bequem einholen, denn das verfolgte Schiff segelte merkwürdig schwerfällig.

»Es muß etwas mit dem Schiff nicht in Ordnung sein,« meinte Ellen, »die meisten Segel sind festgemacht, nur wenige stehen noch, und in der Takelage sind auch keine Matrosen zu sehen.«

Die Bordwand der ›Evangeline‹ war, wie auf vielen Segelschiffen, über zwei Meter hoch, sodaß man an Deck keine Leute sehen konnte. Nur auf der Back, dem vordersten Teil des Schiffes, und am Heck war sie niedriger, aber dort hält sich gewöhnlich niemand auf.

Ellen schickte einige Mädchen in die Takelage, damit sie sich überzeugten, was die Matrosen eigentlich trieben, aber wie groß war aller Erstaunen, als diese herunterriefen, an Deck wäre überhaupt niemand zu sehen.

»Dann sind sie unter Deck und beschäftigen sich mit den Kanonen,« sagte Ellen.

Die Kanonenpforten waren aber noch geschlossen, und ob am Steuerrad ein Matrose stände, konnte man nicht erkennen, weil dasselbe in einem Häuschen untergebracht war.

Schnell hatte sich die ›Vesta‹ dem Piratenschiff genähert.

»Wir wollen sie aus ihren Träumen wecken,« rief die Kapitänin. »Zeigen Sie einmal Ihre Kunst an den Revolverkanonen. Schießen Sie die Segel weg.«

Schuß krachte auf Schuß, die Taue zerrissen, die Holzsplitter der Raaen flogen in die Luft, aber an Bord zeigte sich kein Mensch.

Erstaunt sahen sich die Mädchen an.

Jetzt lag die ›Vesta‹ neben der ›Evangeline‹. Die Enterhaken fielen über die Bordwand, die eine Hälfte der Mädchen zogen das Schiff heran, die andere stand mit dem Revolver in der Hand bereit, um einer List der Piraten zu begegnen, aber es war nicht nötig – sie trafen auf keinen Widerstand.

Ellen sprang auf die ›Evangeline‹ hinüber, gefolgt von einigen anderen, vorsichtig begaben sie sich ins Zwischendeck – niemand war darin, das Ruder war festgebunden. Das Schiff war wie ausgestorben.

Da deutete Johanna auf den Platz, wo sonst gewöhnlich die Boote hängen.

»Wie konnten wir das nur übersehen! Die Boote sind ja fort.«

»So sollten sich uns die Piraten also in den Booten durch Flucht entzogen haben?«

Diese Frage kam sehr zweifelnd aus Ellens Munde.

Sie begab sich wieder unter Deck und öffnete alle Thüren. Als sie an eine kam, welche verschlossen war, sprengte sie das Schloß durch einen Revolverschuß.

Es war so, wie sie vermutet hatte: sie befanden sich im Kartenzimmer des Kapitäns, wo alles Wertvolle, wie Geld, Papier und so weiter aufgehoben wurde, und sofort sprang Johanna nach einem Winkel der Kammer und schob mit dem Fuß zwei eiserne Kisten hervor.

»Hier sind die Perlen,« sagte sie einfach, »ich kenne die Kisten genau aus der Beschreibung des Direktors. Wir brauchen die Deckel nicht erst aufzumachen, die kunstvollen

Schlösser sind vollkommen unbeschädigt, der Inhalt ist also noch darin.«

Es war eine Thatsache, die nicht zu bezweifeln war. Die Piraten hatten ihr Schiff in den Booten verlassen, aber den geraubten Schatz nicht mitgenommen. Hatte ihnen irgendetwas einen so furchtbaren Schreck eingejagt, daß sie Hals über Kopf in die Boote gestürzt und davongefahren waren, ohne an die Perlen zu denken? Wer konnte es sagen? Die Vestalinnen gaben sich gar nicht mehr die Mühe, über solche Rätsel zu grübeln, auf ihrer Reise waren ihnen schon merkwürdige Dinge genug begegnet.

Als sie mit den eisernen Kisten an Deck zurückkamen, legte eben der ›Amor‹ zur Seite des verlassenen Schiffes an, und die Engländer wollten zuerst nicht glauben, was ihnen die Damen erzählten, bis sie sich selbst überzeugt hatten.

Als sie ihre Aufmerksamkeit dem ›Blitz‹ zuwenden wollten, bemerkten sie zu ihrem Erstaunen, daß dieser gar nicht mehr zu sehen war. Charles wollte zwar noch seine Mastspitzen am Horizont bemerken, aber er mußte diesmal zugeben, daß es ebensogut ein anderes Schiff gewesen sein konnte.

»Er ist nach Norden gefahren, ohne sich weiter um uns zu kümmern, als er sah, daß wir die ›Evangeline‹ genommen hatten, und zwar ohne Blutvergießen,« murmelte Ellen. »Seltsam, sollte Kapitän Hoffmann vielleicht mehr davon wissen, als er sagen will, wo die verschwundene Mannschaft geblieben ist?«

– – –

Noch an demselben Abend geschah etwas, was Licht in die Sache zu bringen schien.

Die ›Vesta‹ und der ›Amor‹ fuhren einträchtiglich nebeneinander den Weg zurück, sie wollten beide nach Colombo, um

dort die Perlen abzugeben, als in der Ferne ein Boot mit einem einzelnen Menschen darin erkannt wurde.

Als das Boot neben dem ›Amor‹ lag, fand man, daß der vermeintliche Matrose tot war, und Charles kletterte an einem Tau hinunter, um die Leiche an Deck hissen zu können. Aber ein entsetzlicher Gestank wehte ihm entgegen, er hatte nur noch Zeit, den auf dem Gesicht liegenden Körper umzuwenden, dann kehrte er eiligst an Bord zurück.

Er wollte seine Gefährten mit einer großen Neuigkeit überraschen, aber dieselben hatten ebenfalls schon in dem halb verwesten Leichnam, dessen Gesicht und Hände bereits von Seevögeln zerhackt worden waren, Henrico erkannt, weniger an seinen Zügen, denn diese waren völlig entstellt, als vielmehr an seiner Kleidung.

Der Verbrecher mußte schon tagelang im Boote auf See herumtreiben und war auf alle Fälle aus Mangel an Nahrung und Wasser gestorben; daß er ursprünglich auf der ›Evangeline‹ gewesen war, daran zweifelte niemand, was ihn aber dazu veranlaßt hatte, das Schiff in einem Boot zu verlassen, ohne Segel, ohne Riemen und ohne Nahrung, das blieb in tiefes Dunkel gehüllt. Charles überwand den aufsteigenden Ekel und untersuchte den Leichnam, aber nichts wurde gefunden, was den Schleier des Geheimnisses gelüftet hätte.

17. Im ›Schiffsanker‹ zu Sydney

Die Bierhalle des ›Schiffsankers‹, des besuchtesten Matrosenlokals von Sydney, war dicht gedrängt besetzt. Alle Nationen der Erde waren hier vertreten, aber man konnte die einzelnen Typen höchstens nach ihren Gesichtszügen und der Farbe ihres Haares erkennen, denn alle zeigten im Gesicht und an den Händen die gleiche Schattierung von Braun und Rot, wie sie den Seeleuten eigentümlich ist.

Der dicke Wirt hinter der Bar schmunzelte jedesmal, wenn eine der flinken Kellnerinnen vor derselben erschien, in jeder Hand zehn leere Biergläser tragend, und er dieselben wieder mit dem goldgelben Stoffe füllen mußte, der die Gemüter seiner Gäste immer mehr erhitzte.

Von den Schiffen, deren Mannschaften hier versammelt waren, um nach des Tages Arbeit sich an einigen Gläsern Bier und an lustiger Unterhaltung zu erquicken, waren hauptsächlich englische vertreten, aber man konnte den an den einzelnen Tischen verteilten Besatzungen nicht ansehen, daß es englische waren, denn die wenigsten Matrosen unter ihnen zeigten das Aussehen von Engländern, vielmehr setzten sie sich meistens aus Negern, Mulatten und Südeuropäern zusammen, nur die englisch geführte Unterhaltung verriet, unter welcher Flagge sie segelten.

Es ist überhaupt eine Eigentümlichkeit der englischen Schiffe, daß auf ihnen wenige englische Matrosen, dagegen sehr viele Fremde fahren, mit Vorliebe Deutsche, Holländer und Skandinavier, und zwar darum, weil englische Kapitäne die beste Heuer bezahlen. Um seine riesige Handelsflotte vollständig mit Matrosen zu besetzen, kann England selbst nicht genug Männer liefern, besonders auch darum, weil die sehr große Kriegsmarine fast die ganze seemännische Bevölkerung

der Insel verbraucht. Die hohen Heuer ziehen dafür die Matrosen anderer Nationen an, und ebenso liefern die Kolonien einen großen Teil der Mannschaft, Neger, Hindus, Chinesen, Japanesen und so weiter, von denen besonders die letzten ausgezeichnete Seeleute sind oder doch werden, sobald sie unter einen tüchtigen Kapitän kommen.

Auf amerikanischen Schiffen ist es noch schlimmer. Anders ist es mit den Schiffen der übrigen Nationen. Auf den holländischen fahren Holländer, auf den norwegischen und schwedischen fahren Skandinavier, und auf den deutschen fahren Deutsche, nur selten kommt es vor, daß sich unter diesen Schiffsbesatzungen fremde Matrosen befinden.

So konnte man hier in dieser Bierstube auf den ersten Blick sehen, daß jene Männer, welche im Hintergrunde des Saales allein um eine große Tafel saßen, zu einem deutschen Schiff gehörten. Die offenen, ehrlichen Züge, die blonden Haare, die blauen Augen kennzeichneten sie schon als Söhne Deutschlands, wenn sie sich auch nicht auf deutsch unterhalten hätten.

»Wenn dem Jungen nur nichts zugestoßen ist,« sagte eben ein hünenhafter, breitschultriger Mann mit verwittertem Gesicht, der von den anderen mit Bootsmann angeredet wurde. »Sidney wimmelt von Gesindel aller Art; der Junge steckt immer voll allerlei dummer Streiche, und wer weiß, ob sie ihn nicht wegen irgend etwas gefaßt und ohne weiteres gelyncht haben. Auch die englische Polizei läßt nicht mit sich spaßen.«

»Unsinn,« meinte ein anderer, »Hannes ist viel zu schlau, als daß er sich ohne weiteres kriegen lassen sollte. Gott, als wir noch so jung waren und als Leichtmatrose in der Welt umhergekreuzt sind, haben wir es auch nicht besser gemacht, Bootsmann. Wenn der Junge auch einmal über den Strang haut, du wirst wohl auch eben kein Goldkind gewesen sein, meine ich.«

Der Bootsmann lachte laut anf.

»Wetter noch einmal, nein, wenn es einen Streich auszuführen gab, da war Karl immer der erste voran, und von Kriegenlassen gab's bei uns auch nichts. Aber damals waren auch noch andere Zeiten; in den Hafenstädten herrschte Ordnung, und die Seeleute bildeten eine Klasse für sich, die unter sich zusammenhielt. Jetzt dagegen glaubt jeder Spanier berechtigt zu sein, einem Engländer das Messer in den Leib zu rennen, und dieser wieder prahlt damit, wenn er einem deutschen Matrosen die Augen blau geschlagen hat. Daß er aber mit so und so vielen Kerlen auf einen gegangen ist, verschweigt er natürlich.«

Der Bootsmann stärkte sich nach dieser langen Rede durch einen ebenso langen Zug aus dem vor ihm stehenden Glase.

»Ja, ja,« seufzte der andere, ein schon weißhaariger Bursche, der Koch von der in Sidney liegenden ›Kalliope‹, »besser werden die Zeiten nicht. Besonders seitdem die Dampfer immer mehr und mehr überhand nehmen, kommen Elemente unter die Seeleute, welcher sich jede brave Theerjacke schämen muß. Da bezahlen die Comptoirs bloß noch dreiviertel der eigentlichen Heuer, richtige Matrosen wollen dafür natürlich nicht fahren, weil sie sich ja vor ihren Kameraden blamieren würden, und was ist die Folge davon? Die Herren da in den Schreibstuben nehmen den ersten Besten, der sich als Matrose anmeldet, er mag Schneider, Schuster, Bäcker oder Barbier sein, schreiben ihm sein Seemannsbuch aus und stecken ihn an Bord – fertig ist der Seemann.«

»Was hat denn auch ein Dampfer für besonders geschickte Matrosen nötig?« lachte der Bootsmann. »Sie waschen doch bloß die weiße Farbe ab, scheuern das Deck, und für die Arbeiten, zu denen ein richtiger Matrose gehört, wie zum Beispiel fürs Steuern, ist doch immer ein Seemann unter ihnen. Auf ei-

nem Dampfer können ebensogut Schornsteinfeger als Matrosen fahren wie Seeleute von Profession, denn in der Takelage haben sie nichts zu suchen, mit Ausnahme von monatlich einmal, wenn die Masten und Raaen gescheuert werden, und klettern können Schornsteinfeger auch.«

»Oho,« rief aber der Koch dagegen, ein alter Seebär, der nur jetzt als Koch fuhr, weil ihm seine steif gewordenen Knochen das Springen nicht mehr erlaubten, »oho, Bootsmann, da steuert Ihr aber doch einen falschen Kurs, wenn Ihr so denkt. Nehmt nur einmal ein Pasagierschiff an, auf dem könnte manchmal eine tüchtige, fixe Schiffsbesatzung, so vom alten Schrot und Korn, die sich vor Gott und den Teufel nicht fürchtet, nicht mit Geld bezahlt werden.«

»Ich weiß nicht, was Ihr meint,« sagte der Bootsmann lächelnd, »Ihr geratet ja ordentlich ins Feuer, wenn Ihr an Passagierschiffe denkt. Gerade auf diese will kein ordentlicher Seemann mehr gehen, weil sie die niedrigsten Heuer zahlen und weil die Mannschaft fortwährend damit zu thun hat, die Andenken von den Seekranken wegzuräumen. Mir könnte einer dreihundert Mark monatlich bieten, ich würde nicht auf einen solchen Dampfer gehen.«

»Das ist es eben,« schrie der Koch erbost und schlug donnernd mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser zu tanzen begannen. »Natürlich will niemand mehr draufgehen und die Schweinerei der Passagiere wegmachen und noch dazu für solchen Hungerlohn, als höchstens eben Kerls, die vor Hunger das Angebot annehmen. Aber nun sagt, Bootsmann, wenn dem Schiff ein Unglück zustößt, was ist dann die Folge? Heh!«

Der Bootsmann schwieg verlegen, ebenso wie die anderen, sie wußten nun, wohinaus der Koch wollte.

»Ich will Euch die Frage beantworten,« sagte dieser, »wenn Ihr thut, als wüßtet Ihr es nicht ebensogut wie ich. Beim ersten Anzeichen, daß der Dampfer zu sinken droht, stürmen sie nach den Booten, kappen die Taue und springen hinein, alles dabei über den Haufen stoßend. Mögen der Kapitän und die Offiziere auch brave Leute sein, weder ihre Ermahnungen, noch ihre Drohungen wirken bei diesen Halunken, und springen die Passagiere dann ins Wasser und klammern sich an die Boote, was thun die sogenannten Matrosen dann? Gott verdamme meine Augen, wenn ich Euch das nicht sage, was sie gesehen haben! Mit den Messern haben sie die Hände auf dem Bootsrand abgekappt und mit den Riemen die sich dem Boote Nähernden untergedrückt.«

»So waret Ihr selbst einmal einmal bei einem solchen Schiffsunglück auf einem Passagierdampfer, Koch?« fragte der Bootsmann nach langer Pause, als der Sprecher nicht fortfuhr.

»Ich war´s, und ich wurde mit fortgerissen,« sagte der Koch leise. Vielleicht hat schon mancher von Euch Maaten ein Schiff verloren, im Sturm oder an der Küste, aber was ist das dagegen, wenn ein Passagierschiff auf hoher See gerammt wird und schneller untersinkt, als man bis dreißig zählen kann. Die halbnackten Menschen stürzen an Deck, die Weiber haben ihre Kinder auf den Armen, sie rennen nach den Booten; der Kapitän selbst ruft es ihnen zu, die Matrosen lassen die Boote ins Wasser hinein, sie springen nach, und wie die Passagiere nachwollen, da stoßen die Kerls ab. Hölle und Teufel,« der alte Seemann sprang erregt von seinem Stuhle auf, »so etwas kann man nicht erzählen!«

Er sank zurück und begann erst nach einer Weile wieder mit leiser Stimme:

»Wie gesagt, ich wurde mit fortgerissen. Auch ich war im Boot und wartete, daß die Passagiere nachkommen sollten, aber was thaten die Teufel von Menschen? Sie stießen vom Schiff ab, nicht nur das eine Boot, sondern auch alle anderen – ohne Passagiere, nur zwei Offiziere waren darin; ich schrie, ich wollte aufs Schiff zurück, man hielt mich fest, ich sah, wie sie die über Bord Gesprungenen mißhandelten. Doch was soll ich erzählen, was ich dabei gedacht habe; als wir nach zwei Tagen an der holländischen Küste landeten, war mein schwarzes Haar schneeweiß geworden. Ich entzog mich dem Seegericht, ich verabscheute mich, ich spuckte mich im Spiegel selbst an, ich glaubte vor Scham nicht mehr leben zu können. Mit blutendem Herzen wanderte ich ins Land hinein, ich wollte von der See, auf der ich so Schreckliches erlebt, nichts mehr wissen, ich wollte mein Leben als Tagelöhner fristen, meine Ehre als Seemann gab ich verloren, und –«

Der alte Mann bedeckte seine Augen, er konnte nicht weitersprechen. Dann aber brach er mit einem Mal in ein heiseres Lachen aus:

»Nun kommt das Schönste. Eines Abends saß ich in der Wirtsstube eines kleinen holländischen Dorfes. Da nahm ein Mann die Zeitung vor und las den übrigen Gästen das neueste Schiffsunglück vor. Ich wollte aufspringen und hinauseilen, um meine eigene Schande nicht anhören zu müssen, denn schon hatte ich den Namen meines Schiffes und den meines Kapitäns verstanden, der wie ein Held auf der Kommandobrücke von den Fluten verschlungen worden war, wie wir noch von den Booten aus hatten sehen können. Aber meine Glieder versagten mir den Dienst, wie gelähmt blieb ich auf dem Stuhle sitzen, und da, Himmel und Hölle, hört es, und lacht, lacht, daß Euch die Thränen aus den Augen kommen, da las der Mann einen langen Artikel vor, mit welcher Bravour sich die Matrosen bei

dem Untergang betragen hätten, wie sie unzählige Male ihr Leben daran gesetzt hätten, die völlig fassungslosen, zeternden Passagiere ins Boot zu bekommen, wie sie beim Schiff geblieben seien, bis die letzte Mastspitze unter Wasser verschwunden war, wie es ihnen aber doch nicht gelungen, einen einzigen zu retten und so weiter, kurz, vor den Menschen war ich nicht nur ein ehrlicher Kerl, ich mußte ihnen förmlich als ein Held erscheinen.«

»Das ist eine alte Geschichte,« bemerkte der Bootsmann, »das Comptoir, dem das Schiff gehört, wälzt natürlich alle Schuld möglichst von seinen Angestellten, und sind der Kapitän und einige Offiziere ertrunken, so macht es von diesen mehr Geschrei als von hundert Passagieren. Bliebt Ihr auch an Land, Koch?«

»Das eben Gehörte versetzte meinem Entschlusse schon einen gewaltigen Stoß. Ich hatte das Meer lieb, wie ein Kind seine Mutter, ein Jahr im Land, ohne die See zu sehen, wäre mein Tod gewesen. Ich kehrte bald darauf wieder an die Küste zurück und that einen heiligen Schwur, nie wieder auf einem Schiff zu fahren, auf dem andere als richtige Seeleute geheuert würden, überhaupt auf keinem Dampfer mehr, wenigstens so lange nicht, bis sich diese elenden Verhältnisse ändern.«

»Die Konkurrenz ist daran schuld, daß die Schiffscomptoirs so wenig Heuer bezahlen,« meinte einer der Matrosen, »die Passagierschiffe können nur wenig bezahlen, weil die Passagiere nur einen niedrigen Ueberfahrtspreis zahlen wollen.«

»Das ist einfach ein Unsinn oder ein Unfug, dem ein Ziel gesetzt werden muß,« unterbrach ihn der Koch, »welcher Mensch bezahlt wohl nicht lieber zehn Mark mehr und weiß sich dafür unter sicheren Matrosen, die sich lieber die Finger einzeln abbeißen, anstatt daß sie nach dem Riemen greifen, be-

vor das Boot mit Passagieren besetzt ist, als daß er bei einem Unglück ebensogut unter einer Herde wilder Indianer wäre!«

»Aber, die Todesangst, Koch, die jeden befällt, wenns ans Leben geht, mit der müßt Ihr auch rechnen –«

»Was, Todesangst!« schrie aber der Weißkopf dazwischen. »Seht her, Bootsmann, ich will Euch ein Beispiel geben. Gesetzt den Fall, unser Kapitän, der Weib und Schwester mit an Bord hat, übergebe Euch das Schiff, daß Ihr es nach einem anderen Hafen bringen sollt, wohin er selbst über Land reisen will. Ich sage, er übergiebt Euch das Schiff und seine Ladung, nicht aber seine Angehörigen, die auch an Bord bleiben; aber er denkt in diesem Augenblick nicht an sie. Nun passiert Euch unterwegs auch so ein Unglück, Ihr scheitert und müßt das Schiff verlassen, habt aber in Eurem Boot keinen Platz für die beiden Weiber. Würdet Ihr dann etwa vom Schiffe abstoßen und dann vor Euren Kapitän treten können mit den Worten: Hier sind Eure geretteten Papiere, das Schiff war versichert, also habt Ihr weiter keinen großen Schaden – die beiden Frauen gingen mich nichts an. Könntet Ihr dies, Bootsmann?«

Der Bootsmann wollte eben sagen, daß ihn Gott niemals in eine solche Lage bringen möchte, als an einem Tische nebenan sich ein heftiger Streit entspann.

Zwei fremde Matrosen, anscheinend ein Grieche und ein Neger, hatten Karten gespielt; der Neger hatte immer gewonnen, und der von Wein und Bier sehr erhitzte Grieche hatte ihn als Falschspieler bezeichnet. Wie bei diesen südlichen Völkern gewöhnlich, wurde der an und für sich harmlose Wortwechsel mit großem Geschrei geführt, einige andere Griechen und Farbige nahmen Partei für ihre Kameraden, und im Nu herrschte in der Bierstube ein Spektakel, als wüte ein Handgemenge darin.

Da plötzlich öffnete sich die Hauptthür, und herein trat eine Gruppe von Gestalten, bei deren Anblick teils aus Neugier, teils aus Scheu augenblickliche Stille erfolgte.

»Die Heilsarmee kommt,« rief ein Engländer lachend, »jetzt gebt acht, Jungens, der Weg zum Himmel ist für euch heute abend offen.«

Es waren nur Frauen, welche den ›Schiffsanker‹ aufsuchten, um unter den Matrosen einige verlorene Seelen zu ihrem Gott und Heiland zurückzuführen, alle in eine gleichmäßige, einfache, dunkelblaue Uniform gekleidet und den breitrandigen, schwarzen Strohhut auf dem Kopf, den nur ein rotes Band mit der goldenen Inschrift ›Heilsarmee‹ zierte. Ihre Anführerin trug eine rote Fahne mit weißem Kreuz darauf in der Hand, die nachfolgende eine Pauke und die anderen Tamburins, mit denen sie die gesungenen religiösen Hymnen taktmäßig begleiteten.

Die Heilsarmee erstreckt sich über ganz Amerika und Australien, in Europa ist ihr Hauptsitz England, von wo sie auch ausgegangen ist, und sonst hat sie nur noch in Skandinavien festen Fuß gefaßt; in Deutschland, Frankreich und den übrigen Staaten ist ihr dies kaum in einzelnen Städten gelungen. Sie setzt sich aus Männern und Weibern zusammen, von denen sich erstere Heilssoldaten, letztere Heilsschwestern nennen, stehen unter Kommando von Offizieren beiderlei Geschlechts und sind überhaupt ebenso streng organisiert, wie eine militärische Armee.

Die Heilsarmee hat es sich zur Aufgabe gemacht, ungläubige Menschen in gläubige zu verwandeln und daneben auch auf die Sittlichkeit zu wirken, hauptsächlich aber das Laster der Trunksucht zu bekämpfen.

Ihre Soldaten durchziehen unter klingendem Spiel die Straßen, fliegende Fahnen voran – wie sie überhaupt darauf bedacht sind, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken – schließen dann einen Kreis und halten unter freiem Himmel eine Betversammlung und Predigt ab.

Ebenso gehen sie auch, selbst gegen das Verbot der Polizei, in öffentliche Häuser, wie zum Beispiel Bierstuben, Theater und andere und bemühen sich, die Besucher solcher Lokale von diesen wegzulocken und ihnen für immer abtrünnig zu machen. Da sie aber völlig ohne Schutz dastehen – denn die Organisation ist nur eine Privatsache – so haben sie vielen Spott und heftige Verfolgungen zu erdulden, und nicht zum mindesten die weiblichen Mitglieder. Nicht nur, daß sie mit Worten verhöhnt werden, selbst thätliche Angriffe müssen sie auf den Straßen über sich ergehen lassen, sie werden mit Kot beworfen; wenn sie zum Beten niederknieen, erhalten sie Stöße, daß sie zu Boden fallen, und noch Aergeres geschieht ihnen.

Aber die christliche Religion verbietet ihnen, auch nur an eine Flucht vor Mißhandlungen zu denken, und so halten sie ihren Verfolgern ruhig stand, alles Unrecht mit einem milden Lächeln vergeltend. Wer die Hafenplätze kennt, wie zum Beispiel New-York, London, Sydney und andere, der weiß auch, was sich für ein Gesindel in ihnen aufhält, Männer und Weiber, so tief gesunken, daß die Schilderung ihrer Laster jeder Beschreibung spottet. Gerade mit solchen Leuten verkehren aber die Mitglieder der Heilsarmee, sie beschäftigen sich mit ihnen, wo sie nur können, suchen sie ebenso in den Wirtshäusern, wie in den ärmlichen Wohnungen auf und bemühen sich, ›Seelen zu retten‹, wie sie selbst zu sagen pflegen. Meistens werden die Wohlthaten, die sie den Armen zukommen lassen, mit Undank vergolten, aber sie sind schon zufrieden, wenn sie nur ange-

nommen werden, haben sie dann doch Hoffnung, daß man ihre Predigten auch anhört.

So hatte auch jetzt ein Trupp von Heilsschwestern, durch das wüste Geschrei im Hause herbeigelockt, die Wirtsstube im ›Schiffsanker‹ betreten.

Die Oberin fragte nicht erst, ob es ihr erlaubt sei; ruhig schritt sie nach dem freien Platz inmitten des Zimmers, stellte ihre Fahne aufrecht hin, und sofort bildeten die anderen Schwestern einen Kreis um sie. Ohne weiteres zogen diese, alle noch junge Mädchen, oft sogar aus sehr guter Familie stammend, die Hymnenbücher aus der Tasche und begannen eine geistliche Weise, während sie auf den schellenbesetzten Tamburins trommelten und die Paukenträgerin ihr Instrument taktmäßig schlug.

Die Gäste verhielten sich, wie es ihnen ihre Gemütsstimmung eingab.

Einige waren ruhig sitzen geblieben, darunter der Bootsmann und der Koch der ›Kalliope‹. Andere, denen dieses Schauspiel ein neues war, traten an den Kreis und hörten zu, und wieder andere hatten sich wohl auch zu den Zuschauern gesellt, aber nur, um über das Benehmen der Schwestern Witze zu reißen.

»Seht nur,« sagte der eine, anscheinend ein Spanier, »wie sie beim Singen die Augen schließen! Ob sie so wohl ihren Gott besser sehen können?«

»Nein!« lachte neben ihm ein Engländer. »Dich und deine Galgenphysiognomie wollen sie nicht sehen, sonst könnten sie blind davon werden. Wie das Mädel da das Kalbfell bearbeitet, gerade als hätte es Unterricht bei einem Regimentstambour genommen.«

»Paßt auf!« lachte wieder der Spanier. »Ich weiß einen herrlichen Spaß. Sie sprechen immer vom Teufel, und ich werde ihnen einmal einen Teufel anhängen.«

Er ging zum Wirt und ließ sich Kreide und einen Lappen geben.

Der Bootsmann hatte unterdessen schon verschiedene Male nach einem neuen Glas Bier gerufen, aber die beiden Kellnerinnen hatten jetzt keine Zeit. Die Schwestern spielten und sangen eben eine jener Hymnen, wie sie in England gebräuchlich sind, und sofort hatten die beiden Mädchen herausgefunden, daß es sich darnach tanzen ließe. Partner waren unter den Matrosen gleich gefunden, sie faßten sich, und Paar um Paar walzte um den Tisch herum.

»Verrückte Weibsbilder!« brummte der Bootsmann. »Auf der einen Seite wird gebetet und gesungen, und auf der anderen wird gelacht und getanzt. So etwas ist eben nur in einem englischen oder amerikanischen Hafen möglich.«

»Ich kenne das,« sagte der Koch. »Wenn solche Mädchen begraben werden, und die Leichenkapelle spielt einmal etwas schneller, dann fangen sie noch im Sarge an zu trampeln.«

»Wenn sie wenigstens ihre Arbeit dabei nicht vergessen und mir Bier bringen wollten! Ehe ich an Bord gehe, muß ich noch eins trinken, aber diese Heilsarmee hat alles außer Rand und Band gebracht. Eine ganz hübsche Geschichte, ja, aber für Seeleute paßt sie nicht. Die haben gut predigen, daß man keine Spirituosen trinken soll; aber sie sollten sich einmal so die ganze Nacht den eisigen Sturm um die Ohren sausen lassen, und dann solltet Ihr einmal sehen, mit welchem Behagen sie ein Glas Brandy hintergießen würden.«

Der Bootsmann stand auf, um sich selbst ein Glas Bier zu holen.

Als er mit dem vollen Glas an der Gruppe der Heilsschwestern vorbei mußte, welche eben auf den Knieen lagen und beteten, sah er, wie der Spanier von vorhin einem der Mädchen einen Lappen auf den Rücken drückte, und als er ihn wieder emporhob, war auf dem dunklen Kleide ein gehörnter Teufelskopf zu sehen.

Die meisten der Umstehenden brachen in ein lautes Gelächter aus, während die Knieende, welche laut betete, sich nicht stören ließ, obgleich sie wohl gemerkt hatte, daß eben ein Streich an ihr verübt worden war.

»Hört, Kameraden,« sagte der Spanier, »sie sagt ja gerade, daß sie ihren Schuldigern vergeben will. Dann kann ich ihr ja noch einen Teufel auf die andere Seite setzen.«

Wieder malte er mit der Kreide einen Teufelskopf auf den Lappen.

Der Bootsmann hatte dieser Szene beigewohnt, und in seinem ehrlichen Herzen stieg der Zorn über eine solche Verspottung auf. Er ging auf den Spanier zu und nahm ihm ruhig die Kreide aus der Hand.

»Unterlaßt dies,« sagte er ernst zu dem Spanier, der ihn erst verblüfft anstarrte, »macht meinetwegen solche Kindereien an Bord Eures Schiffes, aber wenn Ihr in einem Lokale seid, wo anständige Seeleute verkehren, so gebe ich es nicht zu!«

Der Spanier stieß einen langen Pfiff aus und sah sich im Kreise um, überall begegnete er gelben, zerfetzten Gesichtern.

»Anständige Seeleute,« sagte er langsam, dann aber brach seine Wut hervor. »Zum Teufel mit Euch! Wer seid Ihr denn

eigentlich, daß Ihr es wagt, Euch in meine Geschäfte zu mischen? Verdammt will ich sein, wenn ich mir das gefallen lasse!«

»Verdammt wollt Ihr sein? Dazu kann ich Euch bald verhelfen,« spottete der Bootsmann in ruhigem Tone und setzte das Glas Bier auf den Tisch. »Wenn Ihr etwas von mir wollt, sagt es nur; ich werde Euch keine abschlägige Antwort, aber jedenfalls eine sehr treffende geben.«

»Hund,« brüllte der Spanier, vor Wut zitternd, »ich werde –«

Er erhielt von dem Bootsmann einen Faustschlag, daß er mitten zwischen die Schwestern geschleudert wurde, die jetzt eilends den Raum verließen; solcher Streit war ihre Sache nicht, sie gingen ihm überall aus dem Wege.

»Das habt Ihr erst einmal für Euren Hund,« rief der Bootsmann. »Benehmt Euch höflicher, und ich werde auch höflicher mit Euch verfahren.«

Der Spanier hatte sich schon wieder aufgerafft und stürzte auf den Bootsmann zu. Schreiend flüchteten die Kellnerinnen hinter die Bar, der dicke Wirt suchte seinen behäbigen Körper hinter einem Bierfaß zu verstecken, und auch die deutschen Matrosen schrieen um ihren Kameraden auf, denn in der erhobenen Hand des Spaniers, der mit einem Sprunge vor dem Bootsmann stand, funkelte ein langer Dolch.

Doch dieser wich nicht einen Zoll zurück. Als der Dolch gleich einer blauen Flamme herabfuhr, fing der Deutsche das Handgelenk des Gegners geschickt auf, eine Bewegung, der Arm knackte in der Kugel, und der Spanier wand sich mit ausgerenktem Arm am Boden.

»Nummer eins,« lachte der kampfgeübte Seemann, »hat sonst noch jemand Lust, sich mit dem Bootsmanne der ›Kalliope‹ zu messen?«

Da drängte sich ein grauhaariger Mann hervor, ebenso wie der Besiegte einäugig, und jedenfalls ein Spanier.

»Wie könnt Ihr es wagen, verdammter Deutscher, einen meiner Leute anzufassen. Ich bin Kapitän, versteht Ihr das?«

»Ihr seid ebenso ein einäugiger Spitzbube,« schrie der Bootsmann, den jetzt die Ruhe verließ. »Kommt her! Ihr sollt dem anderen Gesellschaft leisten.«

Plötzlich gellten überall Pfiffe, wie auf Kommando sprangen alle Spanier, Griechen, Farbige und so weiter, auf und rissen verborgene Dolche heraus, um sich auf den Bootsmann zu werfen, aber unterdessen waren die im Zimmer anwesenden Deutschen und Skandinavier auch nicht müßig gewesen. Gleichzeitig knackte es überall, als wenn Stuhlbeine abgebrochen würden, und im nächsten Augenblicke sausten die hölzernen Waffen auf die Schädel der Messerhelden.

»Hinaus mit den Halunken!« brüllte der Bootsmann. Er packte den Spanier, ehe dieser Gebrauch von seinem Dolch machen konnte, und warf ihn, da er näher dem Fenster als der Thür stand, mit einem Schwunge durch die klirrenden Fensterscheiben.

»Hinaus mit ihnen!« brüllten auch die anderen, und im Nu war das Lokal von allen den Gästen gesäubert, die nach dem Messer gegriffen hatten. Nur einige gelbe Gesichter waren zurückgeblieben, und diese besonders streifte des Bootsmanns Blick, als er, den letzten mit einem Fußtritt hinausbefördernd, sagte:

»Weiter fehlte nichts, als daß in einer Matrosenschenke jeder nach dem Messer greifen könnte. Was war das eigentlich für eine Mannschaft?« wandte er sich an den Wirt. »Die scheinen ja alle direkt aus dem Zuchthaus entsprungen zu sein.«

»Die Mannschaft vom ›Friedensengel‹, Kapitän Fonsera,« entgegnete dieser, »das Schiff ladet Korn ein.«

»›Friedensengel‹,« lachte der Bootsmann, »›Höllenteufel‹ sollte es heißen. Aber warum gebt Ihr überhaupt solchem Gesindel Zutritt in Euer Haus, was hier in Sydney als das anständigste gilt? Weißt sie doch einfach von Eurer Thür.«

»Du lieber Gott,« seufzte der Wirt, »ich muß von meinen Einnahmen leben, und gerade die Matrosen vom ›Friedensengel‹ geben ein schönes Geld bei mir aus.«

»Ja, und andere bleiben dafür weg, die nicht mit solchen Leuten verkehren wollen.«

»Nehmt Euch in acht,« sagte der Koch zum Bootsmann, als dieser wieder an seinem alten Platz angelangt war. »Die Matrosen dieser Bark hängen wie die Kletten zusammen, nie habe ich einen ohne den anderen gesehen. Diese Spanier sind rachsüchtige Naturen, ein Menschenleben gilt ihnen verdammt wenig.«

»Gut, daß ich's nun weiß,« lachte der Bootsmann gleichgiltig, »dann brauche ich das nächste Mal meine Faust auch weniger zu schonen. Ich will einen nach dem anderen mit blutigem Kopf heimschicken, daß ihnen Hören und Sehen vergehen soll.«

Es war wieder Stille in dem Zimmer eingetreten, den zurückgebliebenen südländischen Matrosen war es unheimlich geworden, als sie gesehen, wie ihre Kameraden eine solche

Lektion erhalten hatten, und, obgleich wahrscheinlich von anderen Schiffen, entfernten sie sich nach und nach stillschweigend. Nur die Engländer, welche auf die Spanier auch nicht gut zu sprechen waren, blieben zurück und schimpften weidlich auf alles dies Gesindel, welches die ganze Seemannschaft in Verruf bringt.

Wehmütig blickte der Wirt jenen nach, er trug ja dabei den größten Schaden, und sein Gesicht nahm erst wieder einen freudigen Ausdruck an, als sich abermals von außen die Thür öffnete. Aber es trat nur eine Negerin mit einem Körbchen ein.

»Hollah, Topsy, willst du tanzen?« rief ein englischer Matrose dem schlanken, hübschen Mädchen zu, das mit schelmischem, etwas kokettem Lächeln sich im Kreise der Seeleute umsah.

»Wenn es die Herren erlauben,« entgegnete sie in fließendem Englisch. »Aber ich muß mich erst umziehen.«

Sie war in ein einfaches, aber anständiges Kattunkleid gehüllt, und die Gäste verstanden deshalb nicht, was sie meinte.

»Gehe da in die Kammer, mein Kind,« sagte wieder der Engländer. »Dort bist du ungestört, und der Wirt erlaubt dir es schon.«

Die Negerin verschwand durch die bezeichnete Thür.

»Bei Gottes Tod!« rief der Bootsmann erstaunt. »War das nicht die tolle Topsy, die ich noch vor vierzehn Tagen in Perth an der Westküste von Australien habe tanzen sehen?«

»Ich kenne sie nicht als Tänzerin,« sagte der Wirt. »Ich habe sie heute abend zum ersten Male gesehen,«

»Stimmt schon,« lachte der Engländer, »es ist wirklich die tolle Topsy, erst gestern ist sie auf unserem Schiffe hier angekommen. Der Boden ist ihr drüben zu heiß geworden, sie führte täglich mehr Streiche aus, als der Tag Stunden hat. Schließlich kam sie aber in Streitigkeiten mit der Polizei, und diese beobachtete sie scharf. Als wir von Perth abfahren wollten, beschwor sie uns hoch und heilig, sie mit nach Sydney zu nehmen, aber der Kapitän schlug es ihr natürlich rundweg ab. Der Kapitän lichtete des Abends die Anker, hatte noch einige Stunden an Deck zu thun, und als ihn dann der Steward zum aufgetragenen Nachtessen rief und er eine Viertelstunde später in die Kajüte kam, da saß bereits Topsy auf seinem Stuhl und ließ eben den letzten Rest des Schinkens hinter ihren weißen Zähnen verschwinden.«

»Ja, es ist ein tolles Mädchen, diese Topsy,« sagte der Bootsmann, »ich kenne sie auch. Und merkwürdig ist es, wie schnell sich verwandte Seelen zu finden wissen. Da haben wir einen Leichtmatrosen an Bord, er heißt Hannes, das ist auch so ein lustiger Vogel. Der sieht die Topsy nur einmal tanzen, und gleich sind die beiden ein Herz und eine Seele. Ich hatte den Bengel schon stark im Verdacht, daß er der Schwarzen wegen in Perth vom Schiff laufen würde, und ich behielt ihn höllisch im Auge. Aber nun glaube ich, er wußte schon, daß Topsy hierherkommen würde, und blieb deshalb ruhig an Bord.«

In diesem Augenblicke wurde die Thür aufgerissen, und ein blutjunger, hübscher Matrose stürzte in das Zimmer.

»Bootsmann,« rief er schon im Thürrahmen und rannte auf den Angerufenen zu, nachdem er schnell einen Blick auf die Gäste geworfen hatte, »Gott sei Dank, daß ich Euch gefunden

habe! Helft mir, versteckt mich, oder ich sitze morgen in Eisen, die englische Polizei ist hinter mir her, gleich müssen die Bobbys hier sein!«

»Was hast du denn wieder gemacht, Unglücksmensch?« fragte der Bootsmann.

»Laßt das jetzt, habe einen Policeman, der mich fassen wollte, niedergeschlagen; nur schnell fort mit mir,« drängte der Bursche.

Der Bootsmann warf einen fragenden Blick nach dem Wirt, aber dieser kam kopfschüttelnd hinter seiner Bar hervor und sagte energisch:

»Nichts da! Mit solchen Sachen lasse ich mich nicht ein. Wird er von der Polizei verfolgt, so kann ich ihn nicht in meinem Hause verbergen, sonst muß ich morgen die Schänkstube schließen und bin ein ruinierter Mann.«

»Hannes,« flüsterte der Bootsmann dem Leichtmatrosen zu, »dort in der Kammer ist Topsy, du bist ja gut Freund mit ihr.«

»Hip hip hurrah!« schrie der lustige Bursche und war mit einem Satz an der Thür – sie war verschlossen.

»Topsy, mach' auf,« flüsterte er durchs Schlüsselloch. »Mach' auf, aber schnell!«

»Wer ist draußen?« fragte eine Stimme. »Ich ziehe mich um.«

»Hannes ist's, dein Hannes, schnell, mach' auf, die Polizei verfolgt mich!«

Die Thür öffnete sich, der Bursche drehte sich noch einmal um und rief:

»Good bye, Glück muß man im Unglück haben!«

Dann schlüpfte er durch die schmale Spalte hinein.

Im nächsten Augenblicke ertönten schnelle Schritte draußen auf dem Korridor, und mehrere englische Konstabler traten in die Bierstube.

»Ist hier eben ein Mann hereingekommen?« fragte der erste von ihnen, nach den Gästen zugewendet.

Niemand achtete auf seine Frage, gleichgültig unterhielten sie sich weiter, aber der Wirt trat heran und sagte:

»Nein, niemand, den ich gesehen hatte, ich bin allerdings eben aus dem Keller gekommen. Suchen Sie jemanden?«

»Ja, einen englischen oder deutschen Matrosen, der uns unterwegs entsprungen ist. Er muß unbedingt in diesem Hause sein, ich selbst habe ihn hereinfliehen sehen. Gestehen Sie es, Wirt, Sie halten ihn versteckt!«

»Wie werde ich?« entgegnete der Mann entrüstet. »Durchsucht mein ganzes Haus, meines Wissens ist hier niemand hereingekommen. Habt Ihr jemanden gesehen, Bootsmann?«

»Was kümmert's mich, ob die Polizei jemanden sucht oder nicht!« brummte dieser mürrisch. »Wenn ich nur in Ruhe gelassen werde.«

»So muß ich Ihr Haus durchsuchen lassen,« erklärte der Konstabler bestimmt. »Ich habe ihn hier herein fliehen sehen, das Gebäude ist bereits umstellt, heraus kann er also nicht und ist unbedingt darin. Thut Eure Pflicht, Leute!«

Die Konstabler gingen erst in den Keller, durchsuchten diesen, kamen wieder herauf und stiegen die Treppe empor, um in

den Privatzimmern des Wirtes nach dem Flüchtling zu forschen.

Ihr Anführer ließ sich einstweilen nach längerem Nötigen ein Glas Bier aufdrängen und trank es verborgen hinter der Bar.

»Was hat denn der Matrose eigentlich gemacht, daß Sie so scharf hinter ihm her sind?« fragte neugierig der Wirt.

»Eigentlich nichts weiter von Bedeutung. Auf dem Marktplatze standen einige Frauen und feilschten um einen Korb Melonen. Die eine wurde von einer hinzukommenden Freundin angesprochen, drehte sich um und kam nun mit dem Rücken an ein anderes Weib zu stehen. Dieses bemerkte ein Matrose, und aus Schabernack nähte er die beiden alten Frauen mit ein paar Stichen zusammen, das Gedränge machte dies leicht möglich, aber –«

Der Bootsmann und die anderen Gäste hatten die Erzählung des Konstablers mit angehört und brachen in ein lautes Gelächter aus, in das auch der Konstabler schließlich mit einstimmen mußte.

»Wie gesagt,« fuhr er fort, »das hatte ja nichts zu bedeuten, aber ein Mann, der einen hohen Cylinder auf hatte, bemerkte es und bezeichnete den beiden schimpfenden Frauen den Matrosen als Thäter dieses Streiches. Als Belohnung für diese Aussage trieb der junge Bursche dem Mann den Cylinder bis über die Ohren und wollte sich schleunigst entfernen, doch das Zetergeschrei des Herrn rief einige Konstabler herbei, und nun beging der Matrose die Unklugheit, einen davon über den Haufen zu rennen, um sich durch Flucht der Gefangennahme zu entziehen. Nun allerdings kann es ihm übel ergehen, wenn wir ihn bekommen.«

»Ja, wenn,« brummte der Bootsmann vor sich hin und warf einen Blick nach der Thür.

Der Konstabler war ein gewiegter Polizeibeamter, er hatte wohl eine Ahnung, daß die Gäste, wie auch der Wirt, mehr von dem Flüchtling wußten, als sie zugeben wollten, und hatte den Blick des Seemannes aufgefangen. Sofort schritt er nach der Thür und wollte sie öffnen.

»Wer ist darin?« fragte er, als er sie verschlossen fand.

»Eine schwarze Tänzerin, die sich umziehen will,« antwortete der Wirt ruhig, aber das Herz begann ihm doch schneller zu schlagen.

Auch dem Bootsmann stieg das Blut in den Kopf.

»Was ist es für ein Zimmer?«

»Vollkommen kahl, kein Stuhl, kein Bett, nichts ist darin, und die Fenster sind stark vergittert, weil ich früher meinen Vorrat an Spirituosen darin aufbewahrte.«

Der Konstabler überlegte.

»Es ist gleich,« sagte er dann. »Meine Pflicht gebietet, daß ich mich überzeuge.«

Er klopfte mehrere Male an die Thür, anfangs vergeblich, bis er heftig mit dem Fuße dagegentrat.

»Ich komme gleich,« sagte eine helle Stimme, »gedulden Sie sich nur noch einen Augenblick, meine Herren!«

»Ach was,« rief der Konstabler, »ich will dich nicht tanzen sehen! Aufgemacht, vorwärts, die Polizei verlangt es.«

Dem Bootsmann stockte der Atem, als er jetzt einen Schlüssel im Schloß drehen hörte und die Thür etwas öffnen sah – jetzt war sein Hannes geliefert, denn schon steckte der Konstabler den Kopf durch die Spalte und überflog den kahlen Raum.

Aber wunderbar, gleich drehte er wieder um und warf die Thür hinter sich ins Schloß.

»Niemand weiter darin, als eine halbnackte Negerin und ein Haufen Lumpen, die sie ausgezogen hat,« sagte er. »Wenn die Leute den Kerl nicht oben bei Ihnen gefunden haben, so marschiere ich ab.«

Seine Untergebenen mußten aber sehr genau oben suchen, denn es vergingen noch zehn Minuten, ohne daß sie herunterkamen, und der Konstabler wurde schon unruhig.

Da öffnete sich abermals die Gaststubenthür, und ein Haufen englischer Seeleute kam herein, alle stark angetrunken.

»Ist Topsy hier?« brüllten sie. »Die Schwarze wollte heute abend hier tanzen. Wo ist das Mädchen, her mit ihm!«

Der Wirt durfte keine Ausrede machen, wenn er den Konstabler nicht mißtrauisch stimmen wollte, und so sagte er die Wahrheit.

Die Seeleute donnerten gegen die Thür und verlangten, sie solle herauskommen, und als sie nicht gleich eine Antwort bekamen, drohten sie die Thür einzutreten.

»Ich komme gleich, in einer Minute,« erwiderte die Stimme der Negerin.

Wirklich kam sie auch nach einiger Zeit heraus.

Sie hatte nur ein kurzes, bis an die Kniee reichendes Röckchen an, welches mit bunten Federn, Bändern, Glasperlen und so weiter besetzt war. Unterschenkel und Arme waren bloß, und um den Kopf hatte sie einen roten Turban geschlungen.

»Alle Wetter,« lachte einer der Engländer, »du hast dich ja heute verflucht anständig angezogen, Topsy, in Perth war das doch sonst deine Art gar nicht.«

Die Schwarze zeigte lachend die weißen Zähne.

»In Perth war es heißer als hier,« erwiderte sie, »in Sydney muß man sich wärmer anziehen, sonst –«

»Sonst bekommt man wieder die Polizei auf den Hals,« unterbrach sie der Matrose. »Ja, ja, wir kennen das. Los, Topsy, tanz' uns die Hornpipe, oder besser tanze uns einen ordentlichen Step vor und singe ein braves Lied, bei dem wir den Refrain singen können!«

Die Schwarze schwang rasselnd das Tamburin im linken Arm, ließ dann den Daumen der anderen Hand trommelnd über das gespannte Kalbfell gleiten und begann mit ihrer hellen, nicht unangenehm klingenden Stimme einen englischen Gassenhauer zu singen, der langsam anfing und dann mit der schnellen, abgerissenen Stepmelodie endete, wozu sie tanzte.

Der Step ist ein den Engländern und Amerikanern eigentümlicher Tanz und wird hauptsächlich von Seeleuten gepflegt. Man dreht sich dabei nicht, sondern bewegt sich nur auf der Stelle, und zwar, indem man Hacken und Zehen abwechselnd den Boden berühren laßt. Es giebt unzählige Variationen vom Step, je nachdem der Boden ein-, zwei- oder dreimal mit der Fußspitze berührt, mit der Hacke gestampft wird, und je

schneller der Tänzer die Bewegungen ausführt. Ein guter Steptänzer, wie man sie besonders unter amerikanischen Matrosen, auch unter Negern findet, schlägt den Takt zu der schnellsten Melodie rhythmisch und in den verschiedensten Variationen so rasch, daß man den Bewegungen der Füße nicht mehr folgen kann.

Topsy war jedenfalls eine Meisterin in diesem Tanz. Die Matrosen konnten den Refrain, nach dem sie tanzte, so schnell singen, wie sie wollten, sie konnten plötzlich halten und langsam fortfahren, stets bearbeiteten die Füße der Negerin taktmäßig den Boden. Graziös neigte sie dabei den schlanken Körper hin und her, das Tamburin über dem Kopf haltend und demselben rasselnde Töne entlockend, und hatte sie sich während des Tanzes absichtlich nach vorwärts bewegt, so sprang sie bei ihrem Gesang mit zierlichen Sätzen wieder zurück.

Der Bootsmann beachtete die Tänzerin nicht viel, ihm war dies Schauspiel etwas Altes, umsomehr aber bebachtete er den Konstabler, der jetzt mit seinen Leuten sprach und sich über ihr erfolgloses Suchen Bericht erstatten ließ.

Schon wollte sich der Polizist entfernen, als er wieder umdrehte und in die Kammer ging, in der sich die Negerin umgezogen hatte, und in der auf jeden Fall Hannes versteckt sein mußte, wahrscheinlich, dachte der Bootsmann, unter den Kleidern Topsys.

Der Konstabler ging also hinein, und verwundert hörte der Bootsmann, wie jener mit einer Frau sprach. Als er wieder herauskam schritt er nach der Bar und sprach noch einmal mit dem Wirt, er sah nur, wie dieser ein etwas verblüfftes Gesicht zog, dann aber mehrere Male bejahend nickte; was beide sprachen, konnte der Bootsmann leider nicht verstehen, denn eben

hatte Topsy aufgehört, und ein brüllendes Bravorufen der englischen Matrosen machte jeden anderen Laut unvernehmbar.

Langsam schritt der Konstabler auf Topsy zu, die in dem Tamburin eben den Lohn für ihre Leistungen einsammelte.

»Seit wann bist du denn hier, Topsy?« fragte der Konstabler.

»Seit gestern, Herr,« antwortete Topsy, machte einen Knix und hielt dem Polizeibeamten ebenfalls das Tamburin hin.

»Wer ist denn die andere Schwarze da drinnen?« fragte der Beamte weiter.

Die Gäste horchten auf.

»Ebenfalls eine Tänzerin, die mit mir aus Perth gekommen ist,« entgegnete Topsy unbefangen, machte wieder einen Knix und wollte gehen.

»Topsy,« rief der Konstabler, und als die Gerufene wieder umdrehte, hob er ihr mit der Hand den Kopf in die Höhe, »sag mal, mein Kind, wo – alle Wetter, die färbt ja ab,« unterbrach er sich und griff nach der Negerin.

Diese war aber schneller als er. Klatschend flog ihm das Tamburin ins Gesicht. Die anderen Konstabler sprangen hinzu, aber mit einem Luftsprung setzte die Tänzerin über ihre Köpfe hinweg und stand auf dem Fensterbrett.

Man hörte noch ein helles Lachen, dann war die schwarze Gestalt in dem bunten Kleidchen verschwunden.

18. Eine verkommene Grösse.

An einer Wassertreppe des Hafens von Sydney landete ein Mietsboot und setzte zwei elegant gekleidete Damen ans Ufer, und gleichzeitig fuhr eine Equipage vor, welche die beiden aufnahm.

»Horsestreet Nummer 4,« rief das ältere der jungen Mädchen dem Kutscher zu, und als dieser bei Nennung des Namens verwundert zu zögern schien, gab sie nochmals die Adresse an.

»Jedenfalls so eine Art von barmherzigen Schwestern der inneren Mission,« brummte er, als er seine Rosse umlenkte, und der elenden Vorstadt, in welcher die genannte Straße lag, zufuhr.

Ellen und Miß Hope Stannion waren es, welche in dem Wagen Platz genommen hatten. Die letztere, ein sonst so lustiges, ja ausgelassenes Mädchen, war heute recht niedergeschlagen. Das niedliche Gesichtchen hatte einen so schwermütigen Ausdruck, und der Anblick der bunten, wühlenden und sich drängenden Menschenmenge, die die breiten Straßen der großen, fremden Stadt belebte und ihr sonst immer Ausrufe der Bewunderung und der Freude entlockt hatten, vermochten heute ihr trauriges Auge nicht zu fesseln.

Beide hatten eine Zeit lang stumm nebeneinander gesessen, jede mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Es war, als ob Ellen das Schweigen schon öfters hätte brechen wollen, denn sie räusperte sich zu wiederholten Malen, aber ein Blick auf die niedergeschlagenen Züge ihrer jungen Gefährtin, deren sie sich stets wie eine Mutter annahm, ließ nie das richtige Wort über die Lippen kommen.

Endlich raffte sie sich aber mit einem plötzlichen Entschluß auf und sagte in liebreichem Tone:

»Es muß sein, Hope! Ich habe noch nie mit Ihnen darüber gesprochen; da Sie nun aber wissen, wohin unsere Fahrt geht, so ist es jetzt Zeit.«

»Ach,« seufzte das junge Mädchen, »warum haben Sie mich denn überhaupt mitgenommen; ich vermag ja dabei gar nichts zu thun. Wenn alle Ermahnungen und Bitten derjenigen Verwandten, mit denen sie früher in Verkehr gestanden, nichts bei ihr halfen, wie soll sie dann auf mich hören?«

»Aber es ist doch Ihre Pflicht, wenigstens das Möglichste zu versuchen.«

Hope schüttelte traurig den kleinen Kopf.

»Ich kenne sie besser als Sie, Miß Petersen, ich habe viel von ihr hören müssen, als meine Eltern noch lebten, obgleich sie es mir immer verschweigen wollten. Aber durch zufällig erlauschte Gespräche, durch aufgedrungenes Geschwätz der Dienerschaft, wurde ich schon als Kind mit den Verhältnissen meiner Tante bekannt, und nach dem Tode meiner Eltern mußte mich mein Bruder wegen Regelung von Geldangelegenheiten vollkommen über diese Person aufklären, welche alle ihre Verwandten mit solcher Schande befleckt.«

Ellen stellte noch einige Fragen an das junge Mädchen, so zartfühlend wie möglich, bis sie sich vollkommen über die Person orientiert hatte, die sie besuchen wollten.

Mistreß Forbes war von mütterlicher Seite die Tante von Hope Staunton, war aber von der Natur nicht mit den edlen Anlagen ausgestattet worden, wie ihre Schwester, die Mutter Hopes, sondern besaß alle Untugenden, welche dieser fehlten: Ei-

telkeit, Hoffahrt und einen alles übersteigenden Leichtsinn. Nur eins hatte sie mit ihrer Schwester gemeinsam, aber zu ihrem Unglück, weil es ihre Untugenden noch unterstützte – ihre Schönheit.

Das Mädchen heiratete noch sehr jung einen reichen Engländer, der sich zum Besuch in Amerika aufhielt, und kehrte mit diesem als Mistreß Forbes nach England zurück. Hatte sie unter Aufsicht der strengen Eltern ihrer Putzsucht Zügel anlegen müssen, so ließ sie derselben als junge Frau freien Lauf, denn ihr Gatte war zu verliebt in sie und zu schwach, um ihr gegenüber energisch aufzutreten.

Nach einigen Jahren erkannte der Mann, wie thöricht er gehandelt hatte, als er seiner Gemahlin völlig freien Willen ließ, als er ihren Schmeicheleien traute, mit denen sie ihn über die Summen zu täuschen suchte, welche sie mit der größten Verschwendung vergeudet hatte; er erkannte erst jetzt, daß sie eine Person war, die der strengsten Aufficht bedurfte, daß sie ohne eine starke Hand ein schwankendes Rohr war, welches der Wind bald hierhin, bald dorthin wehte, aber es war schon zu spät – als Ehrenmann forderte er alle die zahllosen Rechnungen ein, die seine Frau in den Jahren hatte anwachsen lassen, bezahlte sie und sah sich an dem Rande seines Ruins.

»Was ist das weiter,« sagte das sorglose Weib, welches die Verzweiflung ihres Gatten nicht begreifen konnte, »das Vermögen, was ich mitbekommen habe, beträgt noch einmal so viel, denke, du hättest die Schulden mit meinem Gelde bezahlt.«

Furbes aber nahm das angebotene Vermögen nicht. Es war nicht das Geld, dessen Verlust ihn so schmerzte, sondern die Erkenntnis des Weibes, an das er sich für immer gefesselt hatte, welches er wohl bisher für etwas putz- und genußsüchtig,

aber nie für eine Person gehalten, die ihn hintergehen konnte, ja, die sich sogar unrechter Mittel bediente, wenn sie in den Besitz eines gewünschten Gegenstandes kommen wollte. Die Bezahlung der Rechnungen hatte ihm die Augen darüber geöffnet.

Der getäuschte Ehemann nahm sich mit aller Kraft zusammen, keinen Pfennig vom Vermögen seines Weibes wollte er berühren, mit eigener Kraft wollte er sich wieder emporarbeiten, aber der Tod machte einen Strich durch seinen Plan – nach einigen Tagen wurde er von einem Schlaganfall dahingerafft, als seine Gattin mit ihren gleichgesinnten Freundinnen lustig auf einem Feste tanzte.

Mistreß Forbes war nun Witwe und, nicht einmal mehr die mahnende Stimme ihres Mannes hörend, stürzte sie sich mit toller Freude in die Genüsse des Lebens. Nach einigen Jahren war ihr eigenes Vermögen auch dahin; sie wäre in die bitterste Armut geraten, denn ihre Verwandten wollten bereits nichts mehr mit ihr zu thun haben, als ihre Mutter starb – zu ihrem Glücke, wie sie lachend sagte – aber sie war außer sich vor Zorn, als sie bei der Testamentseröffnung einige Klauseln fand, welche sie im Genusse des Erbteils einschränkten. Die erste Bedingung war, daß sie nur die Zinsen monatlich ausgezahlt bekam, und dann die zweite, daß sie fernerhin weder in England, noch in den Staaten ihres Heimatlandes, Nordamerika, leben dürfe.

Kurz entschlossen zog sie nach Sydney und begann hier bald ein Leben, wie es verworfener eine Straßendirne nicht hätte führen können. Es war auch zwischen ihr und einer solchen kein Unterschied mehr.

Wenn sie jeden Monat ihre Rente empfing, bestehend aus sechzig Pfund Sterling, also zwölfhundert Mark, so löste sie

die versetzten Sachen aus dem Pfandhause ein, mietete eine elegante Wohnung und führte nun für einige Tage mit einem gerade begünstigten Liebhaber ein lustiges Leben. Mit seidenen Kleidern geschmückt, fuhr sie als Miß Forbes durch Sydney; Champagnergelage wechselten ab mit üppigen Festlichkeiten, und war das bare Geld alle, so ging es an das Versetzen der Wertsachen, bis gewöhnlich nach acht Tagen auch das letzte wieder im Pfandhaus war. Dann bezog sie wieder, jetzt natürlich von ihrem Geliebten verlassen, ihre elende Wohnung in der Horsestreet und verbrachte während drei Wochen ein Hungerleben, nährte sich durch Betteln und Schwindeln, froh, wenn sie jeden Tag einiges Geld für Branntwein auftreiben konnte. Noch lieber aber war es ihr, wenn sie es gerade so einrichten konnte, daß sie diese schlechte Zeit im Arbeitshause zubringen konnte, um nicht für ihr Unterkommen sorgen zu müssen, und daß dies oft geschah, dafür sorgte die Polizei.

Schon verschiedene Male hatte die Heilsarmee es versucht, diese Frau zu einem vernünftigen Leben zurückzuführen, aber immer wurden ihre Versuche mit Hohnlachen abgewiesen. Nur einmal schien es den Schwestern gelungen zu sein, das erstarrte Herz zu rühren.

Mistreß Forbes, gerade dem Hungertode nahe, schenkte den Bitten der Schwestern Gehör, ließ sich erst in ihr Quartier bringen, wo sie mit Nahrung und allem nötigen versehen wurde, und folgte dann auch in einer Prozession nach einem Bethaus der Heilsarmee, in dem sie ihre Bekehrung öffentlich bekennen sollte.

Sie sprach die Formel, welche ihr vorgesagt wurde, nach, als sie dann aber ein geistliches Lied singen sollte, stimmte sie Gassenhauer an, und die Heilsarmee machte seitdem keinen Versuch mehr, sie für sich zu gewinnen.

»Sie selbst haben mir nie von Ihrer Tante erzählt,« begann nach einer Weile Ellen wieder, »aber ich habe zufällig von dieser Verwandtschaft erfahren. Wissen Sie auch, was mich dazu treibt, diese Forbes zu besuchen?«

Hope verneinte.

»Heute morgen war eine Schwester der Heilsarmee bei mir, und diese kam im Auftrage der Mistreß Forbes. Sie ließ sagen, sie wäre todkrank, und da sie erfahren hätte, daß viele amerikanische Damen in Sidney wären und sie auch eine Amerikanerin sei, so bitte sie wenigstens eine um ihren Besuch. Wenn es wirklich schlimm mit ihr steht, so müssen Sie die erste sein, welche an ihr Bett kommt, wenn auch alle verwandtschaftlichen Bande zerrissen sind, deshalb habe ich Sie mitgenommen.«

»O, glauben Sie nicht alles, was Ihnen diese Frau sagt,« entgegnete Hope, »sie will nur jemanden zu sich locken, um Geld von ihm zu bekommen. Hat Ihnen dies nicht auch die Heilsschwester gesagt?«

»Nein, ihre Regel verbietet es ihnen streng, daß sie etwas über jemanden aussagen, was ihm schaden könnte. Sie glauben also nicht, daß Ihre Tante wirklich sehr krank ist?«

»Es kann ja sein, warum nicht? Aber eine solche Erkrankung bis zum Tode hat sie schon oft geheuchelt, um bei jemandem Mitleid zu erregen. Vor einem halben Jahre war mein Bruder, der Korvettenkapitän, hier, und Mistreß Forbes lockte ihn unter demselben Vorwande zu sich. Vom Sterben war bei ihr nichts zu merken, sie wollte von meinem Bruder zuerst eine große Summe haben, nur geborgt, wie sie sagte, dann handelte sie immer mehr herunter, bis sie endlich nur um einen Penny bat, um sich dafür Branntwein kaufen zu können.«

»Und was that Ihr Bruder?«

»Er hinterließ der Heilsarmee Geld, daß sie für das Weib sorge, ihr selbst gab er nichts in die Hände!«

»Ebenso würde ich handeln; die Schwester, welche mich aufsuchte, sagte mir, sie würde bei der angeblichen Kranken zu finden sein.«

Der Wagen bog in eine enge, schmutzige Straße und hielt vor einem halbverfallenen Hause.

Die Damen stiegen aus und tasteten sich in dem dunklen Flur – es wurde bereits Abend – eine schmale Treppe hinauf, auf dessen Geländer der Staub fingerhoch lag. Noch ehe sie die erste Etage erreicht hatten, öffnete schon ein Mädchen in der Uniform der Heilsarmee die Thür und hieß sie eintreten.

Wenn die Heilsschwester den kleinen, völlig kahlen Raum nicht erst etwas gesäubert hätte, so würden die Eintretenden entsetzt zurückgewichen sein, denn die Kammer starrte gewöhnlich vor Schmutz, aber auch jetzt noch machte sie einen Eindruck, daß die beiden Mädchen nicht wußten, ob sie eher Abscheu als Mitleid für die Bewohnerin eines solchen Raumes fühlen sollten.

Es war wie gesagt, kein Stuhl, kein Tisch darin, nur in der einen Ecke war ein Lager von Stroh hergerichtet, und auf diesem lag, nur mit wenigen Kleidern bedeckt, Mistreß Forbes, eine noch immer sehr reiche Frau.

Den beiden Damen blickte ein verfallenes, verschwommenes Gesicht entgegen, das einst sehr schön gewesen sein mußte, aber man merkte sofort, daß der unmäßige Genuß von spirituösen Getränken diese Züge so aufgedunsen hatte. Die gläsernen Augen waren starr auf die Eintretenden gerichtet, und als

sie dieselben erkannte, deckten die zitternden Hände schnell ein Tuch über einen Gegenstand, der neben dem Strohsack lag.

Ehe sie noch mit der angeblichen Kranken sprachen, flüsterte ihnen die Schwester zu:

»Sie ist erst vor einer halben Stunde erwacht und schwatzte seltsames Zeug zusammen, immer sprach sie von Silber und Gold, das auf sie herabregne. Ich fürchte, sie ist sehr betrunken gewesen und leidet jetzt an den Folgen des Rausches.«

Ellen trat an das Lager heran und begann ohne weiteres:

»Sie haben gebeten, daß einige Damen der ›Vesta‹ zu Ihnen kommen möchten, weil Sie, als Amerikanerin, von Ihren Landsleuten Trost im Sterben haben wollten. Wir sind gekommen; wie geht es Ihnen?«

»Ach, Miß,« seufzte das Weib, »herzlich schlecht; seit acht Tagen habe ich keinen Bissen mehr über die Lippen gebracht, zum Arbeiten bin ich zu schwach, und ich habe niemanden, der sich um mich kümmert.«

Ellen sah die Heilsschwester fragend an.

»Wir haben ihr täglich reichliches Essen gebracht,« entgegnete diese, »aber –«

»Soll ich Eure verdammten Wassersuppen hinunterspülen?« fuhr die Todkranke wütend auf. »Ich bin eine reiche Frau und etwas Besseres gewöhnt.«

Sie wandte sich an Ellen und begann in einem langen Wortschwall zu erzählen, wieviel Vermögen sie besitze, und was sie einst alles besessen habe.

»Aber jetzt haben Sie doch nichts, ich sehe es Ihnen an, daß Sie Hunger leiden. Warum verschmähen Sie denn die einfache Kost, anstatt sich mit dieser zu begnügen?«

»Hahaha,« lachte das Weib, »Sie sind also auch so eine, die mir Moral predigen will! Dann gehen Sie zum Teufel, ich will von Ihnen nichts mehr hören!«

Sie wandte das Gesicht der Wand zu und blieb wie tot liegen.

»Nehmen Sie Vernunft an, Mistreß Forbes!« fuhr Ellen unbeirrt fort. »Wir kamen nicht hierher, um Ihnen Vorwürfe zu machen, sondern um Ihnen zu helfen. Sehen Sie denn nicht ein, daß Sie ein ganz elendes Leben führen, während Sie von der Rente, die Sie monatlich erhalten, wunderschön leben können? Raffen Sie sich auf, sagen Sie der schlechten Gesellschaft Lebewohl und verkehren Sie mit solchen, die nur Ihr Bestes im Auge haben! Sagen Sie nur ein Wort, daß Sie ein anderes Dasein anfangen wollen, und augenblicklich soll Ihnen geholfen werden. Sie werden sofort so versorgt, wie es sich für Sie schickt.«

Das Weib drehte sich um und blickte die Sprecherin an.

»Wieviel wollen Sie mir geben?« fragte sie und streckte die Hand aus. »Aber gleich, gleich, gleich! Ich brauche es, ich habe Hunger.«

»Ihr Hunger scheint doch nicht so groß zu sein, wie Sie angeben. Geld bekommen Sie von mir nicht, ich würde es jemandem geben, der für Sie sorgt.«

»Da haben wir es ja,« lachte das Weib gellend auf, »für mich sorgen und immer für mich sorgen! Behalten Sie Ihr Geld

und gehen Sie zum Teufel! Sie sind auch nicht besser als die anderen!«

»Sie ist wahnsinnig geworden,« murmelte die Schwester am Fenster mit gefalteten Händen.

»Sie würden sich doch nur Branntwein dafür kaufen, der sie unglücklich macht,« sprach Ellen weiter und schleuderte die Flasche, welche durch Verschieben des Tuches sichtbar geworden war, mit der Fußspitze vom Strohsack fort, »aber ich möchte, daß Sie wieder zum Menschen würden und eine solche Stellung einnehmen, wie Sie sie haben könnten. Zu spät ist es dazu immer noch nicht.«

Wieder heftete das Weib die gläsernen Augen starr auf Ellen. Dann aber brach es wiederum in ein gellendes Lachen aus.

»Ich und eine Stellung einnehmen,« höhnte sie, »ja, allerdings, vielleicht morgen schon können Sie mich in Sammet und Seide fahren sehen. Dann werde ich einmal Ihr Schiff besichtigen, und wenn Sie keinen Champagner darauf haben, so werde ich welchen mitbringen! Hahaha!«

»Erwartet sie ihr Geld?« fragte Ellen die Schwester.

»Das ist es eben, was sie plötzlich so unsinnig gemacht hat. Als sie mir sagte, daß ich Sie zum Besuche auffordern sollte, wußte sie davon noch nichts, inzwischen aber hat sie die Nachricht empfangen, daß es bereits unterwegs ist, und nun ist es wieder vollständig mit ihr aus.«

»Kann man ihr das Geld nicht nehmen?«

Die Schwester schüttelte den Kopf und legte den Finger warnend auf die Lippen, aber schon hatte das Weib die leisen Worte vernommen. Wütend richtete es sich auf und schrie:

»Haha, mir das Geld nehmen? Wagt das hier einmal! Ich bin nicht umsonst nach Australien gegangen. Meine Verwandten wollten mich nicht mehr in ihrer Heimat behalten, sie haben mich selbst von sich gestoßen, und es soll mir gerade eine Wollust sein, ihnen Schande zu machen, Schande, daß man vor dem Namen Forbes ausspucken soll.«

Erschöpft sank sie auf das Lager zurück.

»Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß niemand von Ihren Verwandten Teilnahme für Sie hat,« sagte Ellen und winkte Miß Staunton, die bisher im Hintergrunde des Zimmers gestanden, näherzutreten. »Kennen Sie vielleicht diese Dame, welche sie besuchen will?«

Die Frau blickte das junge Mädchen an.

»Es sind die Züge meiner Schwester, aber ich kenne sie nicht. Ich will sie auch gar nicht kennen,« schrie sie dann plötzlich auf, »weg mit der Verfluchten, die sich nur an meinem Elende weiden will, ich habe keine Verwandten mehr, will keine mehr haben. Morgen giebt's Geld, juchhe, morgen bin ich wieder reich.«

Das Weib begann Zotenlieder zu singen, so gemein, daß die drei Mädchen sich nicht anzusehen wagten.

»So ist's recht, Lucy,« ließ sich da eine Stimme im Thürrahmen vernehmen, »immer lustig, wenn man auch gehängt wird. Hast du schon das Geld?«

Herein trat ein junger Kerl, schäbig elegant gekleidet, als hätte er etwa die abgelegten Kleider eines Gentlemans an, den Hut schief auf dem Kopfe und im Knopfloch eine Rose. In dem stark geröteten, aber hübschen Gesicht konnte man lesen, daß er angetrunken war.

»Jimmy!« schrie das Weib, sprang auf und warf sich dem Manne an den Hals, »Gott sei Dank, daß du kommst, schmeiß' die ganze Gesellschaft hinaus, sie wollen mich wieder einmal heilig machen! Hahaha.«

»Gehen Sie, Miß Staunton,« sagte Ellen zu ihrer Gefährtin, »der Wagen wartet noch unten. Fahren Sie nach dem Hafen und begeben Sie sich an Bord! Ich komme bald nach.«

Ellen wollte nicht, daß das junge Mädchen, fast noch ein Kind, Zeuge einer etwaigen, frivolen Scene würde, während sie selbst entschlossen war, noch einmal einen Angriff auf das Herz dieses Weibes zu machen, vielleicht konnte sie durch Geld sogar diesen Mann, wahrscheinlich den Geliebten, für ihre Sache gewinnen.

»Wollen Sie hier bleiben?« fragte aber Hope. »Dann gehe ich auch nicht. »Ich lasse Sie nicht mit diesen Menschen allein.«

»Fürchten Sie nichts für mich, ich bin denselben schon gewachsen,« lächelte Ellen. »Gehen Sie nur, in einer halben Stunde bin ich an Bord.«

Hope warf noch einen Blick auf die beiden, die mitten im Zimmer standen und sich in lächerlicher Weise umschlungen hielten, als liebten sie sich innig, dabei Zoten reißend und in jedem Satze einige Flüche vorbringend, dann ging sie. Für dieses Weib konnte sie kein Gefühl der verwandtschaftlichen Liebe hegen, nicht einmal heucheln, jedes Wort stieß sie von ihm ab, und für Ellen brauchte sie keine Besorgnis zu haben, sie war von deren Ueberlegenheit vollkommen überzeugt.

Wie ein gescheuchtes Reh floh sie die Treppe hinab, nur fort von diesem Ort des Lasters, wo sie ihr eigenes Geschlecht so tief gesunken gesehen hatte, und noch dazu in der Person ihrer eigenen Tante.

Ihr nach folgte die Heilsschwester, welche jetzt hier nichts mehr hielt.

Ellen war schon gesonnen, zu dem Manne zu sprechen, als plötzlich wieder Schritte auf der Treppe hörbar wurden, sich die Thür öffnete und ein Postbote hereintrat.

»Das Geld, das Geld,« schrie die Frau auf und schwang sich mit ihrem Geliebten im Kreise herum, dann aber machte sie sich von ihm frei und trat ans Fenster, zitternd vor Aufregung, um die Summe in Empfang zu nehmen.

Der Postbote mochte schon mehrere Male eine solche Szene in diesem Zimmer erlebt haben, er wunderte sich nicht, daß ein halbnacktes Weib, in Lumpen gekleidet, mit bebenden Händen seine Unterschrift auf die Anweisung kritzelte. Ruhig zählte er einige Kassenscheine auf das Fensterbrett.

Kaum lagen sie vollzählig darauf, so streckten sich drei Hände gleichzeitig nach den Papieren aus, die erste war die von Ellen, welche es sich fest in den Kopf gesetzt hatte, dem Weibe kein Geld in die Hände zu geben, und sollte sie sich gegen die beiden mit dem Revolver verteidigen müssen, sie wollte sich schon für ihre That verantworten.

Aber ehe sie die Hand auf die Scheine gelegt hatte, war die Bewegung schon von dem Weibe bemerkt und vereitelt worden, mit der einen Hand stieß sie das Mädchen fort, mit der anderen griff sie nach den Papieren – und kam dennoch zu spät. Blitzartig zuckte die Hand ihres Geliebten vor, erfaßte die Pa-

piere und ließ sie im nächsten Augenblicke in seiner Brusttasche verschwinden.

Das Weib war erst vor Schreck gelähmt, als die blauen Scheine seinen Augen entrückt waren. Dann aber stürzte es wie eine Pantherin auf den ruhig Dastehenden und versuchte, ihn mit beiden Händen am Halse zu fassen, aber es erhielt einen solchen Stoß, daß es zurücktaumelte und auf den Strohsack fiel.

»Das Geld, mein Geld her, oder ich erwürge dich,« schrie es mit heiserer Stimme, sprang auf und wollte sich mit erneuter Wut auf den frechen Räuber seines Eigentums werfen.

Dieser aber griff kaltblütig in seine Brusttasche und hielt ihm die Kassenscheine hin.

»Kannst du denn keinen Spaß verstehen, Lucy?« lachte er. »Wer von uns das Geld hat, ist doch schließlich ganz egal, Hauptsache ist, daß es möglichst lustig durchgebracht wird.«

Das Weib ließ die blauen Scheine zählend durch die zitternden Finger gleiten und steckte sie dann in sein Brusttuch.

»Das war ein böser Scherz. Jimmy,« sagte es, »der Teufel mag den aushalten. Na, was wollen Sie denn noch hier, Madame, nun möchten Sie wohl auch etwas davon abhaben? Oder darf ich Sie vielleicht dazu einladen, mit uns zu fahren? In einer halben Stunde können Sie mit mir Staat machen.«

Sie machte dabei vor Ellen einen spöttischen Knix.

Diese ganze Szene war so blitzähnlich vor sich gegangen, daß letztere sich noch gar nicht gesammelt hatte. Das Benehmen des Mannes konnte sie nicht begreifen, aber so viel wußte sie jetzt, daß sie sich auf dessen Hilfe nicht verlassen konnte.

»So sind Sie also nicht gewillt, mir das Geld zu übergeben?« begann sie nochmals, sich an das Weib wendend, welches übrigens jetzt, da es aufrecht dastand, noch gar keinen so üblen Eindruck machte, mit etwas Puder und Schminke konnte es sich noch recht gut zu einer allerdings schon verblühenden Schönheit machen.

»Wollen Sie nicht? Es soll Ihr Schade nicht sein!«

Die beiden hatten sie erst gar nicht verstanden, so unfaßbar schien es ihnen, das einmal empfangene Geld wieder herauszugeben. Jetzt aber brachen sie in ein schallendes Gelächter aus.

»Hahaha, gottvoll,« schrie Lucy, »ich glaube, sie phantasiert, das Geld ihr zum Aufheben geben, hahaha!«

»Miß, bemühen Sie sich nicht weiter,« sagte der Mann, einen gutmütigen Ton annehmend. »Fragen Sie in acht Tagen wieder einmal vor. Was dann noch übrig ist, das können Sie meinetwegen für uns aufheben.«

Er ging zur Thür und öffnete dieselbe.

Ellen hielt ihre Rolle hier für verloren, wortlos schritt sie hinaus, ärgerlich, so viel Zeit verloren zu haben. Als sie auf dem Korridor stand, zündete der Mann ein Streichholz an, um ihr die Treppe etwas zu erleuchten.

»Sie fassen die Sache ganz falsch an,« sagte er leise zu dem erstaunt aufhorchenden Mädchen, »mischen Sie sich nicht in solche Dinge, die Sie nicht verstehen. Wilde Tiere kann man nur mit der Peitsche, aber nicht durch sanfte Worte bändigen.«

Die über den Sinn dieser hastig hervorgestoßenen Worte völlig bestürzte Ellen wollte noch etwas fragen, aber schon wurde sie die Treppe hinabgeschoben.

»Seien Sie unbesorgt,« hörte sie noch in ihr Ohr raunen, »sie hat das Geld nicht, wertlose Papiere, weiter nichts. Jetzt aber muß ich zurück, sonst wird meine Braut eifersüchtig.«

Lachend sprang der Mann die Treppe hinauf.

19. Miss Stauntons Abenteuer.

Als das junge Mädchen, von Ellen fortgeschickt, aus dem Hause trat, bemerkte es einen jungen Burschen neben der Equipage stehen, der sich mit dem Kutscher unterhielt. Sie ging auf den Wagen zu, der Kutscher sprang vom Bock und öffnete ihr den Schlag.

»Quaitreppe, Nummer zwei,« sagte sie beim Einsteigen, und der Wagen rollte davon.

Es war inzwischen Abend geworden, der Himmel hatte sich stark mit Wolken überzogen, aber da vorläufig noch kein Regen zu befürchten war, so ließ Hope das Verdeck nicht heraufschlagen, wie es der Besitzer des Wagens wollte.

Einige Straßen waren bereits durchrollt, und eben bog der Wagen in eine sehr einsame Allee ein, als er sich plötzlich stark auf die Seite legte, sodaß Hope fast herausgefallen wäre.

Im Nu hatte der Kutscher gehalten, war vom Bock heruntergesprungen und half dem erschrockenen Mädchen mit der Versicherung aus dem Gefährt, er könne das abgegangene Rad fofort wieder an der Axe befestigen.

Aber sie merkte bald, daß nicht alles in Ordnung sein müsse, denn der Kutscher fluchte heftig, und die herbeigeeilten Leute gingen, nachdem sie den Schaden besehen hatten, achselzuckend weiter: hier müsse ein Schmied geholt werden, meinten sie stets, und auch Hope sah, daß sich der eiserne Reifen vom Rad abgelöst hatte. Der Kutscher erklärte wieder und wieder, er könne nicht begreifen, wie mit einem Male einige Stifte herauskommen konnten; vor einer Stunde wären noch alle drin gewesen; aber das half nichts, schließlich mußte er nach einem Stellmacher senden.

Es blieb also dem Mädchen nichts anderes übrig, als entweder zu warten, bis der Schaden repariert war, oder weiterzugehen, bis es einen anderen Wagen traf, denn augenblicklich war kein solcher zu sehen, und eben wollte Hope das letztere wählen, als durch die Allee eine geschlossene Mietsequipage kam, die auf ihren Wink auch hielt.

Sie stieg ein, gab dieselbe Hafentreppe als Ziel an und fuhr weiter.

Unterdes war es vollständig finster geworden, und die Lampe oben am Kutscherbock verbreitete ein bescheidenes Licht im Innern der schön ausgestatteten Equipage. Das junge Mädchen war von dem eben erlebten Auftritt erschöpft, abgespannt und lehnte sich behaglich in die weichen Polster zurück. Der Regen fiel jetzt in Strömen herab, schlug plätschernd gegen die Fensterscheiben des geschlossenen Wagens und brachte so eine einschläfernde Wirkung hervor. Erst als die Kutsche über holpriges Pflaster rasselte, schlug Hope die müden Augen auf, und entsetzt wollte sie aufschreien, als in demselben Augenblicke sich hastig, aber lautlos die Wagenthür öffnete und eine dunkle Gestalt hereinsprang.

»Schreien Sie nicht, Fräulein, um Gottes willen nicht!« bat die Gestalt, über deren merkwürdigem Aussehen schon das junge Mädchen das Schreien vergaß, und welche es nur verwundert betrachtete.

Es war ein schwarzes Weib, in ein kurzes, nur bis an die Kniee reichendes Röcklein gekleidet, das mit Federn und bunten Läppchen verziert war, und um den Kopf hatte es einen roten Turban gewickelt.

Es war Topsy, die Tänzerin, welche dem nach ihr fahndenden Policeman entschlüpft war.

»Ich wurde verfolgt, bin durch einen Durchgang geflohen und in diese Droschke gesprungen, weil ich keine Gelegenheit zum Entkommen mehr sah,« flüsterte die Schwarze hastig; dann aber, als ein Lichtstrahl das erstaunte Gesicht des Mädchens streifte, nahm auch das ihrige mit einem Male einen überraschten Ausdruck an.

»Hope – Miß Staunton,« flüsterte sie freudig, »ist es denn möglich? Sie erscheinen mir wie ein Engel, Gott sei Dank, daß ich gerade Sie gefunden habe!«

»Aber wer sind Sie denn eigentlich?« brachte das Mädchen endlich hervor.

»Hannes Vogel, wissen Sie noch, der Schiffsjunge von der ›Ariadne‹, der Ihnen immer die Schifflein schnitzte und für den Sie Ihrem Onkel immer Cigarren mausten.«

Mit offenem Munde starrte das junge Mädchen die Negerin an. Blitzartig tauchte ein Bild in ihrer Erinnerung auf. Vor vier Jahren war sie als Kind mit ihrem Onkel von New-York nach England gefahren. Während der Reise schloß sie innige Freundschaft mit einem Schiffsjungen, dessen tausenderlei Kunststückchen immer wieder ihr Interesse erregten, der ihr alles auf dem Schiffe und von der Seemannschaft erklärte, was er selber wußte, und der schließlich so hoch in ihrer Achtung stieg, daß sie ihn für einen zweiten Kolumbus hielt und sie immer froh war, wenn er die Cigarren dankbar annahm, die sie heimlich aus dem gefüllten Kästchen ihres Onkels nahm und die dann ebenso heimlich von dem zukünftigen Seehelden hinter dem Schornsteinmantel geraucht wurden. Als sie dann in Liverpool voneinander Abschied nehmen mußten, da hatte Hope bitterlich geweint, und auch ihrem Christoph Kolumbus

waren einige Thränen über die schmutzigen Backen gelaufen; sie hatte ihm als Andenken ein Kreuz aus Korallen geschenkt, und er gab ihr ein Haifischgebiß mit dem Bemerken, der ehemalige Besitzer hätte ihn bald einmal gefressen.

Wie ein Traum schwebte mit einem Male alles dies an dem jungen Mädchen vorüber; was in aller Welt wußte aber die Negerin von jenem Erlebnis?

»So sehen Sie mich doch nicht so komisch an,« bat die Schwarze wieder, »ich bin wirklich Hannes Vogel, der Schiffsjunge von der ›Ariadne‹ und Ihr Korallenkreuz trage ich immer noch auf der Brust.«

In kurzen Worten erzählte nun der verkleidete Leichtmatrose seine Erlebnisse, warum er verhaftet werden sollte, wie er sich als Tänzerin angezogen und dem Konstabler etwas vorgetanzt und vorgesungen habe, und wie er diesem dann abermals entschlüpft sei.

»Ich rannte durch einen dunklen Gang,« fuhr er mit leiser Stimme fort, damit der Kutscher ja nicht merkte, daß er noch einen anderen Passagier bekommen habe, »und sah auf der einen wie auf der anderen Seite der Straße einen Konstabler stehen, dicht hinter mir war auch einer her, und so sprang ich als letzte Zuflucht in den Wagen, der eben vorbeifuhr; gefangen mußte ich doch nun einmal werden, dann, sagte ich mir, soll es auf möglichst bequeme Weise geschehen. Der hinter mir kommende Policeman mußte erst noch um eine Ecke biegen, ehe er mich zu sehen bekam, und da ich wunderbarerweise gerade Sie in diesem Wagen fand, so scheine ich gerettet zu sein. Sie fahren nach dem Hafen? Ich muß auch dorthin, springe rechtzeitig heraus und begebe mich an Bord meines Schiffes.«

Hope hatte sich immer fest auf die Lippen beißen müssen, um bei der Erzählung des drolligen Burschen nicht laut aufzu-

lachen. Aber das hätte ja den Kutscher aufmerksam gemacht, und so kämpfte sie oft mit dem Ersticken bei dem Versuche, ernst zu bleiben.

»Hat denn der Regen nicht die schwarze Farbe abgewaschen?« fragte sie, als die schweren Tropfen immer heftiger gegen die Scheiben klatschten.

»I Gott bewahre, es ist ja Graphit, und der ist waschecht, aber abfärben thut er freilich.«

»Wer waren denn die zwei Herren, die Ihnen jeder ein Goldstück versprachen, wenn Sie die beiden Frauen zusammennähen würden?« fragte Hope.

»Ich kenne sie nicht, der eine war mittelgroß, schlank, mit einem Schnurrbärtchen, und wenn er sprach, so sah man sehr schöne Zähne.«

»Trug er einen hellgrauen Hut und ebensolche Beinkleider?«

»Ja.«

»Haben Sie seinen Stock gesehen?«

»Ach ja, der war sehr auffällig. Oben mitten durch das Holz wand sich eine Schlange, und deren Augen glitzerten, als wäre das Tier lebendig.«

»Dachte ich es mir doch,« sagte Hope und hätte vor Freuden bald in die Hände geklatscht, »es war kein anderer als Sir Williams. Und der andere?«

»Der war etwas kleiner, und das Merkwürdigste an ihm war sein Backenbart. Ich habe die Haare ganz genau gezählt, auf

der rechten Seite waren sieben und auf der anderen neun, und die auf der rechten Seite waren viel länger.«

»Genug, genug,« wehrte das junge Mädchen ab, das nur mit Mühe das Lachen unterdrücken konnte, »ich weiß jetzt, wer es war!«

»Woher kennen Sie denn die beiden Herren so genau? Wie kommen Sie eigentlich hierher nach Sidney?«

»Es waren Sir Williams und Sir Hendricks, die mit auf dem ›Amor‹ fahren. Vielleicht haben Sie schon von der ›Vesta‹ gehört?«

»Ei gewiß, auf der fahren die verrückten Mädels, die Hosen anhaben und immer dem ›Amor‹ voraussegeln.«

»Nun,« lächelte Hope, »ich bin auch so ein verrücktes Mädchen.«

»Alle Hagel,« und Hannes kratzte sich hinter den Ohren, »das habe ich nicht gewußt. Na, nichts für ungut, Fräulein, diese Mädchen haben schon verschiedenes gemacht, was allen Seeleuten Respekt eingeflößt hat. Also da fahren Sie auch mit drauf! Als was denn, als Schiffsjunge – Schiffsmädchen wollte ich sagen?«

»Oho,« antwortete Hope stolz, »so etwas giebt es bei uns gar nicht, wir sind alle Matrosen.«

»Was haben Sie denn da als Matrosin an Bord zu thun?« forschte der neugierige Hannes weiter.

»Ich muß alles können, was von einem Matrosen verlangt wird: Steuern, Splissen, Knoten, Segelflicken, Scheuern, Schrubben, Rudern, Aufentern, Schmieren, Segeln, Theeren, Wenden, Kreuzen, Halsen –«

»Halt, halt,« unterbrach der Leichtmatrose das bereits atemlose Mädchen, »aber das kann doch nicht alles eine gleichzeitig machen.«

»Gleichzeitig natürlich nicht,« erwiderte lächelnd Hope, »aber nach und nach kommt jede einmal daran.«

»Aber meine liebste Hope – Miß Stannton,« verbesserte sich kopfschüttelnd der Bursche, »das geht doch nicht. Sehen Sie einmal, ein Matrose kann doch nicht dieselbe Arbeit thun, wie der Schiffsjunge, und dieser nicht dieselbe wie der Kapitän, die Arbeit muß doch eingeteilt werden, sonst geht ja aller Respekt verloren.«

»Das kann ich nicht einsehen,« erklärte das junge Mädchen. »Wenn jede an einem Tage eine bestimmte Arbeit verrichten muß, morgen wieder eine andere, so ist dabei niemand im Vorteil und niemand im Nachteil.«

»Nein,« sagte der Leichtmatrose entschieden, »auf jedem Schiffe muß es Kapitän, Steuermann, Matrosen, Leichtmatrosen und Schiffsjungen geben. Ich will zum Beispiel einmal sagen, es ist doch unmöglich, daß Sie heute Schiffsjunge sind und Prügel von einem Matrosen bekommen, morgen aber sind Sie Kapitän und geben nun dem Matrosen, der wieder Junge geworden ist, die Prügel mit Zinsen zurück. Was sagen Sie zu diesem Beweis?«

Hope mußte sich auf die Finger beißen, daß sie bei dieser seltsamen Beweisführung nicht herausplatzte.

»Darum eben ist es so auf der ›Vesta‹ eingerichtet,« sagte sie endlich, »daß wir alle Matrosen sind und unsere Rollen täglich wechseln mit Ausnahme des Kapitäns, Miß Petersen, die immer das Kommando behält. Hat heute eine das Deck zu

scheuern, so muß sie morgen die Takelage bedienen, und Streit kommt bei uns nie vor.«

»Es ist ein Irrtum, verehrte Hope, wenn Sie glauben, es könnten auf einem Schiffe alle Matrosinnen sein. Zum Beispiel also, wer bedient auf der ›Vesta‹ die Royalraa?«

Die Royalraa ist auf einem Vollschiff die sechste, also die oberste und zugleich die dünnste Raa.

»Ich,« entgegnete Hope, »weil ich die leichteste von allen bin.«

»Da haben wir es ja gleich, dann sind Sie eben das Schiffsmädchen, denn auf jedem Segelschiff wird die Royalraa vom Jungen bedient, ebenso wie die Bramraa vom Leichtmatrosen.«

»Oho,« entgegnete aber Hope entrüstet, »ich ein Schiffsjunge oder Schiffsmädchen, wie Sie immer sagen? Morgen kann ich vielleicht erster Steuermann sein!«

»Nun hol' mich aber dieser oder jener, aus Ihnen und der ›Vesta‹ werde ich nicht klug, das muß ja ein merkwürdiges Schiff sein. Aber sagen Sie einmal, können Sie als Matrose auch den Step tanzen?«

»Pst,« flüsterte das junge Mädchen, »ich kann ihn wohl tanzen, aber ich thue es nicht, sonst würde ich ausgelacht. Ich tanze ihn höchstens einmal unten in meiner Kabine.«

»Daran thun Sie recht, üben Sie sich nur ordentlich! Ein richtiger Matrose muß auch Step tanzen können. Wie steht es denn bei Ihnen mit dem Rauchen?«

»Geraucht wird nicht, es ist eigentlich schade. Als ich von New-Iork wegging, nahm ich mir eine ganze Kiste voll Kalkpfeifen mit, aber da keine der anderen Damen damit anfängt, so

kann ichs auch nicht,« entgegnete Hope in bedauerndem Tone, »aber ich werde es in der nächsten Versammlung einmal vorschlagen.«

»Giebt's auf der ›Vesta‹ Schnapsrationen?«

»Was?«

»Ob es Schnaps giebt?«

»Schnaps? Nein, wir trinken nie Schnaps, höchstens Wein und Bier.«

»Das ist nichts,« sagte Hannes in wegwerfendem Tone, »jedes gute Schiff giebt seinen Leuten Schnaps, wenn sie recht schwer gearbeitet haben.«

»Dann muß ich es auch einmal vorschlagen,« meinte Hope nachdenkend. »Ueberhaupt wissen Sie, so sehr gefällt es mir auf der ›Vesta‹ auch nicht, es geht nicht so richtig seemännisch zu. Ich habe einmal von einem alten Kapitän gehört, wenn einem eine Arbeit zu schwer wird, und man stößt einen kräftigen Fluch aus, dann geht sie mit einem Male wie von selber. Neulich nun zog ich an einem Tau, das Segel riß es mir aber immer aus der Hand, da dachte ich an den Kapitän und stieß nur so einen ganz kleinen Fluch aus, aber ich denke doch gleich, Miß Petersen, die neben mir stand, will mich auffressen, mit so großen Augen sah sie mich an.«

Hannes stemmte die Arme in die Seiten und wurde von heimlichem Lachen geschüttelt.

»Sie sollten mal auf so ein richtiges, tüchtiges Segelschiff kommen, wo nur fixe Jungen an Bord sind. Dann geht bei der Arbeit nur so alles Hand in Hand, immer unter lustigem Singen, mag es Sonnenschein sein, Regen, Sturm oder Orkan. Beim Einraffen jedes Segels wird ein anderes Lied gesungen,

und fällt einer von der Raa herunter, so singt er noch unterwegs sein Abschiedslied. Und wird man von der Wache abgelöst, dann geht's auch noch lange nicht schlafen, ebensowenig giebt es Kartenspielen oder Würfeln oder Lesen. Spiele haben wir, von denen Sie gar keine Ahnung haben.«

»Wir spielen auch,« unterbrach ihn Hope, »Schach oder Dame.«

»Pah, Schach,« sagte Hannes, »das kann jeder. Nein, aber zum Beispiel den »Katzenkönig«. Kennst du das Spiel?«

Der Leichtmatrose kam so in Eifer, daß er das Mädchen schon als Schiffskameraden betrachtete und mit »du« anredete.

»Nein, ich kenne das Spiel nicht,« bedauerte Hope.

»Pass auf, wie es gemacht wird. Einer muß sich bücken und die Augen werden ihm zugehalten. Die anderen nehmen Katzen, das heißt also Tauenden in die Hände und schlagen abwechselnd dem sich Bückenden hinten drauf, der sich nach jedem Schlag umdrehen und denjenigen bezeichnen muß, der ihn geschlagen hat, und das wird so lange fortgesetzt, bis er den Richtigen herausgefunden hat, welcher nachher seine Stelle einnehmen muß. Ich habe einmal siebeuundzwanzig Schläge hintereinander bekommen und konnte dann drei Tage lang weder sitzen, noch liegen.«

»Das muß aber schön sein,« meinte Hope, »dieses Spiel werde ich auch in der nächsten Versammlung vorschlagen!«

»Was meinst du wohl,« sagte sie nach einer kleinen Weile zu dem Leichtmatrosen, »könnte ich wohl auf ein richtiges Segelschiff als Matrose gehen?«

Wieder wollte sich Hannes vor Lachen schütteln.

»Als Schiffsjunge,« sagte er endlich, nachdem er sich wieder beruhigt hatte, »aber sonst nicht. Nein, es geht doch nicht, ein Mädchen kann nicht unter die Matrosen kommen.«

»Aber ich würde ja als Junge gehen! Weißt du es nicht, wie ich es anfange, daß ich irgendwo auf ein anderes Schiff komme? Ich hätte mächtige Lust dazu, so einmal richtig als Matrose zu fahren, Tabak zu rauchen und Schnaps zu trinken. Die Arbeiten kann ich alle machen, davor bin ich nicht bange.«

»Hm,« meinte Hannes nachdenkend, »schade, daß du kein Junge geworden bist, aus dir könnte noch ein fixer Seemann werden. Hast du Papiere?«

»Gar nichts habe ich, ich müßte einfach ausreißen, das thut ihr ja auch immer, wenn euch ein Schiff nicht gefällt.«

»Papiere nützten hier ja auch nichts, du bist bloß ein Mädchen. Na warte einmal, mir fällt vielleicht etwas ein, wie wir die Sache klarieren können.«

Der Leichtmatrose oder die schwarze Tänzerin im leichten Röckchen, lehnte sich mit übereinandergeschlagenen Armen in eine Ecke des Wagens und sann nach.

Das junge Mädchen kam jetzt zum ersten Male aus dem Schwatzen heraus, sie betrachtete die Person, mit welcher sie sich so gut unterhalten hatte, und mit einem Male schoß ihr eine heiße Blutwelle über das Gesicht.

Um Gottes willen, dachte sie, wenn mich jetzt Ellen oder sonst jemand von den Damen sähe, hier allein mit dem jungen Matrosen, in diesem Anzug, Pläne schmiedend, wie ich von der ›Vesta‹ ausreißen könnte! Wenn ich nur erst im Hafen wäre, das dauert ja schrecklich lange, aber ich werde jetzt dem Han-

nes sagen, daß er aussteigen soll, er kann mich in diesem Kostüm doch nicht bis an Bord begleiten.

»Ich hab's, Hope,« sagte dieser plötzlich und richtete sich aus seiner bequemen Stellung auf, »du weißt, ich habe nämlich einen doppelten Geburtsschein. Einer davon lautet auf Hannes Vogel, und den Namen habe ich angenommen, weil er mir lustiger klang, und der andere lautet auf Johannes Schwarzburg. Ich weiß auch nicht, wie ich dazu gekommen bin, zwei Geburtsscheine zu besitzen, ich glaube, meine Mutter – das war auch so eine alte Geheimniskrämerin – hat ihn mir aus Versehen in den Koffer geschoben, als ich nach Hamburg fuhr, um mich dort als Schiffsjungen anmustern zu lassen. Ich könnte jetzt ebenso gut als Johannes Schwarzburg in der Welt herumsegeln, denn meine Eltern hießen weder so, noch Vogel, sie sagten, ich wäre ein angenommenes Kind, den sollst du haben. Willst du – Hope?«

»Lassen Sie das jetzt, wir müssen doch schon am Hafen sein,« sagte das junge Mädchen zerstreut und schlug den blauen Vorhang vom Fenster zurück.

Draußen sah man eine Menge Lichter vorbeitanzen.

»Gewiß sind wir am Hafen, und es wird die höchste Zeit, daß ich mich fortmache,« sagte Hannes und sprang auf. »Nach welcher Treppe wollen Sie?«

»Nach Treppe Nummer zwei.«

»Oho, wir sind schon bei Nummer sieben, da sind Sie schon an fünf vorbeigefahren.«

Das junge Mädchen erschrak und wollte dem Kutscher klopfen, aber der Leichtmatrose hielt ihre Hand fest.

»Lassen Sie mich erst hinaus,« flüsterte er, »von hier aus komme ich gerade auf die ›Kalliope‹.«

Er klinkte leise an der Thür, klinkte wieder und noch mehrere Male, ging dann kopfschüttelnd nach der anderen Seite und versuchte auch hier vergebens, die Thür zu öffnen. Desgleichen machte er umsonst Versuche, die Fenster herunterzulassen.

»Seien Sie nicht besorgt!« beruhigte er das junge Mädchen, das mit angsterfüllten Blicken seinen fruchtlosen Bemühungen zugesehen hatte. »Das müßte ja mit dem Teufel zugehen, wenn Hannes Vogel nicht da wieder herauskäme, wo er hineingekommen ist.«

»Aber ich?« fragte Hope.

»Ich bleibe bei Ihnen, bis Sie sicher an Bord sind, wenn Sie mich auch nicht zu sehen bekommen. Und wenn Ihnen etwas passiert, dann mache ich einen Lärm, daß alle Konstabler von Sydney zusammenlaufen. Sollte ich selbst dabei arretiert werden, so können Sie sich dann für mich verwenden, Sie, die anderen Damen und die Engländer, es ist doch nur eine kleine Strafe zu zahlen. Wo liegt die ›Vesta‹?«

»An Treppe Nummer zwei.«

»Und der ›Amor‹?«

»An Nummer zehn oder elf.«

»Gut, ich bin auf der ›Kalliope‹, Treppe Nummer acht. Nun passen Sie einmal anf, was ich Ihnen sagen werde! Wenn ich jetzt die Fenster zerschlage habe und der Kutscher kommt und fragt, was passiert sei, so sagen Sie ihm, es sei jemand vorbeigerannt und habe die Scheibe zertrümmert, mag er es dann

glauben oder nicht. Sofort, wenn ich hinaus bin, ziehen Sie aber den Vorhang wieder vor.«

»Ich springe lieber mit hinaus.«

»Das können Sie nicht, das Fenster ist viel zu klein für Sie mit ihren langen Kleidern. Ich wittere etwas. Sidney ist eine verdammte Stadt. Geben Sie acht, dort kommt eine kleine Anlage, in die werde ich verschwinden. Aber seien Sie versichert, daß ich Sie als Schiffskamerad in Leben und Tod nicht verlassen werde! Good bye, Hope, auf Wiedersehen.«

Ehe das Mädchen nur ahnte, wie er eigentlich aus dem Fenster hinauswollte, klirrten schon die Scheiben, und der Leichtmatrose war verschwunden. Der verwegene Bursche war wie ein Ball mitten durch die entstandene Oeffnung gesprungen.

Hope sah noch, wie drüben in die Anlagen ein dunkler Schatten huschte, dann zog sie, seinem Rate gemäß, den Vorhang vor das Fenster und lehnte sich in die Kissen zurück, sicher erwartend, daß der Kutscher das Klirren der zerbrochenen Scheibe gehört haben und sich nach der Ursache erkundigen würde. Dann wollte Hope sofort aussteigen und sich dem Schutze des ersten Konstablers anvertrauen.

Aber wunderbarerweise hielt der Kutscher nicht. Sollte er das Klirren der Scheibe wirklich nicht gehört haben, oder ...

Die Thüren waren verschlossen, oder doch von innen nicht zu öffnen, sie wollte bloß nach Hafentreppe Nummer zwei, und der Kutscher fuhr immer weiter, das Abenteuer in Konstantinopel, die Verhaftung Ellens in Kairo – dies alles schoß dem Mädchen durch den Kopf, heftig sprang es auf und klopfte an das Fensterchen an der Vorderseite.

Aber der Kutscher hörte nicht – oder wollte nicht darauf achten.

Da steckte sie vorsichtig den Kopf durch die zerbrochene Glasscheibe, daß sie sich nicht verletzte, und rief mehrere Male laut dem Kutscher zu, zu halten.

Dieser hielt auch sofort, stieg vom Bock und öffnete die Thür.

»So, da wären wir an Treppe Nummer zwölf, Fräulein,« sagte er in gemütlichem Tone.

Augenblicklich war Hopes Angst geschwunden, dafür aber erfaßte sie Aerger, daß sie nach einer falschen Stelle gefahren worden war, denn von hier nach Treppe Nummer zwei war fast eine englische Meile Entfernung.

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, nach Treppe zwei?«

»Nein, nach Nummer zwölf,« antwortete der Kutscher, »so habe ich wenigstens verstanden. Ich bin ja an Treppe zwei vorübergefahren, und Sie hätten ja nur zu klopfen brauchen, dann würde ich gehalten haben.«

»Das habe ich auch gethan, aber Sie haben nicht darauf geachtet.«

»Ja, es ist schwer, bei diesem Wagengerassel etwas zu verstehen. Oder Sie brauchten auch nur ein Fenster herabzulassen und mich zu rufen.«

»Das habe ich auch versucht, aber die Fenster gingen nicht zu öffnen, ebensowenig die Thür. Wie kommt das übrigens?«

»Nicht?« lachte der Mann. »Sehen Sie doch hier.«

Er klinkte an den Schlössern, und unter seiner Hand bewegten sich allerdings die Riegel hin und her. Hope war somit beruhigt, aber nun kam die Frage, wie sie an Bord der ›Vesta‹ kommen sollte. Mit diesem Wagen wollte sie nicht wieder fahren, sie hatte eine Abneigung gegen ihn bekommen, und einen anderen sah sie nicht in der Nähe.

Da sagte der Kutscher selbst, der ihr Zögern bemerkte:

»Ich rate Ihnen, nicht mit einem Wagen nach Nummer zwei zu fahren, dazu gebrauchen Sie eine Viertelstunde, nehmen Sie aber ein Boot, so sind Sie in fünf Minuten dort, oder wollen Sie auf ein Schiff, so werden Sie auch gleich dahingebracht. Ich bin ein ehrlicher Kerl; habe ich Sie durch meine Schuld zu weit gefahren, so will ich Ihnen auch den besten Rat geben und nicht auf meinen Verdienst sehen. Dort legt gerade ein Mietsboot an, auch noch mit vier Ruderern, haben wahrscheinlich eine ganze Gesellschaft fortgebracht. Gehen Sie nur ruhig dorthin, Fräulein! Das Boot darf auch nicht mehr verlangen, als wenn nur zwei Ruderer darin wären.«

Er winkte nach dem Boote zu, und ein Mann kam herangesprungen, höchlichst erfreut darüber, gleich noch einmal einen Passagier zu finden.

»Wohin wollen Sie, Miß?« fragte er sofort.

Hopes Zögern war jetzt überwunden. Es war in der That das beste, gleich hier ein Boot zu nehmen und sich nach der ›Vesta‹ rudern zu lassen.

»Geben Sie uns noch einen Dollar zu verdienen!« bat der Mann. »Der Regen hat aufgehört, wir bringen Sie trocken an Bord Ihres Schiffes. Wo liegt der Passagierdampfer, Miß?«

»Ich will auf die ›Vesta‹.«

Hove bemerkte mit Genugthuung, wie erstaunt der kräftige Schiffer auf das zarte Mädchen blickte.

»Er hat sicher schon von uns gehört und freut sich, selbst einmal eine Vestalin auf dieses Schiff bringen zu können, wir sind ja sozusagen Kollegen,« dachte Hope.

»Dann sind Sie in fünf Minuten an Bord,« antwortete der Mann, »ich kenne den kürzesten Weg zwischen den Schiffen hindurch nach dort, weil ich ihn heute schon zweimal gefahren bin. Steigen Sie ein, Miß!«

Hope stieg ein und wunderte sich, als sie im Boote saß, daß es eigentlich ganz anders gebaut war, als die gewöhnlichen Mietsboote, eher wie ein schlankes Seeboot, aber im nächsten Moment dachte sie nicht mehr daran.

Der ganze Hafen war voll von Schiffen, einige hatten Lichter ausgesteckt, und auf solchen herrschte Leben, andere lagen wie riesige finstere Ungeheuer verlassen und tot da. Geschickt lenkte der am Steuer Sitzende das Boot zwischen den schwarzen Leibern hindurch, und jedesmal, wenn es zwischen zwei Schiffen hervorkam, blickte Hope nach links, wo sie eine kleine Brigg mit vielen Lichtern sehen konnte.

Das war der ›Amor‹. Hope beschäftigte sich oft und gern in Gedanken mit den Herren dieses Schiffes, sie kannte jetzt schon ziemlich alle persönlich, auch ihre Eigentümlichkeiten, und gar manchmal, wenn Hope in ihrer Kabine lag, mußte sie laut auflachen, brachte sie sich eine oder die andere Handlung oder Rede eines der Herren in Erinnerung. Hauptsächlich war es Charles, der immer wieder ihre Lachsucht erregte, sie schwärmte für diesen Mann mit dem Enthusiasmus eines Backfisches, der in jedem Offizier einen Mars sieht. Dann besaß

aber auch Hendricks ihre Neigung, wenn er sich nur nicht einen solch entsetzlichen Backenbart wollte stehen lassen, auch Harrlington, der Lustigkeit mit Besonnenheit verband, der brummige Hastings, auf dessen Freundschaft man sich wie auf Gold verlassen konnte – alle diese Gestalten zogen an den Augen des Mädchens vorüber, und schließlich schloß sich dem Zuge eine schwarze Gestalt in kurzem, bunten Röckchen an.

Hope mußte plötzlich so laut auflachen, daß sie die schweigsamen Ruderer verwundert ansahen, was das Mädchen veranlaßte, verlegen zur Seite zu blicken.

Da bemerkte sie mit einem Mal, daß das Boot immer geradeaus gefahren war, anstatt nach rechts abzubiegen.

»Wohin fahren Sie mich?« rief sie erregt. »Die ›Vesta‹ liegt doch mehr dort.«

Sie deutete mit der Hand nach rechts.

»Stimmt,« antwortete der Steuernde ruhig, »aber wir müssen einen großen Umweg machen, denn ein neues Schiff hat erst vorhin die Durchfahrt versperrt. Thut mir leid, habe es aber nicht wissen können.«

Hope ward dadurch nicht beruhigt, das Boot mußte sich immer weiter von der ›Vesta‹ wie auch vom Lande entfernen. Fast war es, als wollten die Leute dem freien Fahrwasser zustreben, wo auch einige Schiffe verankert lagen; Hope konnte von hier die Lichter erblicken.

Angstvoll wandte sie ihre Augen nach dem ›Amor‹, der jetzt öfters auftauchte, da sich die Zahl der Schiffe zu verringern begann, und was sie da sah, rief ihre Verwunderung hervor.

Auf dem ›Amor‹ waren die Lichter und Lampen mit einem Male alle lebendig geworden, so schien es wenigstens, denn Menschen konnte sie wegen der Nacht und der großen Entfernung nicht erkennen; sie wandelten hin und her, tauchten bald auf, bald unter, und dann war es Hope, als ob sie plötzlich einige dunkle Gegenstände über dem Schiffe verschwinden sähe.

»Sie arbeiten,« murmelte Hope, »sonderbar, in der Nacht und im Hafen! Fast schien es mir, als ob sie die Boote abgenommen hätten. Fahrt mich zurück an Land!« rief sie dann heftig. »Ihr bringt mich ja ganz wo anders hin.«

Die Ruderer beachteten den Befehl gar nicht, mit aller Macht legten sie sich in die Riemen, aber der Steuernde sagte:

»Seien Sie unbesorgt, gleich sind wir an der ›Vesta‹!«

»Das ist nicht wahr!« rief Hope. »Sie fahren ja nach dem freien Wasser, und die ›Vesta‹ liegt in der Nähe der Treppe.«

»Ich versichere Ihnen,« entgegnete der Schiffer, »in fünf Minuten sind –«

»Boot ahoi!« rief da plötzlich lang ausholend eine Stimme durch die Nacht, und gleich darauf ward ein rascher, taktmäßiger Ruderschlag hörbar.

Freudig fuhr Hope auf. Das war Lord Harrlingtons Stimme gewesen, und da sah sie auch schon ein Boot mit sechs Riemen zwischen zwei Schiffen hervorschießen. Ihr Boot lag gerade im Schatten eines dunklen Schiffes, aber das ankommende wurde von einer Schiffslaterne beleuchtet. Eben wollte sie den Schifferruf erwidern, schon brachte sie die Hände vor den Mund, da aber legte sich eine Hand um ihren Hals, das Mädchen wurde hintenüber gerissen, sodaß es vor die Füße des Steuernden zu

liegen kam, und erbleichend blickte es in die funkelnden Augen des Mannes.

»Nur ein Laut,« zischte er zwischen den Zähnen hindurch und setzte Hope den Dolch auf die Brust, »und Du bist eine Leiche.«

Sie hielt vor Entsetzen den Atem an. Dieser Mann machte Ernst mit seinen Worten, schon hatte das Messer das Kleid durchdrungen, und sie fühlte den kalten Stahl auf der Brust.

Hastig besprachen sich die Männer in einer Sprache, die Hope nicht verstand, dann lenkten sie das Boot in den Schatten eines Schiffes und drängten es dicht an den Rumpf.

»Boot ahoi!« schallte wieder der Ruf, diesmal aber von der anderen Seite und jetzt erkannte das Mädchen Williams Stimme. »Boot ahoi! James, nichts gefunden?«

James war der Vorname Harrlingtons, das wußte sie, also waren schon zwei Boote unterwegs, sie zu suchen.

»Noch nicht! Haben Sie ihn im Boot?« klang Harrlingtons Stimme durch die Nacht zurück.

»Ich habe ihn. Wo ist Lord Hastings?«

»Er muß gleich kommen.«

»Dann muß er ins Fahrwasser, wo liegt der ›Friedensengel‹?«

»Eins, zwei, drei,« hörte Hope eine Stimme zählen, es war die von Hannes, dem Leichtmatrosen, »das vierte Schiff von rechts.«

»Hast Du sie auch wirklich erkannt?« rief wieder Harrlington.

»Bestimmt,« antwortete Hannes.

Wieder hörte Hope einen raschen Ruderschlag, und abermals sah sie durch die Nacht ein Boot schießen. Den am Steuer Sitzenden erkannte das Mädchen sofort an den riesigen Umrissen – es war Lord Hastings.

»Nach dem ›Friedensengel‹, viertes Schiff von rechts im Fahrwasser, wir suchen hier ab,« rief Harrlington, dessen Boot sie nicht sehen konnte, ihm zu, und Hope fühlte, wie der spitze Stahl schon ihre Haut ritzte; die Hand, die ihn an ihre Brust drückte, bebte.

Hope hatte wieder Hoffnung gefaßt. Hannes hatte sie also abfahren sehen, der Bootsbesatzung mit dem scharfen Blick des Seemanns nicht getraut, nun den ›Amor‹ alarmiert, und alle Boote der Engländer waren hinter ihr her.

Die fünf Insassen des Bootes besprachen sich leise, nahmen Tücher aus einem Kasten und umwickelten die Riemen dort, wo sie sich in den Ausschnitten bewegten. Dann stießen sie leise vom Schiff ab und tauchten vorsichtig die Riemen ins Wasser.

Als sie um das Schiff bogen, sah Hope wieder ein Boot angerudert kommen, und der Steuernde wendete das seinige um.

Aber schon waren sie gesehen worden. »Boot ahoi!« schallte Harrlingtons Stimme über das Wasser. »Halt, wenn Ihr unter ehrlicher Flagge fahrt!«

Wie ein Schatten huschte Hopes Boot zurück und zwischen den Schiffen hindurch, aber da kam schon wieder ein anderes von rechts heran.

»Sie sind es,« jubelte Hannes Stimme. »Pullt, Jungens, pullt, legt Euch hinten über, daß Ihr umfallt.«

Wieder fühlte Hope, wie sich das Messer fest auf ihre Brust drückte, aber sie war nun einmal so; in diesem Moment malte sie sich aus, wie Hannes zwischen den englischen Grafen und Lords saß und sie zum Rudern antrieb, und ein Lächeln huschte über ihre bleichen Züge.

Abermals lag das Boot im Schatten eines großen Kahns und die Männer unterredeten sich hastig; plötzlich wurde dem Mädchen ein Tuch dicht um Gesicht und Kopf gewickelt, am Halse zugeschnürt und die Hände fest zusammengebunden. Im nächsten Augenblick fühlte sich Hope emporgehoben und niedergelegt, jedenfalls an Deck des Fischerfahrzeuges.

Kaum war eine Viertelminute vergangen, als sie unter sich Ruderschlag vernahm und Harrlingtons Stimme hörte:

»Haben wir dich endlich, Mädchenräuber, wo ist die Dame?«

»Was wollt Ihr eigentlich?« entgegnete die knurrende Stimme des Steuermanns, der sie entführt hatte. »Wir kommen eben dort von Bord. Gebt Raum, sage ich Euch, laßt ehrliche Fischer zufrieden!«

Wieder drang ein Ruderschlag an Hopes Ohren.

»Sie sind es!« jubelte abermals Hannes. »Wo ist Hope?«

Es folgte eine Stille. Hope strengte sich verzweifelt an, ihre Bande zu sprengen, aber es gelang ihr nicht, und das Tuch war so fest um ihren Mund gebunden, daß sie nur ein dumpfes Röcheln ausstoßen konnte. Sie fühlte sich dem Ersticken nahe.

»Hund verdammter!« schrie des Leichtmatrosen Stimme, und ein klatschender Schlag wurde gehört. »Wo ist das Mädchen? Du willst mir doch nicht etwa weismachen, Ihr hättet es nicht im Boote gehabt. Wo ist es?«

»Das sollst du mir bezahlen!« brüllte der Räuber.

Ein heftiges Stampfen erfolgte, ein Fall ins Wasser und ein Plätschern, dann lachte Hannes:

»Laßt ihn schwimmen, Jungens – hört, was ist das da oben? Da trommelt etwas an Deck!«

Hope vernahm nur noch, wie die Boote heftig gegen das Fischerboot stießen, hörte, wie die Riemen klappernd zusammenschlugen, ein Stampfen, und das Tuch wurde ihr vom Hals geschnitten.

Tief atmete das Mädchen auf, es sah sich von den englischen Herren umgeben, aber sein erster Blick fiel auf eine schwarze Gestalt in kurzem Röckchen, die neben ihm kniete und die Stricke an den Händen zerschnitt. Dann verlor es das Bewußtsein.

20. Die Insel der Glücklichen.

An der Südostküste Australiens liegt eine kleine Insel im Meer, weitab vom Festlande, sodaß man gut einen Tag zu segeln hat, ehe man sie erreicht, zwei Tage aber, ehe man nach dem ersten größeren Hafen, Cooktown, kommt. Sagte ich, sie wäre klein, so meinte ich im Gegensatz zu anderen Inseln, denn es muß schon eine sehr große und genaue Landkarte sein, auf der dieses Eiland im Weltmeere verzeichnet ist, obgleich sich auf ihm eine ganze Kolonie durch Fischerei und eigene Handindustrie ernährt.

Vor vielen, vielen Jahren, so erzählen noch die ältesten der dort hausenden Fischer, soll an dieser Küste ein spanisches Schiff gestrandet sein, die Passagiere sollen nichts weiter als das nackte Leben gerettet und lange Zeit ein Dasein wie Wilde geführt haben, bis wieder nach einigen Jahren ein Schiff landete, dessen Besatzung aus Sträflingen bestand, die von England nach Australien deportiert werden sollten. Unterwegs hatten sie eine Meuterei angezettelt, ihre Wächter überwältigt und beschlossen, sich auf der ersten Insel, welche sie unbewohnt fänden, als Kolonisten niederzulassen.

Da trafen sie auf dieses Eiland.

Sie schafften alles, was sie als notwendig erachteten, an Land und verbrannten dann das Schiff, dessen Planken sie mit dem Blute der Matrosen und Soldaten gerötet hatten, um keinen Zeugen ihrer Greuelthaten mehr zu haben, fest entschlossen, im fremden Land ein neues Leben anzufangen.

Kein Haus, keine Hütte, kein Feuer fanden sie im Innern der Insel, die mit Laubwäldern bedeckt war, aber sie trafen auf Geschöpfe, welche ein Mittelding zwischen Menschen und Affen bildeten, nackt, verwildert, die kleine Tiere im Sprunge fin-

gen und roh verzehrten, oder Stöcke unter die Scharen von Papageien und anderen Vögeln schleuderten und diese erlegten. Der Himmel war ihr Zelt, oder höchstens schliefen sie unter einigen zusammengebogenen Büschen, der weiche Rasen war ihr Bett, sie tranken aus der hohlen Hand, und schon fehlten ihnen für einige Dinge die Begriffe.

Es waren die gestrandeten Passagiere des spanischen Schiffes, Männer, Weiber und Kinder. Mit der Zeit vermischten sich die neuen Ankömmlinge mit den früheren Bewohnern der Insel, es entstanden Häuser, Gärten und Felder. Mit den Booten wurde Fischerei betrieben, und als die Fahrzeuge nicht mehr langten, wurden neue gebaut, denn die Buchten wimmelten von Fischen. Die Wälder lichteten sich, teils weil das Holz zum Häuser- und Bootsbau gebraucht, teils weil der Boden zum Ackerbau benutzt wurde, kurz, es dauerte nicht lange, so war auf der erst unbewohnten, dann von tierähnlichen Menschen bevölkerten Insel eine ansehnliche Kolonie entstanden.

Das alles war aber, wie schon bemerkt, nur eine Sage, die sich unter den Bewohnern fortpflanzte; genauer konnte über die Entstehung der Fischerkolonie niemand etwas bestimmen. Behauptete man, daß sowohl das spanische, wie auch das englische Blut unter den Insulanern vertreten sei, so geschah dies mit Recht, denn die hohen, kräftigen Gestalten der Männer, ihre scharfen Nasen und die energischen Gesichtszüge waren die der Engländer, dagegen das schwarze Haar, und ganz besonders die zarten Figuren, der schlanke und doch üppige Wuchs der Frauen waren Merkmale der Spanier.

Einen Namen hatten sie der Insel nie gegeben, aber die ersten, welche vom Festland herüberkamen, waren entzückt von diesem kleinen Fleckchen Erde, wo alles Ruhe und Frieden atmete, und nannten es Happyland, das würde zu deutsch etwa heißen: das glückselige Land.

Und glücklich konnte man die Insulaner auch wirklich heißen.

Das Dörfchen lag am Ufer der Bucht, idyllisch, von Palmenwäldern eingerahmt. Ein aus dem Innern kommender Bach floß murmelnd zwischen den Hütten hindurch, in denen fleißige Weiber spannen und blühende Kinder spielten, sehnsüchtig der Rückkehr des Vaters wartend, der draußen auf dem Meere mit seinen Genossen fischte und sich schon auf den Augenblick freute, da er Weib und Kind begrüßen konnte. Die zurückgebliebenen Fischer saßen in ihren Kähnen, welche die Bucht bedeckten, und flickten Netze.

Es war nicht mehr alles so, wie es früher gewesen.

Vor einigen Jahren noch hatten sich die Leute damit begnügt, dem Meere nur soviel Beute abzujagen, wie sie für sich und die Ihrigen zum Unterhalt bedurften, seitdem aber erst einmal ein reicher Fischzug nach Cooktown verkauft worden war, fischte man nicht nur für sich selbst, sondern dachte auch daran, möglichst viel fangen und verkaufen zu können.

Ein Unternehmer hatte auf der Insel ein Haus angelegt, wohin die Fische gebracht wurden, nachdem sie ausgeladen worden waren. Dort wurden sie gewogen, bezahlt, in Eis gelegt und dann mittels eines Dampfers nach Cooktown gefahren, von wo aus sie in die großen Städte gingen.

Dadurch hatten die Fischer es zu einer gewissen Wohlhabenheit gebracht, denn der Verdienst war ein guter. Die Hütten verdienten diesen Namen nicht mehr, hatte ihr Aeußeres auch noch das Aussehen von solchen, so herrschte doch in ihrem Innern eine Bequemlichkeit, um die sie mancher reiche Bauer beneidet hätte. – – –

Durch die Dorfstraße schritten zwei Männer.

Der eine von ihnen zeigte den Typus der übrigen Insulaner, er war hoch gewachsen, mit schwarzem Haupthaar und Schnurrbart, wahrend der andere mehr das Aussehen eines Schweden oder Norwegers hatte. Er war bedeutend kleiner als die Bewohner der Insel, dafür aber sehr breitschultrig, und, was das Merkwürdigste war, er hatte lange, braune Locken und blaue Augen, was man sonst bei keinem der Fischer fand.

Die beiden Männer waren so gekleidet wie alle übrigen: hohe Wasserstiefel, lederne Hosen, von den Frauen gestrickte enge Jacken, und auf dem Kopf den Südwester, jenen Wachstuchhut, welcher vorn aufgeschlagen ist, hinten aber weit herunterhängt, um das ablaufende See- und Regenwasser nicht in den Nacken fließen zu lassen.

Der Kleinere sprach lebhaft auf den Größeren ein, der, ein Fischernetz über der Schulter, die lange Kalkpfeife im Mundwinkel, finster zu Boden blickte.

»Warum willst du meine Bitte abschlagen, Harris?« fragte der Blauäugige und legte seinem Genossen freundlich die Hand auf die Schulter. »Wie du mich vor vier Jahren als Bettler aufgenommen hast, heimatlos, freundlos, hungrig, fast nackt, so biete ich dir nun das an, was ich seitdem erworben habe. Nimm alles an, was ich dir geben kann, mein Boot, mein Haus – wende dich nicht so finster ab,« sagte er schnell, als sich der andere halb zur Seite wendete, »ich weiß, du bist noch kein Bettler, aber das Unglück hat dich schwer verfolgt, du besitzest fast nichts mehr als das Stück Land, das dir weder das Meer verschlingen, noch das Feuer verzehren konnte.«

»Laß mich, Björnsen,« sagte Harris dumpf. »Was mich bedrückt, weißt du am wenigsten. Was mache ich mir daraus, daß ich arm geworden bin! Noch habe ich zwei Arme, und mit de-

nen will ich das wieder dem Meere abringen, was es mir genommen hat.«

»Aber du hast kein Boot mehr,« unterbrach ihn Björnsen, »ich bitte dich, betrachte meinen Ewer als den deinigen! Mein Knecht ist alt, er sitzt lieber in der Stube auf der Bank und schürt das Feuer, als daß er dem Sturm Trotz bietet –«

»Soll ich auch noch dein Knecht sein?« murrte der Fischer.

»Du hast mich falsch verstanden, weil du mich nicht ausreden ließest. Ich lasse den Knecht gern zu Hause, er hat schon längst sein Gnadenbrot verdient, aber fahre du mit mir zusammen auf dem Ewer, was wir fangen, teilen wir, und in einigen Wochen hast du genug zusammen, um dir ein neues Fahrzeug zu kaufen.«

»Ich habe dir schon einmal gesagt, ich nehme nichts geschenkt,« herrschte ihn der andere an.

»Du hast mein Geld allerdings ausgeschlagen, ich würde dies an deiner Stelle auch gethan haben, aber was ich dir hiermit anbiete, kannst du annehmen. Arbeite mit mir zusammen, und wir teilen redlich das Verdiente. Willst du?«

»Nein,« brauste Harris auf, »ich nehme weder von dir, noch von sonst jemandem etwas an.«

Der Blauäugige blieb stehen und legte dem Fischer beide Hände auf die Schulter.

»Was hast du gegen mich, Harris?« sagte Björnsen, und sein Gesicht hatte einen traurigen Ausdruck. »Waren wir früher nicht immer die besten Freunde, die vor Freude jubelten, wenn sie sich nach langer Trennung wiedersahen? Was ist zwischen uns getreten? Seit einem halben Jahre gehst du mir aus dem Wege; treffen wir uns, so drehst du um, setze ich mich neben

dich, so stehst du auf. Endlich habe ich dich einmal gefaßt, und nun sollst du mir Rede stehen. In der Not zeigt sich der Freund, sagt ein Sprichwort meiner nordischen Heimat, und ich will es hier im Süden bewahrheiten. Komm mit mir, noch einmal, betrachte alles Meine als dein Gut!«

Als der andere schwieg, fuhr er fort:

»Warum arbeitest du im Eishaus für Tagelohn, ein jeder von den Insulanern nimmt dich auf, und wenn er dir auch nicht viel Geld giebt, so bist du doch unter deinen Kameraden!«

»Auch du bist ein Fremder,« stieß, Harris hervor.

Björnsen blieb erstaunt stehen.

»Das sagst du mir, du, der mich erst zum Hierbleiben genötigt hat? Doch ich sehe, du bist schlechter Laune! Komm' in mein Hans, das Mittagsessen wird fertig sein! Ich muß noch einmal an den Hafen, und Nancy wird dich inzwischen aufheitern.«

»Nimmermehr!« rief Harris heftig.

»So zwinge ich dich,« lachte Björnsen. »Was solltest du für einen Grund haben, mein Haus zu verschmähen?«

Er faßte den Freund, der ihn mied, unter den Arm und zog ihn in die Thüre seines Häuschens, vor dem sie sich gerade befanden.

»Hier, Nancy!« rief der junge Fischer und schob den sich Sträubenden in die Stube, »unterhalte ihn gut, und sorge dafür, daß er nicht wieder ausreißt! In zehn Minuten bin ich wieder zurück.«

Vor dem offenen Küchenfeuer saß ein Weib, welches sofort aufstand und dem Eintretenden mit ausgestreckten Händen entgegenging.

War es ihre Schönheit, die Harris blendete, daß er die Augen zu Boden schlagen mußte, oder paßte die Anmut, die Holdseligkeit, die von der Gestalt ausging, nicht zu seiner finsteren Stimmung?

Schwarze Locken umrahmten den Kopf, der einem Raphael zum Modell gedient haben könnte; die dunklen, feuchtglänzenden Augen, so feurig und doch so schwärmerisch, blickten freundlich auf den stumm Dastehenden, der keine der beiden annahm, dieser kleinen, schlanken Kinderhände. Sie trug ein einfaches, graues enganschließendes Kleid, und auf den Locken saß ein Mützchen von derselben Farbe.

»Sei mir herzlich willkommen, Harris,« sagte sie mit wohlklingender Stimme. »Es ist das erste Mal, daß du mich besuchst, seit ich verheiratet bin. Warum bist du nicht früher schon einmal gekommen, waren wir doch Gespielen zusammen? Weißt du noch, wie ich dir immer die Hälfte von meinem Butterbrot geben mußte, wenn du keins bekamst, weil du nicht artig warst?«

Harris achtete nicht auf das fröhliche Lachen. Er strich die Haare aus der Stirn zurück, warf das Netz in einen Winkel der Stube und ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen.

Alles in diesem Raum glänzte vor Sauberkeit. Der Tisch, die Stühle, die Diele waren blank gescheuert, an den Wänden hingen Bilder und eine gemütlich tickende Uhr, und über den Kamin lief ein Sims, auf dem allerhand zierliche Nippsachen standen.

Die junge Frau hatte sich dem schweigenden Gast gegenübergesetzt.

»Was hast du nur seit einiger Zeit, Harris?« fragte sie nach einer Pause. »Es ist ein herbes Unglück, was dich betroffen, aber noch hast du Freunde genug, die dir wieder aushelfen. Sieh meinen Mann an, er brennt vor Verlangen, dir das vergelten zu können, was du an ihm gethan. Zu seiner Schande muß ich gestehen, daß er sich fast freute, als er von deinem Verlust hörte. Er konnte die ganze Nacht nicht schlafen, immer erzählte er mir seine Pläne, die er mit dir vorhatte; bald wollte er dir einen neuen Ewer kaufen, bald dir heimlich ein neues Haus bauen lassen und so weiter, und schließlich, als ich ihm sagte, daß er dich doch erst fragen müsse, ob du auch einwilligest, wurde er ordentlich böse auf mich. Und nun schlägst du ihm alles rundweg ab. Er ist sehr unglücklich darüber, er hatte sich so sehr darauf gefreut.«

Sie legte ihre Hand auf die des Mannes.

Harris zuckte zusammen, als berühre ihn glühendes Eisen, aber er beherrschte sich. Langsam senkte er die Augen und betrachtete die zierliche Hand, an deren einem Finger ein Goldreif funkelte.

»Unglücklich ist er, sagst du?« begann er leise. »Bist du glücklich. Nancy?«

»Gott sei Dank, ich bin's,« entgegnete das junge Weib, und seine Augen bezeugten, daß es die Wahrheit sprach, »aber ich meine ja nur so, daß Björnsen unglücklich ist, weil du seine Freundschaftsangebote abschlägst. Nein, wir beide sind die Glücklichsten auf der glücklichen Insel.«

Sie nahm in ihrem Eifer seine Hand und drückte sie, aber mit einem kleinen Schmerzensschrei zog sie dieselbe zurück.

»Du hast mir weh gethan, ihr Männer seid so stark.«

»Entschuldige, Nancy, gieb mir nicht wieder die Hand, dann thue ich dir auch nicht wieder weh,« sagte Harris mit rauher Stimme.

Nancy hatte jedoch schon wieder andere Fragen.

»Du arbeitest jetzt im Eishaus, Harris?«

»Ja.«

»Wieviel bekommst du denn da den Tag?«

»Zwei Schilling.«

»Das ist sehr wenig.«

Der Mann zuckte mit den Achseln.

»Besser als das Gnadenbrot essen,« meinte er dann.

»Wie ist denn der neue Direktor?« fragte Nancy wieder.

»Mister Elidoff? Ein sehr tüchtiger Mann, wenn er auch als Russe hier nicht sehr angesehen ist. Aber er besitzt Kenntnisse im Fischhandel.«

»Du sollst ja recht intim mit ihm verkehren?«

»Ich?« und Harris blickte auf. »Woher weißt du das?«

»Nun, man sagt so, du bist mehrere Male mit ihm im Walde gesehen worden.«

»Allerdings, ich mußte ihn öfters auf seinen Spaziergängen begleiten, weil er von mir Näheres über die hiesigen Fischerverhältnisse erfahren wollte.«

»Er lebt ja äußerst zurückgezogen, man bekommt ihn fast gar nicht zu sehen.«

»Elidoff ist sehr fleißig,« sagte Harris kurz, stand auf und ging nach seinem Netz.

»Du willst schon gehen?« rief das junge Weib überrascht. »Ich hoffte, du würdest bei uns zu Mittag bleiben. Mein Mann würde sich sehr darüber freuen.«

»Thut mir leid, Nancy! Adieu.«

»Und kann ich ihm nicht wenigstens sagen, daß du mit ihm fahren willst? Er geht wahrscheinlich schon in einigen Tagen mit seinem Fischewer in See und bleibt einige Zeit draußen.«

Harris blieb auf der Thürschwelle sinnend stehen. Plötzlich preßte er die Lippen fest zusammen, drehte sich um und murmelte:

»Sage ihm, ich würde ihm morgen früh bestimmten Bescheid geben! Lebewohl!«

Einige Minuten später trat Björnsen ins Zimmer.

»Also du hast ihn nicht halten können?« rief er. »Das ist sehr schade. Ich sah ihn die Dorfstraße entlang gehen, aber so schnell, daß ich ihn nicht einholen konnte, ehe er das Eishaus erreicht hatte. Und in dem mag ich nichts zu thun haben.«

»Warum nur nicht, Björusen, du gingst doch früher immer hin, um mit Mister Jenkins ein Stündchen zu plaudern.«

»Seit der neue Direktor darin ist, habe ich vor dem Hause einen Abscheu bekommen. Drei Tage ist der Russe nun hier, und ebenso lange quäle ich mein Gehirn ab, wo ich diesem Gesicht, dieser richtigen Spitzbubenphysiognomie, schon einmal

begegnet bin. Mir ist es, als sehe ich immer ein Unglück vor Augen, wenn ich diesem Mann begegne, obgleich er mir auszuweichen sucht, wo und wie er nur kann. Neulich traf ich ihn einmal allein am Ufer stehen, ich wollte ihn mir recht genau betrachten, sah ihm direkt ins Gesicht, und wie er es merkte, hielt er sich schnell ein Taschentuch vor, als hatte er Zahnschmerzen, und wandte sich ab.«

»Aber trotzdem begreife ich nicht, was du gegen ihn hast. Er ist ein so hübscher, ruhiger Mann, immer sauber gekleidet, nicht so wie der vorige Direktor, dessen Kleidung immer voll Fischschuppen war.«

»Das kam vom Geschäft,« lachte der junge Fischer.

»Dagegen den Mister Jenkins, den kann ich nicht leiden, der stottert, schielt und –«

»Laß mir Mister Jenkins in Ruhe,« rief Björnsen ernst, »das ist ein Ehrenmann durch und durch, auf den lasse ich nichts kommen!«

»Ach geh, du willst schon Streit anfangen, und wir sind erst einen Monat verheiratet,« sagte Nancy und hing sich an den Hals ihres Mannes. »Was gehen uns Elidoff und Jenkins und alle übrigen an?«

»Du hast recht,« erwiderte Björnsen und küßte sein Weibchen zärtlich, »komm' und laß uns noch etwas zusammen schwatzen, bis das Essen fertig ist!«

Er setzte sich auf die Bank und zog Nancy auf seine Kniee.

»Weißt du schon, daß es morgen gerade vier Jahre her sind, seit ich auf die Insel kam?« begann er.

Nancy nickte eifrig.

»Unglücklich kam ich hierher, aber die Insel hat ihren Namen mit Recht, jetzt bin ich der Glücklichste der Sterblichen geworden,« fuhr der Fischer fort.

»Durch was denn?«

Das junge Weib that ganz erstaunt und hob schelmisch den Kopf.

»Durch dich, mein Schatz,« sagte Björnsen zärtlich und drückte einen Kuß auf die dargebotenen Lippen. »Mein Haus, mein Weib – was sollte ich noch mehr verlangen, um glücklich zu sein?«

»Björnsen,« hob das junge Weib an, »nie hast du mir erzählt, wie du in die Nähe dieser Insel kamst, da du doch aus Schweden stammst. Du hast vorhin selbst gesagt, daß du unglücklich hier an Land gebracht wurdest, so erzähle mir deine Geschichte jetzt!«

Der Fischer seufzte tief auf.

»Die Geschichte ist kurz genug, aber sehr traurig. Doch du hast recht, wir sollen keine Geheimnisse voreinander haben, ich wüßte auch keinen Grund, warum ich sie dir nicht erzählen sollte, und da sich der Hauptteil derselben gerade heute vor vier Jahren zutrug, will ich sie dir jetzt mitteilen.«

Nancy schmiegte sich dicht an die Brust ihres Mannes, und dieser begann:

»Wie du weißt, bin ich ein Schwede und war früher nicht Fischer, sondern Landwirt. Ich besaß in meiner Heimat ein kleines Bauerngut und lebte darauf mit meiner Mutter und Schwester, arbeitete von früh bis abends spät, ohne mehr zu erwerben, als wir eben bedurften, aber ich war schon glücklich, wenn ich meine Lieben gesund und munter sah. Da starb die

Mutter, und mit ihrem Tode fing mein Unglück an. Ein strenger Winter zerstörte die Frühsaat, ein regenloser Sommer ließ das Getreide nicht aufkommen, kurz, ich hatte Mißernten, und zwar nicht nur einmal, sondern mehrere Jahre hintereinander. Die konnte ich auf meinem Gütchen nicht aushalten, ich wurde gezwungen, Schulden zu machen. Aber immer neue Unglücksschläge kamen hinzu, Feuer, Hagelschlag, sodaß ich schließlich dem Ruine meines Vermögens entgegensah.

»Da wurde bei uns bekannt, daß in Australien gutes Land für einen Spottpreis verkauft würde. Ich erkundigte mich näher und erfuhr auch, daß man sich dort mit wenig Mitteln, aber durch eisernen Fleiß eine schöne Existenz gründen könne. Sofort war mein Entschluß gefaßt. Ich verkaufte mein Gut, raffte alles bare Geld zusammen und verließ mit meiner Schwester mein Heimatland, um auf einem Dampfer nach Australien zu fahren.«

Björnsen seufzte tief auf und fuhr dann fort:

»Wir hatten stets schönes Wetter, unsere Fahrt ging sehr schnell von statten, und ich entsinne mich noch, daß einmal der erste Steuermann mit dem Kapitän einen heftigen Streit hatte, weil er so ungeheuer schnell fahre; ob er vielleicht glaube, er dürfe sich das erlauben, weil das Schiff so außerordentlich hoch versichert worden sei. Eines Abends legten wir uns in der Erwartung in die Koje, am anderen Morgen die Südost-Küste von Australien zu sehen, wohin unser Ziel gerichtet war, aber ach, es kam anders!«

Wieder schwieg der Mann und sah starr vor sich hin, bis ihm Nancy zärtlich die Wange streichelte.

»In der Nacht hörte ich ein heftiges Laufen und Stampfen an Deck, ich glaubte, die Küste wäre in Sicht, und da ich mir den ersten Anblick meines zukünftigen Heimatlandes nicht ent-

gehen lassen wollte, warf ich schnell einige Sachen über und eilte an Deck. Ich konnte gerade noch hören, wie der erste Steuermann nach dem Kapitän schrie, der nirgends zu finden sei, da, Nancy, erschrick nicht ...«

Das junge Weib schmiegte sich fest an die Brust des starken Mannes, der mit entgeisterten Augen vor sich hinstarrte.

»Da geschah plötzlich ein furchtbarer Knall, ich fühlte mich in die Luft geschleudert, und als ich wieder zu mir kam, lag ich im Wasser – von dem großen Schiff war nichts mehr zu sehen, nur Trümmer bedeckten das Meer, und zerstückte Leichname schwammen umher.«

Der Fischer senkte den Kopf und bedeckte die Augen mit seiner Hand.

»Alles, alles fort!« begann er nach einer Weile wieder mit dumpfer Stimme. »Ich klammerte mich an ein Stück Mast und wurde lange, lange Zeit an der Unglücksstätte herumgetrieben, kein anderer Mensch war noch zu sehen, und – auch meine Schwester nicht, ich war der einzige Lebende. Einen ganzen Tag hing ich an dem Holze, der Abend kam und brachte heftigen Wind mit sich, und in der Nacht wühlte ein Sturm die Wogen auf, daß ich bald hoch emporgeschleudert wurde, bald wie in einen Abgrund hinabstürzte. Hundert Male schon hatte ich den Gedanken gefaßt, den Mast fahren zu lassen und mein Grab in den Wellen zu suchen, anstatt mich immer wieder der Hoffnung hinzugeben, aber es war mir, als ob mir stets eine Stimme zuflüsterte: ›Halte fest, Björnsen, halte fest, du wirst nach deinem Glücke gebracht!‹ Ich weiß nicht, wie viele Stunden der Nacht schon verflossen waren, da sah ich plötzlich ein Lichtchen in der Ferne auftauchen. Ich schrie, ich heulte, aber ach, der Sturm übertönte meine Stimme! Und doch kam das

Licht immer näher. Mit einem Male tauchte der Mond hinter den Wolken vor, und nun sah ich, wie ein Fischewer bald hoch oben auf den schäumenden Wellen tanzte, bald wie ein Pfeil in die Tiefe stürzte, aber es war eine starke, sichere Hand, die das Schiffchen lenkte. Der Mann hatte sich vor dem Steuer festgebunden und beobachtete aufmerksam den Kompaß, dann wieder das einzige, noch stehende Segel, den hilflosen Mann im Wasser hatte er noch nicht gesehen. Aber Gott lenkte seinen Blick; plötzlich drehte er das Steuer, damals glaubte ich, mit dem Seewesen völlig unbekannt, jetzt müsse er vorbeifahren, während er vorhin direkt auf mich zukam, doch ich hatte mich getäuscht, der Mann machte die kühnsten Versuche, außerhalb des Windes an mich heranzukommen, dadurch wurde ihm der Klüverbaum abgebrochen, aber endlich lag ich an Deck des Ewers.

»Harris nahm mich auf, wie ein Bruder den andern, er gab sich nicht zufrieden, mir das Leben gerettet zu haben, sondern er sorgte auch dafür, daß ich es weiter erhalten konnte. Er kleidete den nackten Fremden, er speiste ihn und ließ ihm sein Haus offen.

»In zwei Jahren war der einstige Bettler so weit, daß er sich einen eigenen Ewer anschaffen konnte, und wieder ein Jahr später, da lernte er dich kennen, Nancy, und vor einem Monat ist aus dem armen Schiffbrüchigen, der mit halb verzweifelndem Herzen hier gelandet wurde, der glücklichste Mensch unter der Sonne geworden!«

»Armer Mann, was hast du gelitten!« sagte Nancy zärtlich und schlug die Arme um seinen Hals. »So hast du niemanden mehr auf der Welt, der Anteil an dir nimmt?«

»Niemanden als dich, Nancy, und Harris; mag sein Benehmen auch noch so sonderbar sein, mag er mir auch noch so ge-

flissentlich aus dem Wege gehen, ich will ihm ein Freund sein, auf den er in der Not zählen kann; nicht Leben, nicht Tod, nicht sein Zorn sollen mich davon abbringen. Wie er einst sein Leben für das meinige hingeben wollte, so bin ich auch jetzt bereit, das meinige für ihn zu opfern!« – – – – – –

Unterdessen schritt Harris die Dorfstraße entlang, bog dann links ab und stieg eine kleine Anhöhe hinauf, auf welcher ein großes, fensterloses Gebäude stand, dessen Mauerwerk, wie auch das Dach mit blendendem Weiß bestrichen waren. Es war dies das sogenannte Eishaus, in welchem die Fische in mit Eis abgekühlten Räumen so lange aufgehoben wurden, bis ein Dampfer kam und sie nach Kooktown brachte. Es war allerdings schwer, hier, dem Aequator nahe, Eis längere Zeit zu halten, aber es mußte sein, und so brachte zweimal wöchentlich ein Dampfer das Eis, und in dem weißen Gebäude, welches die Sonnenstrahlen stark reflektierte, also nicht aufsaugte, hielt es sich ziemlich gut.

Dicht an dieses Gebäude lehnte sich ein kleines, freundliches Häuschen mit grüngestrichenen Fensterkreuzen, an denen sich Weinreben emporrankten; hier wohnten Mister Elidoff, der Stellvertreter des in Kooktown wohnenden Fischhändlers, und Mister Jenkins, sein Buchhalter, welcher von Anfang an hier thätig gewesen war, aber seiner sonderbaren Eigenschaften wegen nicht dazu gepaßt hatte, den erst vor einigen Tagen abgegangenen Direktor zu ersetzen, sodaß ein neuer, Elidoff, vom Prinzipal hergeschickt worden war.

Während des ganzen Weges hatte Harris, kurze Sätze ausstoßend, ab und zu den Kopf geschüttelt, war stehen geblieben und dann wieder mit zögernden Schritten weiter gegangen.

»Was für ein Thor bin ich gewesen,« murmelte er vor sich hin, »mein eigenes Glück zu verscherzen, es dem an den Hals

zu werfen, der mir alles zu danken hat! Und doch, mußte es nicht so kommen? Darf ich mich darüber wundern? Nein, ich selbst bin daran schuld, ich war blind. Zwei Gefühle streiten in meinem Herzen, das der Liebe und das des Hasses. Ich hielt Björnsen für meinen Freund, und gerade er hat mir alles geraubt. Doch nein, that er dies wirklich? Wußte er, daß ich Nancy liebte? Wußte Nancy, daß sie mir den Todesstoß gab, als sie dem Fremdling die Hand reichte? Nein, ich war ein Narr, daß ich mich ihr nicht offen erklärte – sie konnte es nicht wissen, sie hielt mich für ihren Freund, ahnte aber nicht, daß die glühendste Leidenschaft mir das Herz zerriß! Und nun, da es zu spät ist, zermartere ich mich mit Eifersucht, ich quäle mich mit dem Gedanken, wie ich mein Glück wiedererlangen kann.«

Seufzend strich sich der Fischer über die braune Stirn.

»Zu spät, zu spät,« murmelte er vor sich hin.

Als er die Anhöhe emporgestiegen, sah er ein bärtiges Gesicht im Fenster des Eishauses auftauchen.

»Was will nur dieser Russe von mir?« dachte er. »Er sucht meine Freundschaft auf jede Weise zu gewinnen, bald mit süßen Schmeichelworten, bald mit Geld. Als der Morgen nach jener Nacht anbrach, die mir meinen Ewer, wie auch mein Haus geraubt hatte, war er der erste, der mir das Geld anbot, mir alles wieder kaufen zu können. Warum zieht er sich so von aller Welt zurück, warum sind ich und Jacko die einzigen im Dorfe, mit denen er verkehrt? Dies ist mir nicht schmeichelhaft, denn Jacko ist der Abschaum der Insulaner, ein verworfenes Subjekt, das einzige, das auf der Insel existiert, die Schande für uns alle. Und gerade mit diesem habe ich ihn mehrere Male im Gespräch gesehen. Da winkt er mir schon wieder, will sehen, was er mir zu sagen hat.«

Statt nach dem Eishaus zu gehen, schritt Harris auf das Wohngebäude zu.

Mister Elidoff empfing ihn in seinem Schreibzimmer.

Er war, wie schon sein Name sagt, ein Russe, wenigstens gab er sich für einen solchen aus, aber ein Menschenkenner hätte ihn eher für einen Italiener gehalten. Das dunkelrote Gesicht war über und über mit einem dichten, schwarzen Barte bedeckt, der fast nur Stirn und Augen freiließ, und diese Augen hatten einen so stechenden Blick wie die der Tiger. Er war unbedingt ein schöner Mann, besonders die edelgebogene Nase machte ihn zu einem solchen, wenn nur nicht die Augen so unruhig gewesen wären. Man mußte immer glauben, daß dieser Mensch ein böses Gewissen habe, das ihm keine Ruhe ließ.

»Harris,« begann Elidoff und schob dem Eintretenden einen Stuhl zu, »wie gefällt Euch die Arbeit im Eishaus?«

»Schlecht! Ich sehne mich zurück nach dem Meere. Habe ich mir genug gespart, um mir ein neues Boot kaufen zu können, verlasse ich Euch wieder.«

»Setzt Euch nur!« sagte der Russe zu dem noch immer an der Thür Stehenden, und als dieser der Aufforderung Folge geleistet hatte, fuhr er fort: »Es wird aber ein Jahr vergehen, ehe Ihr so viel zusammen habt.«

»Das macht nichts, ich kann warten. Ich könnte mir das Geld dazu schneller erwerben, aber ich bin zu stolz, um bei denen, unter welchen ich früher einer der reichsten war, für Lohn zu arbeiten, hier ist dies etwas anderes. Erst vorhin habe ich ein Angebot bekommen, mit jemandem zusammen zu arbeiten, wodurch ich in einigen Wochen genügend Geld in die Hände bekommen würde.«

»Wer war das?«

»Björnsen, der Schwede, über den Ihr Euch bei mir so genau erkundigt habt!«

»Björnsen?« rief Elidoff und trat auf den Fischer zu. »Habt Ihr es angenommen? Sprecht, Mann!«

»Ich wurde so sehr gebeten, daß ich wenigens versprach, morgen früh eine bestimmte Antwort zu geben. Aber ich werde wahrscheinlich nicht annehmen.«

»Was müßtet Ihr denn bei diesem Schweden arbeiten?«

»Wir fahren zusammen auf seinem Ewer ins Meer hinaus und fischen. Sein Knecht ist alt, er will ihn zu Hause lassen und mir so Gelegenheit geben, schnell in den Besitz von Geld zu kommen, denn er will redlich mit mir teilen. Ein edles Angebot, aber ich werde es doch abschlagen.«

Erregt ging der Russe mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, die Brauen gerunzelt und die Augen unheimlich rollend. Plötzlich blieb er vor dem Fischer stehen und begann mit leiser, eindringlicher Stimme:

»Ihr liebt Nancy?«

»Herr!« rief Harris und sprang auf, den Sprecher mit finsteren Blicken messend. »Was geht Euch das an?«

»Jacko hat es mir erzählt.«

»Jacko? Wie kommt er dazu, habt Ihr ihn gefragt?«

»Er hat mir das erzählt, was sich das ganze Dorf zuflüstert. Oder glaubt Ihr, auch ich hätte nicht gleich am ersten Tage gemerkt, daß Euch eine heimliche Leidenschaft verzehrt? Eure leidenden Mienen und mehr noch Eure Augen verraten es.«

»Das ganze Dorf flüstert es, sagtet Ihr?« brachte Harris mit bebenden Lippen hervor.

»Ein jeder weiß davon, was Ihr als Euer Geheimnis zu betrachten scheint, und mehr noch, ein jeder sagt, daß Ihr ein rechter Narr seid.«

»Herr!« brauste Harris abermals ans, »wahrt Eure Zunge, wir stehen hier auf freiem Boden, ich bin nicht Euer Sklave, den Ihr beleidigen dürft!«

»Gemach, gemach,« beschwichtigte ihn der Russe lächelnd und drückte den Aufgesprungenen auf deu Stuhl zurück. »Ich will Euch ganz genau erzählen, wie man über Euch im Dorfe spricht. Sie sagen, Ihr seid ein Narr gewesen, daß Ihr dem Manne das Leben gerettet habt, der Euch dann Eure Braut stahl.«

»Kann ich etwas dagegen thun? War es nicht der Wille des Schicksals? Üeberdies ist Nancy nie meine Braut gewesen!«

»Aber die Erwählte Eures Herzens! Und ob Ihr was dagegen thun könnt? Sie lachen Euch aus, sie spotten darüber, daß Ihr Euch das gefallen laßt. Aber Ihr seid vor Liebe blind und merkt nicht, wie sie lachend hinter Eurem Rücken mit dem Finger auf Euch deuten. ›Dem Tölpel geschieht recht‹ sagen sie, ›er ist Nancy gar nicht wert‹«

Des jungen Fischers Brust atmete schwer.

»Ich wäre Nancy nicht wert?« sagte er tonlos. »Mein Gott, kann ich dafür, daß dies alles so gekommen ist? Meine einzige Schuld ist, daß ich ihr nicht früher meine Liebe gestanden habe, und seitdem ich dies erkannt habe, ringe ich Tag und

Nacht mit mir, mein heißes Blut zu beherrschen, denn es ist zu spät, Nancy ist für mich verloren.«

»Heißes Blut?« spottete der Russe. »Man sagt von Euch Insulanern, Ihr wäret Abkömmlinge von Spaniern, und das mit Recht, Ihr besitzt das feurige Temperament dieser Nation. Nur Ihr, Harris, macht diese Behauptung zur Unwahrheit, Ihr seid kalt, wie der Fisch, welchen Ihr fangt.«

»Keiner meiner Kameraden würde anders handeln als ich,« entgegnete Harris. »Wenn ihm etwas auf rechtlichem Wege genommen worden ist, so bezwingt er sich wie ein Mann, den Verlust zu vergessen.«

»Oho,« sagte Elidoff höhnisch, »da kenne ich die Insulaner denn doch besser als Ihr, obgleich ich erst drei Tage hier bin. Wie gesagt, Eure Augen sind vor Liebe blind, Eure Ohren sind verschlossen, sonst würdet Ihr hören, was man über Euch spricht, und wie sich jeder andere an Eurer Stelle benehmen würde.«

»Was sagt man davon?«

Der Russe neigte sich bis an das Ohr des Fischers und zischelte:

»Man sagt, wenn ich jemandem das Leben gerettet habe und er vernichtet mein Glück, ich kann es aber nach seinem Tode wiederbekommen, so –«

Der Russe hielt inne.

»Was dann?« flüsterte Harris atemlos.

»Dann darf ich ihm das Leben wieder nehmen.«

Der Fischer stand langsam auf und mußte sich an der Stuhllehne festhalten, so bebten ihm die Glieder vor Aufregung.

»Das also ist es, was die anderen thun würden?« hauchte er, die Augen starr auf den Russen geheftet.

»Ja, das ist es. Und fürwahr, eine schwache, feigherzige Memme ist der, der es nicht thut.«

»Aber ich kann es nicht,« stöhnte der junge Fischer und schlug die schwieligen Hände vor das Gesicht. »Nancy, Nancy, ich möchte Dich besitzen, aber nicht durch Mord.«

Er sank wie gebrochen auf einen Stuhl.

»Nancy war Euch niemals abgeneigt, ebensowenig, wie sie es jetzt ist,« begann der Russe und nahm Harris gegenüber Platz. »Ihr hättet nur um ihre Hand zu werben brauchen, nie würde das Mädchen sie Euch abgeschlagen haben.«

»Ich weiß es,« stöhnte der Mann, »zu spät – zu spät!«

»Nichts ist zu spät, es läßt sich alles wieder einholen. Wenn ihrem Manne jetzt auf der See ein Unglück zustößt, wie es so oft passiert, so würde sie ein halbes Jahr trostlos sein, ein halbes Jahr würde sie um den Verschollenen noch weinen und dann sich langsam wieder beruhigen, bis ein anderer kommt, der um ihre Hand anhält. Es ist nicht das erste Mal, daß sich so etwas auf dieser Insel ereignet.«

Der Fischer hatte noch immer das Gesicht mit den Händen bedeckt, aber der Russe zweifelte nicht daran, daß die vorgemalten Bilder ihre Wirkung verfehlen würden, und fuhr fort:

»Dann kommt Ihr, Harris, und sprecht: Nancy, einmal ist mir jemand zuvorgekommen, aber das zweite Mal soll dies nicht wieder geschehen, sei mein Weib, Nancy! Und sie wird

nicht nein sagen, ich bin davon überzeugt. Unterdessen habt Ihr Euch ein hübsches, neues Haus gekauft, fahrt statt eines Ewers deren zwei, aber nicht mehr selbst, sondern habt Eure Leute dazu. Ihr bleibt zu Hause bei Eurer Nancy und –«

Dem Fischer tönte ein Heller Klang in die Ohren, er blickte auf und sah, wie der Russe einen Haufen Goldstücke von einer Hand in die andere spielen ließ.

Er war aufgesprungen, und der seltsame Ausdruck der schwarzen Augen sagte dem Verführer mehr, als er aus Worten hätte verstehen können: Harris war der Seine.

»Behaltet Euer Geld,« stieß er rauh hervor, »ich mag es nicht. Auch will ich nicht wissen, weshalb Ihr den Schweden haßt – genug, Ihr habt mir einen Weg gezeigt, den ich betreten werde, und führt er auch zur Hölle, wenn er mich nur zuerst durch's Paradies bringt.«

»Verschmäht das Geld nicht,« lächelte der Russe, »es ist der beste Freund der Menschen. Doch noch eins, wann geht Björnsen in See?«

»In einigen Tagen habe ich gehört, und,« setzte Harris mit furchtbarem Blick hinzu, »ich werde mit ihm gehen.«

»Haha,« lachte der Russe und reichte ihm die Hand, »bravo, ich wünsche Euch guten Fischfang! Vergeßt also nicht, heute abend.«

»Ich komme,« antwortete der Fischer kurz und verließ das Zimmer.

»Dem Himmel sei Dank,« stöhnte der Russe auf, als er allein war, »bald werde ich nicht mehr jeden Augenblick zu fürchten haben, von dem Schweden erkannt zu werden. Es ist ein Unglück für mich oder auch ein Glück, daß ich jeden Men-

schen, den ich nur einmal im Leben gesehen habe, sofort wiedererkenne. Auch dieser Bursche erinnert sich, mich schon einmal getroffen zu haben, aber ehe ihm alles klar zum Bewußtsein kommt, wird er nicht mehr zu den Lebenden zählen, dafür sorgt schon der von ihm betrogene Bräutigam. Hahaha!

»Ich brauche vor Harris nicht ängstlich zu sein, dem Burschen will ich schon noch Geld in die Hände spielen, und auch ohnedies weiß er nichts und hat mich selbst als Angeber zu fürchten. Aber ich muß mich von jetzt ab vor ihm in acht nehmen, denn hat er erst einmal die Verbrecherbahn beschritten, so wandelt er darauf schnell vorwärts. Ich weiß es aus eigener Erfahrung.«

Mit großen Schritten durchmaß er das Zimmer.

»Sonderbar, höchst sonderbar! Auf dieser Insel will ich mich endlich verstecken, um meinen Raub bescheiden, aber in Ruhe verzehren zu können, und gleich beim ersten Tritt auf der Insel begegnet mir dieser blonde Schwede.

»So sind doch einige der Katastrophe entgangen? Vielleicht aber auch nur er? Nun, ist er zum Stillschweigen gebracht, so bin ich in Sicherheit. Fremde kommen hierher nicht, und dann ist es endlich einmal Zeit, mir ein Heim zu schaffen, wie ich es mir längst ersehnt habe. Hier lebt es sich wie im Paradiese, die Mädchen sind alle Schönheiten, und durch den Dampfer kann man sich mit allem Komfort versehen lassen, die sonst nur die größten Städte zu bieten vermögen. Glück auf, ich bin nicht mehr weit vom Ziele entfernt!«

Händereibend ging der Russe auf und ab und malte sich in den schönsten Farben die Freuden aus, die ihn hier erwarteten.

Da schallten Rufe aus dem Dorfe, besonders durchdringende Kinderstimmen jubelten laut, und als Mister Elidoff an's

Fenster trat, sah er zu seinem Staunen, wie eben ein großes Vollschiff von einem Dampfer, der aber wie eine Brigg aufgetakelt war, in die Bucht geschleppt wurde.

21. Der neue Diener.

Das Innere des Inselchens zeigte noch die ursprüngliche Beschaffenheit desselben, die Fischer hatten sich damit begnügt, die Küstenstriche fruchtbar zu machen, aber tiefer ins Land waren sie nicht gedrungen. Sie waren keine poetisch veranlagten Naturen, diese Männer; im harten Kampfe mit dem Meere, ihrem Elemente, war ihnen der Sinn für Naturschönheit verloren gegangen. Sie waren zufrieden, wenn sie nach des Tages Arbeit neben Weib und Kind vor ihrem Häuschen sitzen und eine Pfeife schmauchen konnten. Sie dachten nicht daran, Streifzüge in das Innere der Paradiesisch-schönen Insel zu unternehmen.

Nur einige waren unter ihnen, welche daran Genuß fanden, hauptsächlich Frauen, deren kleiner Hausstand ihnen müßige Stunden am Tage gestattete, ebenso trieben sich auch die Kinder öfters in den Wäldern und zerklüfteten Schluchten der Insel umher.

Vom Walde rings umschlossen liegt ein freies Fleckchen, mit üppigem, weichen Rasen bedeckt. Kein gebahnter Weg, nicht einmal ein Waldpfad führt zu diesem Orte, aber doch erkennt man an dem Hügel, welcher sich an der einen Seite jäh erhebt, eine Art von Treppe. In den harten Boden sind Pfähle wagerecht eingegraben, dann ist wieder die Erde weggeschaufelt und der Absatz mit Steinen belegt, oder auch ein zufällig dort liegender Stein als Treppenstufe benutzt worden. Diese Treppe ist sehr unbequem und unsicher, läuft auch im Zickzack, aber für den leichten Schritt der Frauen und den flüchtigen Fuß der Kinder genügt sie vollkommen.

Oben auf dem Hügel kann man nur entweder rechts oder links abbiegen, denn vor dem Spaziergänger befindet sich ein Wald mit so dichtem Unterholz, daß schwerlich jemand durch-

dringen kann. Rechts dagegen stehen die Bäume auf dem Rücken des Hügels weiter auseinander und gestatten so den Durchgang, während links der Weg ebenfalls durch eine etwa fünf Meter breite, plötzlich abfallende Schlucht gehemmt sein würde, wenn nicht zwei darüber gelegte Baumstämme sie passierbar machten.

Die Insel war früher vulkanisch, und die Schlucht, über welche die zwei Fuß breite Brücke führt, ist so tief, daß kein Mensch beim Sturze in den Grund am Leben bleiben, sondern schon unterwegs an den hervorspringenden Zacken und Kanten des Felsgesteins zerschellen würde.

Es mußten zwei fröhliche Menschen sein, welche sich an einem wunderschönen Nachmittage durch den Wald dieser Lichtung näherten. Eine prächtige Tenorstimme jubelte laut und wurde dabei von einer weiblichen begleitet, aber der Sänger mußte sich in sonderbar übermütiger Laune befinden, denn einmal zwang er seine Stimme bis zu den tiefsten Lagen hinab, dann wieder schraubte er sie bis zu den unglaublichsten Tönen hinauf, und schnappte sie schließlich über, so mußte die Sängerin in helles Lachen ausbrechen.

Immer mehr näherten sich die Stimmen dem lauschigen Orte, immer lauter erklangen sie, bis endlich oben auf der Anhöhe vor der improvisierten Brücke eine männliche und eine weibliche Gestalt erschienen, die zwischen sich einen großen, aus Rohr geflochtenen Korb trugen.

»Bataillon halt!« kommandierte der Mann, vor der Brücke stehen bleibend. »Setzt ab die Trage!«

Er setzte den Korb hin und ließ sich darauf nieder, das Gesicht dem Mädchen zukehrend, das mit einem leichten weißen Gewände und einem breitkrempigen Strohhute bekleidet war.

»Erklären Sie sich für besiegt, Miß Thomson? So schön wie ich kann keiner singen; ich habe einmal mit zehn Tirolern um die Wette gesungen, aber ich habe lauter geschrieen, als alle zehn zusammen.«

»Bei Ihnen giebt also den Ausschlag, wer am lautesten singt?« lachte das Mädchen. »Ich dachte, es käme mehr auf die Anmut der Stimme an.«

»Was nützt mir die Anmut, wenn ich sie nicht hören kann? Nein, brüllen muß man, daß die Aepfel von den Bäumen fallen, das ist die Kunst beim Singen.« »Darüber sind wir eben wieder einmal verschiedener Meinung, Sir Williams. Doch, wollen Sie hier sitzen bleiben und mich stehen lassen?«

»Sie können sich ja einstweilen dort ins Gras setzen, es wird hoffentlich trocken sein, sonst legen Sie Ihr Taschentuch unter. Aber ich wollte Ihnen auch nur angesichts dieser Brücke sagen, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Ich habe mich bei den Kindern des Dorfes als Fourier ganz genau erkundigt und folgendes erfahren: Wir kommen an eine Brücke, die in einem unbekannten Stile erbaut ist; das ist jedenfalls diese. Sind wir über selbige gegangen, ohne hinuntergefallen zu sein, so treffen wir rechter Hand auf eine sogenannte Treppe, zu deren Passage man sich vorher gegenseitig mit Seilen festbinden muß, sonst ist man rettungslos verloren. Unten angelangt, öffnet sich unseren entzückten Augen ein weiter Platz, auf dem Gras wächst, und das soll der Ort sein, wo wir uns häuslich niederlassen können.«

»Aber da ist er ja schon vor uns,« entgegnete Miß Thomson lachend.

»Warum haben Sie das nicht eher gesagt?« rief Charles, nahm wieder den Korb von der einen Seite und schritt als erster über den schwankenden Steg.

Nachdem sie auch das Hindernis der Treppe glücklich überwunden, wobei Charles das Mädchen unterstützte, schritten sie nach der Mitte des Platzes, stellten den Korb hin, und Charles ließ sich sofort wieder wuchtig auf den Deckel fallen, daß das Korbgeflecht sich muldenartig bog.

»Sie drücken ja die Butter breit,« rief Betty und wollte ihn herunterziehen.

»Seien Sie unbesorgt, breitgequetschte Butter schmeckt ebensogut wie andere,« beschwichtigte Charles. Er rutschte nach der einen Seite des Korbes und deutete auf die andere. »Hier setzen Sie sich mäuschenstill hin und erzählen mir, warum Sie den armen Chaushilm so gekränkt haben.«

»Ich?« fragte Betty erstaunt und setzte sich ebenfalls auf den Korb. »Ich wüßte nicht, womit ich ihm zu nahe getreten sein sollte.«

»Sie wissen doch, daß der Herzog Sie liebte?«

»Chaushilm liebt jede, die ihn einmal freundlich ansieht.«

»Aber Sie haben ihm auch Schmeicheleien gesagt oder Andeutungen gemacht, wodurch er sich zu Hoffnungen berechtigt glaubte.«

»Ist mir niemals eingefallen,« entgegnete Betty etwas entrüstet. »Sprechen Sie nicht Zeug, welches mißverstanden werden kann!«

»So!« fuhr Charles jedoch mit schulmeisterhafter Miene fort. »Haben Sie nicht damals, als wir in Ceylon auf dem Flusse fuhren, gesagt, daß Sie sich stets freuten, wenn er in Ihrer Nähe wäre, und noch vieles andere mehr?«

Das Mädchen wurde etwas verlegen.

»Das ist allerdings wahr, und ich will Ihnen offen gestehen, warum ich das gesagt habe, obgleich ich mir nichts weiter dabei dachte. Ich wollte nur dem Marquis etwas um den Bart gehen, weil er –«

»Chaushilm hat keinen Bart,« unterbrach sie Charles.

»Nun ja, ich meine, ich wollte ihm etwas schmeicheln, weil er der einzige war, der von uns allen als vorsichtiger Mensch ein Moskitonetz mitgenommen hatte.«

Charles öffnete vor Staunen den Mund.

»Ah so, nun kann ich mir verschiedenes erklären!«

»Und sehen Sie, einer Dame hätte er es auf jeden Fall abgetreten, warum sollte denn nun nicht gerade ich die Betreffende sein? Als die Mücken kamen, brachte er es mir von selbst, und während Sie alle sich mit den Tieren herumschlugen, habe ich ruhig unter meinem Netze die ganze Nacht geschlafen.«

Obgleich Charles innerlich vor Lachen bebte, fuhr er doch in ernstem Tone fort:

»Wissen Sie auch, was der Marquis gethan hat, als er erfuhr, daß Sie nichts weiter von ihm wissen wollten?«

»Nun?«

»Er hat Gift genommen.«

Das Mädchen sprang erschrocken auf.

»Es ist doch nicht wahr!« rief sie. »Sie treiben wie gewöhnlich Scherz.«

Aber Charles nickte ernsthaft mit dem Kopfe.

»Am Morgen nach dem Abend, da Sie ihn in Sydney so schnöde behandelt haben, hörte ich in meiner Koje ein leises Stöhnen,« sagte er. »Neben meiner Kabine liegt die von Chaushilm, und aus der mußte das Winseln kommen. Ich sprang schnell auf, ging hinüber, und da sah ich den Marquis auf dem Sofa liegen, bleich, mit verstörten Gesichtszügen, die Haare zerzaust, und neben ihm stand ein Tischchen mit einem Fläschchen und einem Glase darauf, in dem sich noch der Rest einer hellbraunen Flüssigkeit befand.«

»›Herzog‹ rief ich entsetzt, ›um Gottes willen, was fehlt Ihnen?‹

»Mit mattem Lächeln streckte er mir die Haud eutgegen, die Sprache versagte ihm und er griff sich nur stöhnend an die Stirn. Ich fühlte seinen Puls, er war fiebernd. Eine fürchterliche Ahnung dämmerte in mir auf, ich nahm die Literflasche uom Tische –«

»Ich denke, es war nur ein Fläschchen?« fragte Betty, die atemlos dem Erzähler zugehört.

»Allerdings, ein Literfläschchen. Ich nahm es also vom Tische, entkorkte es, roch hinein, und richtig, meine Ahnung hatte mich nicht betrogen – es war echter Jamaikarum.«

»Und damit wollte er sich vergiften?« fragte das Mädchen mit ungläubiger Miene.

»Ja, er hatte am Abend zuvor fünf Gläser starken Grog getrunken, aber selbst diese ungeheure Dosis hatte nicht vermocht, die eiserne Natur des Herzogs zu vernichten. Noch lebte er, aber ein furchtbarer Schmerz wütete in seinem Gehirn.«

»Sie sind ein entsetzlicher Mensch!« rief Betty und sprang wieder auf. »Jetzt haben Sie mir einen Schreck eingejagt, daß

meine Glieder wie gelähmt sind, und der Marquis ist jedenfalls nur betrunken gewesen.«

»Glieder wie gelähmt?« sagte aber der unverwüstliche Charles. »Sie springen ja noch wie ein Lämmchen! Ueberdies wissen Sie doch, daß alle alkoholischen Getränke Gift sind, doppeltes sogar, weil sie die Menschen physisch und moralisch töten. Da hatte ich zum Beispiel einmal einen Diener, der den Wisky nur ans der Theekanne trank, weil er behauptete –«

»Verschonen Sie mich mit Ihren greulichen Geschichten,« unterbrach aber das Mädchen den Herrn an ihrer Seite, der immer mit ernsthafter Miene, wie ein Gelehrter auf dem Katheder sprach. »Sie sind heute wieder einmal anßer Rand und Band. Da Sie aber gerade von Dienern sprechen, so erzählen Sie mir, wie Sie mit Ihrem neuen Diener zufrieden sind? Aber ernsthaft, das bitte ich mir aus. Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, ehe die übrigen nachkommen.«

»So ernstlich, als würde ich begraben. Sie meinen also den Leichtmatrosen. Ja, den Jungen hatte ich ins Herz geschlossen, weil er sich damals bei dem Aufsuchen der Miß Staunton so famos betragen hat. Ich kannte ihn übrigens schon von früher her, denn an demselben Tage –«

»Er mußte doch auf Ihren Befehl die beiden Frauen zusammennähen, nicht wahr?« unterbrach ihn Betty lachend.

»Stimmt, es war dieser. In derselben Nacht noch fuhr ich mit ihm an Bord der Jalliope', wo er angemustert hatte, sprach mit dem Kapitän, und da der Junge mit Freuden einwilligte, bei mir zu bleibe, so machte ich ihn frei und ließ seine Sachen nach dem ›Amor‹ bringen. Nun wurde er aber noch von der Polizei verfolgt, und da ich das natürlich nicht auf meinem Diener sitzen lassen konnte, gingen wir sofort an Land, um die Sache gleich zu regeln. Unterwegs bekam der Junge Durst, er behaup-

tete, umfallen zu müssen, wenn er nicht etwas zu trinken bekäme, und da ich einen meiner Diener prinzipiell nicht umfallen lasse, so gingen wir erst einmal in ein Bierhaus.«

»Aber er hatte sich doch zuvor erst gewaschen und umgezogen?«

»I Gott bewahre, er ging immer noch als Topsy angemalt und angezogen. Ich sage Ihnen, die Leute staunten nicht schlecht, als ich mit der Tänzerin durch die Straßen Sidneys schritt und dann am Tisch saß, und dabei wurde der Junge so eifrig im Schwatzen, daß er sich immer in meinen Arm hakte.«

Das Mädchen mußte laut auflachen.

»Als wir aus der Restauration kamen, wurden wir beide sofort arretiert.«

»Arretiert? Beide?«

»Natürlich, alle beide! Wir schritten also vergnügt Arm in Arm zwischen zwei Konstablern her, auf der Polizei legitimierte ich mich, bezahlte die Strafe für meinen Diener, und dann begaben wir uns auf den ›Amor‹.«

»Das ist ja eine köstliche Geschichte! Und wie sind Sie jetzt mit ihm zufrieden?«

»Warten Sie mal ab, nun fängt es ja erst ordentlich an. Unterdessen war es schon spät in der Nacht geworden, einen Platz, wo der Junge schlafen konnte, gab es nicht gleich, und ich machte ihm also in meiner Kabine auf dem Sofa ein Lager zurecht, so sorglich, wie es nur eiue Mutter für ihr Kind machen kann. Am anderen Morgen stehe ich auf, werfe einen Blick auf meinen Schützling und, Herr, du meine Güte, ich

denke doch gleich, mich soll vor Schrecken der Schlag rühren! Da ist das Weiße Betttuch mit einem Male pechschwarz geworden, auf dem Kopfkissen ist ein richtiges Schattenbild von den lieblichen Gesichtsumrissen des Jungen gemalt, und dieser selbst reibt sich eben mit meinem feinen Handtuche das Gesicht ab, das aber noch keine Spur von Schwärze verloren hat. Auf meinen entsetzten Blick sagte er gleichgiltig:

»›Sie erlauben doch, ich habe mich etwas gewaschen,‹ und deutete dabei nach dem Waschbecken, das eine schwarze Tunke enthielt, so dick, daß ein Löffel darin stehen konnte. Außerdem riecht es noch so wunderschön in der Kabine, und richtig, auf meine Frage erfahre ich, daß der verflixte Schlingel den ganzen Inhalt meiner Parfümflasche in das Waschbecken gegossen hat, weil er, wie er sagte, kein Wasser gefunden habe. Das ging mir denn doch etwas über die Hutschnur, und ich wollte ihn etwas hart anfassen, aber mit der ruhigsten Miene der Welt sagt er:

»›Na, na, Sie sind auch gerade kein Engel, besehen Sie sich erst einmal im Spiegel, und dann urteilen Sie über andere.‹

»Den Gefallen thue ich ihm auch und muß ihm wirklich recht geben, mein Gesicht sieht nur um eine Schattierung heller aus als das seinige, und wie ich meine weiße Weste suchen will, da schleudert er mir mit der Fußspitze einen schwarzen Lappen zu, gerade, als wenn ich statt durch die Straßen Sydneys einen Spaziergang durch alle Schornsteine der Stadt gemacht hätte. Der Kerl hat sich immer so vertraulich an mich geschmiegt, und da hatten meine Hände und nach und nach mein Gesicht seine Hautfarbe angenommen. In meinem ganzen Leben lasse ich mich nicht wieder in Sidney sehen, höchstens als Neger.

»Nun ging es in die Waschküche. Zwei geschlagene Stunden habe ich mit dem Messer gekratzt, geschabt, mit der Bürste gescheuert, mit dem Lappen gerieben, etwa einen Zentner Schmierseife verbraucht, ehe ich die fingerdicke Kruste von Graphit herunter hatte, die sich mein neuer Diener auf den Leib geschmiert, und als er endlich wieder in schneeweißer Unschuld vor mir stand, da kam die Reihe an mich.«

»Machte das auch soviel Arbeit?« lachte Betty.

»Ich brauchte nur eine Stunde und einen halben Zentner Schmierseife. Endlich aber war das große Werk vollbracht, wir reichten uns mit freudestrahlenden Gesichtern die Hand und beglückwünschten uns als neugeborene Menschen. Hannes zog sich in meiner Kabine an, und ich ging hinaus, um für ihn einen Platz zu suchen, wo er sich einrichten konnte. Als ich wieder zurückkomme, steht er vor dem Spiegel und schmiert sich mit Zinksalbe die Haare voll. Na, denke ich, das willst du ihm schon noch abgewöhnen. Ich nehme meinen Rock vom Haken und werfe ihm denselben mit den Worten zu:

»›Hier, bürste einmal meinen Rock aus!‹

»Was denken Sie, was er thut? Mit der gleichen Schnelligkeit fliegt der Rock zurück, mir ins Gesicht, mein Diener steckt die Hände in die Hosentasche und spricht:

»›Ich bin Leichtmatrose, und als solcher bürste ich keinen Rock aus, das machen Sie sich einmal ruhig selber. Und übrigens, das merken Sie sich, wenn Sie mich mit ›du‹ anreden, so thue ich das auch Ihnen gegenüber. Paßt Ihnen das nicht, dann gehe ich an Bord der ›Kalliope‹ zurück.‹

»Jetzt wurde mir die Geschichte doch etwas zu toll.

»›So,‹ sagte ich, ›du bist Leichtmatrose. Weißt du auch, daß ich hier als Vollmatrose fahre?‹

»›Gewiß,‹ antwortet er.

»›Dann ist dir auch bewußt, daß ein Voller den Leichtmatrosen schlagen darf?‹

»›Das weiß ich auch.‹

»Kaum hatte er das gesagt, da hatte ich ihm auch schon eins ins Genick gegeben.

»Nun kommt aber das Schönste von der ganzen Geschichte. Mein Hannes war ruhig stehen geblieben, die Hände in den Hosentaschen und lachte.

»›Weißt du auch, daß der Leichtmatrose an Bord von englischen Schiffen das Recht hat, den Vollmatrosen wieder zu schlagen?‹ sagte er.

»›Ja. – Wenn es sich dieser gefallen läßt,‹ wollte ich aber nur sagen, denn da hatte ich schon einen an der Backe sitzen, daß es mir grün und blan wurde vor den Augen.

»Im nächsten Augenblicke hatten wir uns beide gepackt, und das erste war, daß ich ihn mit dem Kopf durch meinen Spiegel renne. Darauf nimmt er den Wasserkrug und zerschlägt ihn mir an dem Schädel, ich nehme wieder eine Flasche, er wieder eine Kaffeekanne, innig umschlungen, Kopf an Kopf fahren wir durch das Bild meiner Großmutter, wir stürzen zu Boden, reißen den Waschtisch um, das Waschbecken mit der schwarzen Tunke über uns, und da liegen wir beide wieder als Neger.«

»Ach, Sie übertreiben,« unterbrach ihn das Mädchen, das nicht aus dem Lachen herauskam.

»Durchaus nicht, wenn ich niemals die Wahrheit sage, so ist es doch dieses Mal! Lassen Sie es sich von ihm selbst erzählen. Doch weiter, also wir liegen noch keuchend am Boden, abermals schwarz wie Hottentotten.

»Wieviel zahlen Sie mir monatlich als Diener?' stöhnt Hannes, läßt aber dabei meinen Hals nicht los.

»Nun war es mit mir zu Ende, lachend stehe ich auf, ebenso der Junge.

»›Aber ohne einen schriftlichen Kontrakt thue ich es nicht,‹ meinte wieder Hannes, ›alles muß seine Ordnung haben. Geben Sie Papier und Tinte her.‹

»›Ja, willst du – wollen Sie den Kontrakt aufsetzen?‹ fragte ich.

»›Natürlich! Paßt es Ihnen nicht, so gehe ich an Bord der›Kalliope‹ zurück.‹

»Er setzte dann wirklich auch die Bedingungen auf, nach denen er sich als mein Diener verpflichtet, der Merkwürdigkeit wegen habe ich sie mir abgeschrieben und werde sie Ihnen nachher vorlesen.

»Das erste war, daß mein Diener etwa auf ein Jahr Vorschuß auf seinen Gehalt nahm, und als ich ihn eine Stunde später suchte, erhielt ich den Bescheid, er wäre an Land gefahren, und zwar, wie Lord Harrlington mir lachend mitteilte, mit Glacéhandschuhen und Lackstiefeln, natürlich aus meinem Vorrate. Am Nachmittag wollte der Lord die Anker lichten, weil auch die ›Vesta‹ aus dem Hafen bugsiert wurde, aber Sie entsinnen sich, daß wir Ihnen nicht nachkamen, und warum nicht? Weil Hannes nicht zurück war. Lord Harrlington wollte ohne ihn abfahren, aber ich erklärte bestimmt, wenn mein Die-

ner nicht mitkäme, würde ich ebenfalls an Land bleiben, und so gab mir der Kapitän zwei Stunden Zeit, ihn zu suchen. Ich begab mich sofort an Land und fuhr, von einem sehr richtigen Instinkt geleitet, direkt nach der Polizeiwache. Wen traf ich dort? Natürlich meinen Hannes, der einen Kellner geprügelt, weil dieser ihn etwas grob behandelt hatte. Ich bedurfte meines ganzen Ansehens, ihn abermals loszukaufen. Jetzt hatte der Junge bereits etwa zwei Jahre Vorschuß auf seinen Lohn.«

»Das ist ja großartig!« lachte Betty. »Mit dem muß ich näher bekannt werden. Nun also die Bedingungen!«

Charles holte aus seiner Brusttasche ein Blatt Papier, faltete es bedächtig auseinander und begann vorzulesen:

§ 1. Ich zahle meinem Diener, Hannes Vogel, monatlich drei Pfund Sterling, nebst freier Reise überall hin, wohin ich fahre, freie Kost und freies Logis.

»Das ist nicht mehr als recht,« sagte Betty. »Gewiß,« antwortete Charles, »auch Nummer zwei wird Ihre Zustimmung finden.«

§ 2. Ich darf von meinem Diener nicht verlangen, daß er thut, was er nicht thun will.

»Haha,« lachte Betty, »köstlich! Auf solche Bedingungen sind Sie doch nicht eingegangen?«

»Natürlich, es blieb mir ja nichts anderes übrig. Der Junge drohte immer, an Bord der ›Kalliope‹ zurückgehen zu wollen. Doch hören Sie weiter:

§ 3. Ich stelle meinem Diener alles, was ich habe, zur Verfügung, mit Ausnahme des Geldes.«

»Nun ist's aber genug!« rief das Mädchen.

»Das ist auch alles,« entgegnete Charles kaltblütig und steckte das Papier wieder ein.

»Und das haben Sie unterschrieben?«

»Freilich habe ich es unterschrieben. Aengstigen Sie sich deshalb nicht, Miß Thomson. Hannes ist ein Prachtkerl, ich hätte ihn für alles Geld der Welt nicht laufen lassen.«

»Ist Hannibal von Lord Harrlington nicht auch so ein ähnlicher Diener, der ›nicht thut, was er nicht thun will‹? Ich habe von ihm erzählen gehört.«

»Fast derselbe Schlag, nur munterer.«

»Wo steckt denn Hannes jetzt?«

»Das kann ich Ihnen ebensowenig sagen, wie Sie mir. Jedenfalls ist er bei Miß Staunton und lehrt sie, wie man mit einer Hand die schwierigsten Knoten machen kann, oder aber, wenn die Gesellschaft schon unterwegs ist, so wird er ihr wohl etwas nachtragen. Um mich kümmert er sich gar nicht, kommt er einmal zu mir, so ist es nur darum, weil ihm seine Zigarren ausgegangen sind. Im übrigen bin ich sehr zufrieden mit ihm, sollte ich mich aber nochmals in meinem Leben nach einem neuen Diener umsehen müssen, dann fange ich lieber mit eigener Hand einen Orang-Utan und bändige ihn, als daß ich wieder einen Hannes Nummer Zwei engagiere.«

22. Das Picknick.

Charles stand auf, ebenso Miß Thomson.

»Lassen Sie uns wenigstens einstweilen unseren Theetisch herrichten,« begann letztere, »sonst wundern sich die Nachkommenden über unsere Saumseligkeit.«

Das Mädchen öffnete den Korb und packte Tücher, Porzellanschüsseln, Kannen, Tassen und Brot aus, wobei sie von dem Baronet thatkräftig unterstützt wurde.

»Wenn Sie so weiter hantieren,« meinte sie, als unter seinen Händen bereits die zweite Tasse zerbrach, »so werden wir nachher mit den Theetassen zu kurz kommen.«

»Dann trinken wir abwechselnd aus der Theekanne, das macht nichts weiter. Sie haben doch in der Schule gelernt, daß unsere Vorfahren, die Angelsachsen, auch bei ihren Trinkgelagen nur einen Topf benutzt haben! Warum sollen wir es denn nicht auch so machen?«

»Nein, nun wird's aber doch zu viel, Baronet, jetzt laufen Sie mit Ihren lehmigen Stiefeln über das weiße Tischtuch weg,« rief Betty unwillig und betrachtete entrüstet das schöne Linnen, über welches Charles soeben gleichmütig gegangen war, um die Löffelchen auszuteilen, und welches nun mit gelben Erdflecken den Weg bezeichnete, den er zu diesem Zweck genommen hatte.

»Habe ich Ihnen nicht gleich gesagt, Sie sollten kein Tuch mitnehmen?« entgegnete aber Charles. »Zu einem richtigen Picknick, oder Nickpick, wie Hannes sagt, muß man von der Erde essen, aus dem Hut trinken und das Brot mit dem Taschenmesser schneiden, sonst ist es kein Picknick.«

»Haben Sie schon einmal ein solches mitgemacht?« fragte lachend das Mädchen.

»Gewiß, schon unzählige Male. Fragen Sie nur Sir Hendricks, der wird Ihnen vorschwärmen, wie schön das immer gewesen ist. Theetassen haben wir überhaupt niemals mitgenommen, aber stets einen ganzen Wagen voll Bierfässer, und letzten Frühling, im vorigen Jahr, als wir gerade in Richmond hausten, da hat Lord Hastings aus dem nächsten Dorf ein Schaf gestohlen. Wir waren eben beim besten Braten, als die Dorfbewohner mit Knütteln und Dreschflegeln kamen und uns, die sie für Zigeuner hielten, so auf den Leib rückten, daß aus dem Picknick eine förmliche Schlacht wurde.«

»Und das nennen Sie ein lustiges Vergnügen? Ich danke für solche Unterhaltung.«

»Sie sind eben noch nicht hinter den richtigen Geschmack gekommen. Probieren Sie es erst einmal, und Sie werden solche urwüchsige Picknicks allen anderen vorziehen. Nun gehen Sie aber in den Wald, Miß Thomson, und schleppen Sie Brennholz zusammen, während ich die Butterbrote schneiden werde.«

»Wollen wir nicht lieber die Rollen tauschen?« lehnte aber das Mädchen lachend diesen Vorschlag ab. »Sie haben sich bereits mit einem solch großartigen Ungeschick benommen, daß ich es nicht verantworten kann, wenn ich Ihnen auch noch ein Messer in die Hand gebe.«

Aber Charles hatte bereits ein Brot und ein Messer genommen und schickte sich an, sein Werk zu beginnen.

»Oho,« sagte er, »ich bin von allen Herren des ›Amor‹ der geschickteste Brotschneider. Nehmen Sie dort den Laib, wir wollen einmal sehen, wer seines zuerst in Scheiben geschnitten

und mit Butter bestrichen hat. Der letzte muß dann das Brennholz sammeln.«

»Gut, ich bin damit einverstanden,« entgegnete Betty und griff ebenfalls nach Messer und Brotlaib. »Da ist Ihr Stück Butter, richten Sie es aber so ein, daß die Butter gerade für das Brot langt. Männer streichen gern zu dick auf.«

»Soll ganz genau abgepaßt werden!« tröstete Charles. »Sind Sie bereit? Eins, zwei, drei, los!«

Das Mädchen hatte von dem großen Brot eben die dritte Scheibe abgeschnitten und bestrichen, als Williams schon rief:

»Ich bin fertig! Sie auch?«

Erstaunt blickte Betty nach dem Platz, wo der Baronet stand, und sah nun, daß er seine Butterbrote zuerst fertig hatte, aber es waren deren nur zwei. Er hatte einfach den Laib mitten durchgeschnitten und die Hälfte des Butterstücks auf je eine Seite gestrichen.

»Wer soll denn diese ungeheuer dicken Brote essen?« fragte das Mädchen. »Sie haben beim Schneiden derselben wohl an einen Bären gedacht?«

»Das nicht. Eins davon bekommt mein Freund Hastings, das andere ich. Wir beide essen immer so, ersparen dabei viel Zeit, und es ist unserer Gesundheit auch sehr zuträglich.«

»Ich möchte einmal einen Tag auf dem ›Amor‹ sein, ich glaube, über das, was man da zu sehen bekommt, könnte man eine Komödie schreiben.«

»Jedenfalls geht es dort viel praktischer zu als auf der ›Vesta‹.«

Charles erklärte nun dem fortwährend lachenden Mädchen in seiner drastischen Weise, wie sie an Bord ihres Schiffes sich in die häuslichen Arbeiten teilten, wenn die Heizer durch den Dienst der Maschine nicht zu diesen herangezogen werden könnten, und schließlich war es ihnen doch gelungen, den improvisierten Theetisch herzustellen. Charles hatte Brennholz gesammelt, und Betty war eben damit beschäftigt, ein Feuer zwischen zwei Steinen anzufachen, als die beiden pustenden und lachenden Leutchen etwas sahen, was sie veranlaßte, in ihren Bemühungen einzuhalten und den erstaunten Blick nach der Brücke zu wenden.

Dieselbe wurde von einem Manne passiert, welcher den schwankenden Baumstämmen nicht zu trauen schien, oder vielleicht auch fürchtete, vom Schwindel befallen zu werden und in die Tiefe zu stürzen, weshalb er es vorzog, den kurzen Weg nach Art der Tiere zurückzulegen. Er lag also auf den Knieen, sich dabei auf die Hände stützend und bewegte sich langsam vorwärts.

Auf der anderen Seite richtete er sich auf und schritt nach der halsbrecherischen Treppe, welche er in gleicher, vorsichtiger Weise, und zwar rückwärts, hinabkletterte.

Verwundert hatten sich unsere beiden Freunde das Benehmen des Fremden angesehen, dessen knochendürre Gestalt mit einem gelbkarrierten Anzug bekleidet war. Seine ängstlichen, unsicheren Bewegungen verrieten, daß er kein Freund von solchen Spaziergängen war, bei denen man den Hals riskieren mußte, sondern daß er lieber zu Hause hinter seinem Schreibtisch blieb.

»Mir wird unheimlich!« flüsterte Charles seiner Begleiterin zu. »Dieser Mensch hat etwas Böses im Sinne. Er schleicht gerade wie ein Indianer auf der Kriegsfährte, sehen Sie nur, wie sorgfältig er unsere Spuren untersucht.«

Der Gelbe versuchte eben, das eine Bein weit nach unten streckend, eine Stufe zu fassen, was ihm nicht gelingen wollte, weil er den einen Stein links übersah, und bei diesem Manöver lag er mit dem Kopf fast auf der Erde. Die beiden hatte er noch nicht bemerkt, ebensowenig das auf dem Rasen ausgebreitete Tischtuch mit dem Geschirr darauf.

»Der Mann ist kurzsichtig,« gab Betty ebenso leise zurück, »er hat ja eine Brille auf. Wir sollten ihm lieber helfen.«

»Thun Sie es nicht,« bat aber Charles. »Ich habe schon Indianer gesehen, die Brillen aufsetzten, wenn sie auf den Kriegspfad gingen. Haben Sie schon von Australnegern gehört? Das wird sicher einer sein.«

»Lassen Sie doch Ihren Unsinn! Jetzt hat er uns gesehen und kommt auf uns zu. Der Mann muß wirklich sehr kurzsichtig sein.«

Der Gelbe zog, als er die beiden vor dem Feuer stehen sah, den Strohhut vom Kopf und näherte sich ihnen mit mehreren Verbeugungen. Unglücklicherweise bemerkte er aber nicht das Tischtuch, sondern nahm seinen Weg gerade über dasselbe hinweg, stolperte erst über die Zuckerdose, trat in den Butternapf und dann in einen Teller mit Brotschnitten. Doch merkte er dies nicht, er mochte glauben, in Lehmboden getreten zu sein und schritt mit verlegenem Gesicht weiter.

»Halt,« rief aber da Charles und trat vor, »das geht nicht, daß Sie Ihre Stiefel mit unseren Butterbroten besohlen.«

Dabei hob er erst das rechte, dann das linke Bein des Ankommenden ungeniert in die Höhe und löste von jeder Sohle eine Brotschnitte ab. Jetzt erst bemerkte der Fremde, was er angerichtet hatte, und sein Gesicht nahm, während er sich von dem freimütigen Charles wie ein Pferd behandeln ließ, dessen Hufe untersucht werden, einen so kläglichen, ängstlichen Ausdruck an, daß Miß Thomson sofort freundlich zu ihm sagte:

»Haben wir nicht die Ehre, Mister Jenkins vor uns zu sehen? Es ist wohl nicht anders möglich, denn den anderen Herrn vom Eishaus, Herrn Elidoff, haben wir bereits gesprochen. Und dieser hat uns von Ihnen erzählt. Wollen Sie an unseren Picknick teilnehmen? Die übrige Gesellschaft muß gleich nachkommen.«

Der Angeredete suchte mit stammelnden Worten nach einer Entschuldigung, und die beiden merkten jetzt, daß der Russe recht gehabt hatte, als er von Mister Jenkins erzählte, daß er stottere, und der Spott, mit dem er den Fehler seines Buchhalters schilderte, hatte damals den Unwillen von Charles erregt.

Endlich hatte dieser herausgebracht, daß Jenkins den Mister Elidoff im Walde gesucht habe, wo er nachmittags gewöhnlich Spaziergänge mache.

»Ich habe leider nicht das Vergnügen gehabt, den Herrn zu sehen,« meinte Charles, »vorhin habe ich allerdings einmal zwischen den Bäumen ein behaartes Gesicht erblickt, aber es für das eines Affen gehalten. Lassen Sie ihn laufen und bleiben Sie hier, Mister Jenkins! Es wird Ihnen auch angenehm sein, eine Stunde zwischen gebildeten Menschen zu verkehren, wo Sie nur auf den Verkehr mit Insulanern angewiesen sind.«

»Ich da–da–danke sehr,« sagte Jenkins, »ich muß Mister Eli–do–do–doff aufsuchen, ich habe eine große Du–Du–Dummheit gemacht.«

Und fort war er schon wieder. Die beiden sahen den gelben Anzug gleich darauf zwischen den Bäumen auf der anderen Seite verschwinden.

»Ehrlich ist er,« meinte Charles, »er sagt uns wenigstens die Wahrheit, daß er eine Dummheit gemacht hat, die er wahrscheinlich seinem Herrn erzählen muß.

Hören Sie, Miß Thomson, seien Sie einmal ganz offen ...«

Charles blieb stecken.

»Nun? Sie wissen doch, daß ich immer offen bin. Mir können Sie wenigstens nicht nachsagen, daß ich Ihnen jemals eine Schmeichelei gesagt habe.«

»Das ist es eben,« rief Charles ärgerlich. »Obwohl ich doch, wie auch Sie heimlich zugeben müssen, der beste, bravste, rechtschaffenste Mensch unter der Sonne bin, behaupten Sie doch immer das Gegenteil.«

»Das habe ich niemals gethan, aber allerdings habe ich auch keine Gelegenheit, an Ihnen einen Vorzug hervorzuheben,« lächelte Betty.

»Das hätten Sie nicht?« sagte Charles entrüstet. »Stehle ich etwa? Haben Sie mich jemals betrunken gesehen?«

»Das sind alles negative Vorzüge!« lachte Betty.

»Kann ich nicht ausgezeichnet Butterbrote schneiden und Feuer anmachen?«

»Auch damit bin ich nicht so sehr zufrieden. Aber warum stellen Sie diese Fragen?«

»Hm,« brummte Charles verlegen, »was meinen Sie wohl, würde ich nicht einen ganz vorzüglichen Ehemann abgeben?

Denken Sie einmal, meine Frau würde zum Beispiel ein Dienstmädchen gar nicht brauchen, ich schäle Kartoffeln, putze das Gemüse, koche Essen, mache Feuer an – –«

»Halt,« unterbrach ihn Betty. »Sie kommen schon in die Brüche mit Ihrer Kochkunst. Bei mir müßte erst Feuer angemacht und dann das Essen gekocht werden –«

»Da Sie nun gerade von sich sprechen, was ich gar nicht that, so will ich eine andere Frage stellen,« und Charles trat dicht vor das Mädchen hin, nahm dessen beide Hände fest in die seinigen und wurde plötzlich ernst.

Sie versuchte, sich freizumachen, errötete dann über und über und ließ es willenlos geschehen, daß der junge Mann einen Arm um ihre Taille legte.

»Betty,« flüsterte Charles, den Mund dicht an das Ohr des Mädchens bringend. »Warum wollen wir länger ein solch kindliches Spiel treiben? Sie haben doch längst gemerkt, wie sehr ich Sie liebe, wie ich mich immer nur mit Ihnen beschäftige, bei Ihnen sein möchte –«

»Um Gottes willen, Charles,« hauchte das Mädchen. »Nicht jetzt, da die anderen jeden Augenblick kommen müssen! Wenn wir gesehen werden!«

»Seien Sie ruhig, wir haben nichts gesehen, liebes Fräulein,« sagte da eine Stimme oben auf dem Hügel, und als die beiden Erschrockenen sich umwandten, sahen sie den Diener von Charles, der eben mit Miß Staunton, ebenfalls einen Korb tragend, die Treppe hinabkletterte.

»Verfluchter Bengel,« brummte Charles und bückte sich, um das Feuer anzublasen, während sich das ganz rot gewordene Mädchen mit den Theetassen zu schaffen machte.

»Sie kommen!« rief Hope fröhlich und sprang auf Betty zu. »In fünf Minuten ist die ganze Bande da.«

»Wer?« fragte Miß Thomson erstaunt.

»Nun, ich meine die Herren und Damen,« verbesserte sich das junge Mädchen. »Ist das aber ein schöner Platz!«

»Sehr geeignet zu einem Nickpick« bestätigte Hannes, der sich mit kritischem Blick umsah und dann seinen Korb öffnete.

»Picknick heißt es,« lachte Hope, »ich habe es ihm unterwegs schon zwanzigmal gesagt, aber er bleibt dabei, daß Nickpick richtig ist. Den ganzen Kuchen hat er auch schon aus dem Korbe gegessen,« setzte sie in wehmütigem Tone hinzu.

»In dem anderen ist mehr,« tröstete sie Hannes und fügte dann, zu den anderen beiden gewandt, hinzu: »Uebrigens habe ich mit ihr teilen wollen, aber sie aß nur einige Stückchen.«

»Und du hast – Sie haben die vier riesigen Kuchen allein gegessen, die in dem Korbe waren?« rief Charles erstaunt.

»Pah,« entgegnete sein Diener geringschätzig, »was machen Sie da für ein großes Geschrei! Die Butter habe ich mir auch noch darauf geschmiert, aber sie langte nicht einmal.«

Der Baronet hatte nicht mehr Zeit, den unverschämten Burschen über dessen neuen Streich zur Rechenschaft zu ziehen, aus dem Walde kamen die übrigen Herren und Damen, einige mit Körben beladen, und im nächsten Momente herrschte auf dem sonst so stillen Platze das regste Leben.

Die Szene, welche sich schon beim Herrichten des Theetisches zwischen Charles und Betty abgespielt hatte, wiederholte sich noch an fünf verschiedenen Plätzen, überall flackerten Feuer auf, unter Scherzen und Lachen wurde der Thee bereitet, die Butterbrote geschnitten, gedeckt serviert, bis eine halbe Stunde später alle friedlich nebeneinander saßen und sich unter freiem Himmel auf grünem Rasen die mitgenommenen Lebensmittel köstlich schmecken ließen.

Als dann der Kreis geschlossen und Gesellschaftsspiele arrangiert wurden, brach eine solche Heiterkeit unter den jungen Leutchen aus, die hier, weit, weit von ihrer Heimat entfernt, in Australien nach altenglischer Sitte ein Picknick im Walde veranstalteten, daß selbst die ernsteren von ihnen, wie zum Beispiel John Davids, mit fortgerissen wurden. Lord Hastings war nicht mehr zu erkennen; er hatte sein brummiges Gesicht und Wesen vollkommen abgestreift, und da zeigte es sich mit einem Male, daß er, wenn auch gerade kein Poet wie Marquis Chaushilm, doch ein Knittelversmacher war, der seinesgleichen suchte, und ein allgemeines Händeklatschen brach aus, als Hannes, der Leichtmatrose, plötzlich dasselbe Talent entwickelte und sich nun die beiden in Reimen unterhielten.

Zwei Stunden mochten so verstrichen sein, als ein plötzlicher Windstoß durch die Blätter des Waldes sauste. Aller Augen wandten sich dem Himmel zu, und ebenso schnell sprangen sie erschrocken auf, denn plötzlich hörte man ein Heulen im Walde. Auf den freien Platz fiel ein förmlicher Regen von abgerissenen Blättern nieder, und die Bäume auf dem Hügel, die dem Winde am meisten ausgesetzt waren, bogen sich, daß sie mit den Wipfeln fast den Boden berührten.

Niemand hatte während des Geplauders darauf geachtet, daß am Himmel schwere Wolken aufgezogen waren, daß sich die Temperatur plötzlich abgekühlt hatte, kurz, sich ein Orkan

ankündigte, wie er in den tropischen Ländern so schnell auftritt, wenige Stunden wütet und dann ebenso schnell wieder nachläßt, die Gegenden, über die er hingezogen, mit entwurzelten Bäumen und abgedeckten Häusern zurücklassend.

Schnell warfen sie das Geschirr in die Körbe und traten dann eiligst den Rückweg an, um wenigstens an die Küste zu kommen, wo ein solcher Sturm weniger zu fürchten ist, als im Walde, denn leicht kann einen ein stürzender Baum treffen und zu Brei quetschen. – –

Händeringend wanderte Nancy in der kleinen Stube auf und ab, und nur, wenn sie an dem Fenster vorbeikam, blieb sie jedesmal einen Augenblick stehen, lehnte die heiße Stirn an die Scheiben und blickte hinaus auf das Meer, dessen ganze Wildheit entfesselt zu sein schien. Vor wenigen Stunden noch war es glatt wie ein Spiegel gewesen, und nun zischte und brauste es, die schaumgekrönten Wogen kamen mit donnerndem Gebraus gegen die schwache Küste gerannt, als wollten sie die Insel verschlingen, und kehrten jedesmal zurück, um noch größeren Platz zu machen.

Vollkommene Finsternis hätte geherrscht, wenn nicht der Himmel fortgesetzt von zuckenden Blitzen erleuchtet worden wäre; bald zuckten sie links, bald rechts wie feurige Schlangen durch die Luft, gefolgt von krachendem Donner, und deutlich konnte man sehen, wenn der Blitz ins Wasser eingeschlagen hatte, dann spritzte am Horizonte eine hohe Wassersäule auf, und der Donner rollte, daß den Insulanern sich das Haar vor Entsetzen sträubte. Es war glücklicherweise nicht die Zeit, zu der sich alle Fischer draußen beim Fang befanden, nur wenige hatten schon die Fahrt begonnen, und darunter war auch Björnsen, der am Morgen mit Harris die Segel seines Fischewers gehißt und unter dem Abschiedswinken seines Weibes die Bucht verlassen hatte.

Es war nicht das Unwetter, welches der jungen Frau solche Furcht einjagte, weil ihr Mann sich jetzt an Bord eines Fahrzeuges befand, das wie eine Nußschale vom Sturm auf den ungeheuren Meereswogen umhergeschleudert wurde; sie war das Kind eines Fischers, also mit dieser Gefahr vertraut, sie wußte, daß ein beherzter, kräftiger Mann sein Boot wohl gegen den Sturm halten könnte und sich nur hüten müsse, in die Nähe der Küste zu kommen, weil dort das Fahrzeug zerschmettert würde, und Björnsen wie Harris waren Männer, welche sich nun gewiß gegenseitig festgebunden hatten und sich ruhig erzählten, während ihr Schiffchen ohne Segel bald hoch auf einer Woge schwebte, bald sich tief im Wasser barg, sodaß die Wellen selbst bis über ihren halben Leib hinaufschlugen. Nein, das war es nicht. Nancy war das Weib eines Fischers, und deshalb hatte sie keine Sorge um ihren Mann, aber ein unbestimmtes Etwas trieb sie immer wieder an, den Stickrahmen beiseite zu werfen, und, den rastlosen Gang durch das Zimmer aufnehmend, manchmal in Seufzer auszubrechen, um sich dann wieder Vorwürfe über ihre grenzenlose Angst zu machen. Es war ja nicht das erste Mal, daß ihr Geliebter, jetzt ihr Mann, draußen auf dem tobenden Ozean war, und dazu war er jetzt noch von einem kräftigen Manne begleitet, von Harris, während er früher nur mit dem alten, gebrechlichen Knechte gefahren war.

Aber all dieses Einreden half ihr nichts; eine immer stärkere Unruhe bemächtigte sich des jungen Weibes, das schließlich in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach und sich endlich vor einem Stuhle in die Kniee warf, ihr Gesicht in den Händen vergrabend.

Da klopfte es an die Thür, erst leise, dann immer lauter, und als niemand zum Hereinkommen aufforderte, wurde sie geöffnet, und der vom Sturm zerzauste Kopf Jenkins' ward in der Spalte sichtbar.

»Nancy,« rief er, als er das Weib vor dem Stuhle liegen sah, »Nancy, wo ist dein Mann?«

Das Weib richtete sich plötzlich auf; es war etwas in dem Klange dieser Stimme, das ihr Schreckliches zuflüsterte, und als sie in das Gesicht des Fragers blickte, sah sie verstörte Züge, glanzlose Augen, die gespannt an den Lippen des Weibes hingen.

»Er ist auf See,« entgegnete sie.

»Ist er allein?« stieß der Mann hervor. Alles an ihm verriet Angst, er schien kaum warten zu können, bis er Antwort erhalten hatte, man merkte nicht, daß er an einem Sprachfehler litt.

»Nein, Harris ist bei ihm.«

»Harris!« schrie Jenkins auf. »Unglückliche, weißt du nicht, daß Harris deines Mannes größter Feind ist?«

»Harris?« wiederholte die Frau stutzend. »Nie kann ich das glauben. Mein Mann hat keinen besseren Freund als diesen. Was bringt Euch auf eine solche Idee?«

»Ich muß es dir sagen, und wenn dir auch der Schreck den Tod brächte. Ich habe eben Jacko und Mister Elidoff zufällig im Walde belauscht, wie ersterer von dem Russen Geld forderte, um sein Schweigen zu erkaufen.«

»Was geht mich dies alles an?«

»Elidoff hat Harris dafür gewonnen, mit deinem Manne zu fahren und ihn auf hoher See zu morden. Glaub' es mir, glaub' es,« fuhr er eindringlich fort, als Nancy ungläubig den Kopf schüttelte, dabei aber wie geistesabwesend vor sich hinstarrte. »Noch ist es vielleicht Zeit, ihn zu retten.«

»Jenkins!« schrie da Nancy auf, »bedenkt, wie Ihr mich foltert, mit dem, was Ihr mir da sagt! Was sollte Harris dazu verleiten, meinen Mann zu töten, was den Elidoff, einen Mörder zu werben?«

»Harris liebt dich, ich habe es vorhin bestimmt erfahren, und der Russe hat irgend einen Grund, deinen Mann zu fürchten, und so ist also Björnsens Tod beschlossen. Wohin willst du? Du kannst dich draußen nicht aufrecht halten, so wütet der Sturm.«

Aber Nancy war schon fort.

Mit aufgelöstem, fliegenden Haar kämpfte das Weib auf der Landstraße gegen den Sturm an, es klopfte an jede Thür, es bat und beschwor die öffnenden Fischer, mit ihr nach dem Ewer ihres Mannes zu suchen. Kopfschüttelnd betrachteten die Männer Nancy, sie hielten sie für wahnsinnig, daß sie von jemandem verlangte, jetzt auf die See zu gehen. Kein Mensch konnte bei diesem Sturme von der Küste abkommen. Noch bevor die Tollkühnen einige Ruderschläge gemacht hätten, ehe sie das Sturmsegel setzen konnten, hätte das Boot schon zerschmettert auf dem Strande gelegen. Sie waren gern bereit, ihr Leben für einen Kameraden zu wagen, aber das, was Nancy verlangte, war eine Unmöglichkeit.

Und außerdem, sie glaubten nicht, was ihnen das Weib da erzählte, alles wirr durcheinander mengend, Mord, Liebe und Freundschaft.

Verzweifelnd gelangte Nancy an das letzte Haus im Dorfe.

Es war noch nicht so spät am Abend, es herrschte nur eine Finsternis, welche der Nacht glich, und so waren auch die Be-

wohner des Häuschens noch alle wach. Nancy eilte an den hellerleuchteten Fenstern vorbei, kämpfte gegen den Sturm, bis sie die Thür erreichte, und riß diese auf.

Ihr erster Blick in die Stube belehrte sie, daß diese von einigen jener vornehmen englischen Herren und Damen besetzt war, welche erst vor einigen Tagen in ihren eigenen Schiffen an der Insel gelandet, um sie zu besichtigen. Wahrscheinlich hatten sie sich, von einem Spaziergange kommend, wegen des Sturmes hierhergeflüchtet.

Nancy war diesen eleganten Gestalten immer ausgewichen, jetzt aber schoß es ihr blitzartig durch den Kopf, ob vielleicht diese Leute, welche nur aus Liebhaberei die See befuhren, und deren Geschicklichkeit im Segeln und Rudern, bei den Herren, wie bei den Damen, sie schon mit eigenen Augen beobachtet hatte, ob vielleicht diese sie hinaus auf den wütenden Ozean begleiten würden. Die Fischer hatten recht, in ihren schweren, plumpen Booten konnten sie nicht vom Strande abkommen, aber diese Sportsleute, die beim tollsten Sturm Vergnügungsfahrten unternahmen, besaßen schlanke, scharfgebaute Kutter, mit denen ein Abkommen vom Strande wohl möglich gewesen wäre.

Nancy flehte erst den alten Fischer an, sie in seinem Ewer auf die See zu begleiten. Der Mann schlug es ihr rundweg ab, es sei unmöglich, sagte er, aber ehe noch Nancy ihren Entschluß ausgeführt hatte, kniefällig, die vier anwesenden fremden Herren und Damen um Beistand zu bitten, kam ihr schon jemand zuvor.

Ellen nahm sich zuerst des zitternden Weibes an, und kaum hatten Miß Thomson, Lord Harrlington und Williams, die vor dem Sturme hier Zuflucht gesucht, erfahren, um was es sich

handle, als alle sofort beschlossen, in einem ihrer Boote das Ablaufen vom Strande zu wagen.

23. Ein Gottesgericht

Schäumend spülten die Wogen über das Deck des kleinen Fahrzeuges, das mit festgezogenen Segeln und festgebundenem Steuer ein Spiel des Sturmes war. Bald steckte es das Vorderteil wie eine Taucherente unter das Wasser, bald verschwand das Heck darunter, und dann wieder neigte es zur Seite, daß die Spitzen der Masten mit dem Kamme in Berührung kamen.

Aber sie sind es gewohnt, diese Leute, welche auf solch' kleinen Ewern das Meer befahren, um Fische zu fangen, mag das Schiffchen auch hüpfen und springen, daß sie auf dem nassen Deck wie auf spiegelglattem Parkett hin- und herrutschen würden, wenn sie sich nicht selbst festbänden. Mag der hölzerne Bau vom Sturm auch bis in den Kiel hinab erschüttert werden, so lange sie keine Küste in der Nähe wissen, so lange sie beim Zucken der Blitze nur das unendliche Meer um sich sehen, so lange fühlen sie sich auch sicher und spotten des heulenden Sturmes.

In ihren wasserdichten, geölten Anzügen, die bis zum Leib hinaufreichenden Wasserstiefeln an den Füßen, den Südwester auf dem Kopf, so klammern sie sich an einen festen Gegenstand oder binden sich auch daran und spähen scharf aus, um beim Anblick des Strandes Maßnahmen zu treffen, daß der Ewer nicht darauf zugetrieben wird.

An Deck dieses Fahrzeuges standen zwei Männer, von denen der eine angebunden war, während sich der andere in dessen Nähe an eine Winde klammerte. Aber der erstere konnte sich nicht selbst an den Strick geschnürt haben, der unten in einem Ring an den Planken endete und die auf dem Rücken liegenden Hände umschlang.

»Harris,« schrie der Gefesselte – mit Mühe konnte er nur das Heulen des Sturmes übertönen – »was es auch sei, warum hast du mich im Schlaf überwältigt und wie einen Verbrecher gebunden? Hast Du einen Scherz mit mir vor?«

»Einen Scherz?« höhnte der andere. »Jawohl, gleich wird es losgehen. Sprich dein letztes Gebet, Björnsen! Du wirst die Insel nicht mehr wiedersehen.«

»Ich verstehe dich nicht! Was hast du mit mir vor? Was habe ich dir gethan, daß du mich hier wie einen Hund anbindest?«

»Es soll dir gleich begreiflich werden, du Räuber meines Glückes, Räuber meiner Braut. In fünf Minuten wird der Blitz in den Ewer schlagen, und wer sich nicht im Boote retten kann, muß eine Beute der Flammen werden.«

»Harris, du bist wahnsinnig geworden, oder, nein, ich sehe es deinen Augen an, du bist betrunken.«

»Allerdings habe ich nur Mut getrunken, ich hätte nicht geglaubt, daß es mir nach ein paar Gläsern Whisky so leicht werden würde. Adieu, Björnsen, in einem Jahr heirate ich Nancy, ich will auch um dich trauern. Adieu!«

Er tastete sich an der Bordwand fort, bis er die nach der Kajüte führende Luke erreichte, in der er verschwand.

Eine Ahnung war jetzt in dem Gefesselten aufgedämmert – er hatte sich einem falschen Freunde anvertraut, einem Manne, der ihn haßte, weil er sein Weib liebte.

Wie ein Verzweifelter riß er an den Stricken, sie gaben nicht nach, der, der sie angezogen hatte, wußte Knoten zu schürzen; er schrie nach Harris, doch dieser hörte ihn nicht. Noch wußte er nicht, was sein Kamerad mit ihm vorhatte.

Eine Minute später sah er den Südwester des Fischers wieder an der Luke auftauchen, er sah, wie er zu dem Boot ging und dasselbe mit Segeln und Riemen ausrüstete.

»Harris,« schrie der Verzweifelte, »um Gottes willen, was hast du mit mir vor? Willst du mich töten, so thue es gleich, aber laß mich nicht gefesselt einsam auf dem Schiffe zurück!«

Mit einem Sprunge stand Harris vor ihm, das Messer in der Hand.

»Töten soll ich dich?« lachte er und hob den Stahl zum Stoß. »Ich hätte allerdings das Recht, denn ich bin es, der dir das Leben geschenkt hat, und du hast mir das meine genommen, langsam, Tropfen für Tropfen; aber wenn ich dir dein Leben wiedernehme, so erhalte ich das meine auch wieder – also habe ich ein Recht dazu.«

»Wer hat dich dieses Entsetzliche gelehrt?« stöhnte Björnsen. »Ich habe dich für meinen Freund gehalten, ich konnte es ja nicht anders glauben; ich habe dir mein Leben anvertraut. Willst du mich aber töten, so thue es gleich und laß mich hier nicht elend und langsam zu Grunde gehen!«

»Wälze nicht die Schuld auf mich! Wohl bin ich dein Freund gewesen, aber du warst es, der den Verrat ausübte; du hast mir, deinem Freunde, die Geliebte geraubt, Nancy, und um sie wiederzuerlangen, mußt du sterben.«

Der Fischer wandte sich ab.

»Stoß' zu,« bat Björnsen, »mach' es kurz mit mir!«

Harris aber steckte das Messer in die Scheide und rief noch einmal zurück:

»Gieb acht, Björnsen, wenn der Blitz ins Schiff schlägt! Du warst ein Thor, daß du dich hast nicht retten können. Hahaha.«

Der Gefesselte sah noch, wie Harris das Boot über Bord ließ und nachstieg – dann war er allein.

»Mein Gott, mein Gott,« stöhnte er, »so muß ich hier elend umkommen! Nancy, mein Weib! Sie betrauert mich als einen Verunglückten, den das Meer verschlungen. Hah, nun durchschaue ich seine Schurkerei, er will mich beiseite schaffen, er liebte Nancy, und als er erkannte, daß sie mir mehr zugethan war als ihm, fing er an, mir aus dem Wege zu gehen, er haßt mich und hat zum Morde seine Zuflucht genommen.«

Wild blickte er um sich. Noch immer zuckten die Blitze, aber der Sturm hatte schon nachgelassen. Er fühlte sich noch nicht verloren, noch hatte er ja den Ewer unter den Füßen und Hoffnung, von einem anderen Schiffe entdeckt und gerettet zu werden.

»Was hatte nur Harris mit dem Blitze gemeint, der in das Schiff einschlagen würde?«

Plötzlich drang dem Gefesselten ein brandiger Geruch in die Nase, er quoll aus der offenstehenden Luke, schon konnte er einen leichten Qualm herausdringen sehen.

»Der Ewer brennt,« schrie Björnsen entsetzt, »er hat Feuer hineingelegt.«

Er betete.

Wohl spülten noch die Wellen über Deck, aber sie erreichten nicht den Rand der mit Planken umgebenen Luke, das Wasser drang also nicht hinein, und das Feuer konnte im Innern des Schiffes wüten, bis die verkohlten Deckplatten unter den Füßen des Gebundenen brachen und er in ein Feuermeer stürzte.

Es war keine Rettung mehr für ihn vorhanden; mit dumpfer Verzweiflung ergab er sich in sein Schicksal.

Da schwang sich über die Bordwand eine helle Gestalt, in triefende Gewänder gehüllt, und stürzte auf den Gefesselten zu. Erst als sie ihm das Messer aus dem Gürtel riß, hob der Mann die Augen auf, und glaubte ihnen nicht trauen zu dürfen.

»Nancy,« jubelte er auf, und schon fühlte er, wie das scharfe Messer an den Stricken sägte und schnitt, bis seine Hände frei waren.

Das Weib fand keine Worte; stumm deutete es nach dem Hinterteil des Schiffes, und der Mann hatte sofort verstanden. Im nächsten Augenblick hatte er sie auf den Armen, stand am Heck und war mit einem Sprunge über Bord, dabei das Tau erfassend, welches mit einem Haken an dem Ewer hing und dessen anderes Ende in der Dunkelheit verschwand.

Als er wieder aus dem Wasser auftauchte, den Arm um Nancy geschlungen, erschütterte ein donnernder Knall die Luft, der Ewer war verschwunden, aber in dem herabfallenden Feuerregen konnte er auf den Wellen ein Boot tanzen sehen, dessen Bemannung die Schwimmenden an dem Tau zu sich heranzog. –

Am nächsten Morgen lag die Sonne wieder freundlich auf dem ruhigen Meer, dessen leichtgekräuselte Oberfläche kaum noch verriet, daß in der Nacht ein Sturm es aufgewühlt habe, und ebenso spiegelte sie sich in dem völlig glatten Wasser der Bucht und wunderte sich, warum die Insulaner heute morgen so aufgeregt waren.

In Gruppen standen die Fischer zusammen und hörten staunend den Bericht der drei Männer und drei Frauen an, die eben aus einem Boote stiegen; sie wollten es kaum glauben, daß eine

solche abscheuliche That von einem ihrer Genossen geplant worden sei; sie hatten gestern abend dem aufgeregten Weibe keinen Glauben geschenkt, aber nun bestätigte sich alles.

Jenkins stand in ihrer Mitte und bezeichnete den Russen als den Anstifter des Verbrechens, Harris nur als den Ausführer; dieser war noch nicht wieder auf der Insel gesehen worden; hoffentlich war er eine Beute des Meeres geworden, sonst würde er bei seiner Rückkehr eine solche der Insulaner werden, aber was wurde aus dem Russen? Er mußte der Rache, dem Lynchgericht der Fischer verfallen.

Die grollende Menge wandte sich nach dem Eishaus, man stürmte die Anhöhe hinauf, erbrach die verschlossenen Thüren, durchsuchte das ganze Haus, aber Elidoff war nicht darin zu finden – er hatte schon den Verrat des von ihm angestifteten Verbrechens erfahren und sich ebenfalls durch Flucht den aufgeregten Fischern entzogen.

Doch er konnte nur auf der Insel sein.

Die Küste wurde sofort ringsum bewacht, daß kein Boot mit dem Flüchtling abstoßen konnte, die Leute setzten ihre eigenen Ewer in Bereitschaft, um den Russen, sollte er ein Fahrzeug gefunden haben, verfolgen zu können – ein Dampfer war leider nicht da – sie verteilten sich und drangen ins Innere der Insel und schwuren, nicht eher mit Suchen einzuhalten, als bis sie den Schurken gefunden hatten.

Es war zwar ein schweres Stück, einer Person in den fast undurchdringlichen Wäldern der Insel nachzuspüren, welche außerdem noch mit ihren Schluchten und Höhlen unzählige Verstecke bot, aber schließlich mußte es doch gelingen, den Entflohenen ausfindig zu machen, sei es als Lebenden oder als Toten.

Auch die Herren des ›Amor‹ hatten sich der Menschenjagd angeschlossen und durchstreiften, im Gegensatz zu den Fischern wohlbewaffnet, allein oder zu zweien die Insel.

Noch waren die Verfolger mit der Durchsuchung des Eishauses beschäftigt gewesen, als eben der, dem sie vergeblich nachforschten, Elidoff, sich auf dem Platze befand, wo gestern nachmittag sich eine heitere Gesellschaft vereinigt hatte.

Er war nicht allein, sondern besprach sich mit dem Manne, den der Schwede vor einigen Tagen als den Auswurf, als die Schande der glücklichen Insel bezeichnet hatte, mit Jacko.

Die Züge des Russen drückten eine entsetzliche Angst aus, der starke, stolze Mann war mit einem Male völlig zusammengebrochen, und fast schien es, als wolle er sich dem listig blickenden Fischer zu Füßen werfen, um von ihm etwas zu erflehen, so eindringlich bittend sprach er zu ihm.

»Jacko,« wimmerte er, »ich weiß, du kannst mich retten, du kennst alle Schlupfwinkel der Insel wie kein anderer. Nimm alles, was ich bei mir habe, ich bin reich, ich will auch dich reich machen, aber hilf mir, daß ich nicht in die Hände der Insulaner falle!«

Er riß einen Beutel aus der Brusttasche und drückte ihn dem Burschen in die Hand, der ihn nachdenkend wog und dann einsteckte.

»Ich könnte Euch wohl verbergen und auch sicher von der Insel bringen,« sagte er langsam, »aber die Kleinigkeit genügt mir nicht, ich riskiere mein Leben dabei –«

»Ich gebe dir mehr, Jacko, ich gebe dir alles, was ich besitze,« stöhnte der Russe, »aber ich habe es nicht bei mir.«

»Wo habt Ihr es denn?«

»Einen Teil in Kooktown, das übrige in London; ich verschreibe dir alles.«

»An einer Verschreibung ist mir gar nichts gelegen,« entgegnete höhnisch der Fischer, »denn Ihr seid ein Schurke, der zu allem fähig ist. Aber etwas anderes habe ich mit Euch vor. Ihr seid früher Kapitän gewesen?«

Der Russe sah angstvoll in das braune Gesicht des Mannes, der ihn mit so listigen Augen anblickte.

»Ja, ich wars. Aber wozu das? Woher weißt du es?«

»Ihr seid mir empfohlen wurden, das mag Euch genügen. Gut, es sei denn, ich will Euch retten, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr mir willig dahin folgt, wohin ich Euch bringe.«

»Und wohin willst du mich bringen?«

»In Sicherheit, das mag Euch genügen!«

»Ich traue dir nicht,« schrie Elidoff auf, »du verrätst mich, du lieferst mich aus, um dir eine Prämie zu verdienen.«

»Seid nicht so furchtsam!« lachte der Fischer. »Mein Wort als Spitzbube muß Euch genügen; denn eine andere Garantie kann ich Euch nicht geben. Aber glaubt mir, vielleicht seid Ihr noch zu Großem bestimmt. Hört Ihr die Stimmen? Sie kommen schon, um Euch zu fangen. Wartet, wir haben noch Zeit!« sagte er zu dem Russen und hielt ihn fest, als er sich zur Flucht wendete. »Wir gehen nach einem Teil der Insel, wo wir beide uns sicher verstecken können, bis ich Euch dann bei Nacht in einem Boote nach dem Festland hinüberschaffe. Aber erst wollen wir jenen noch ein Hindernis in den Weg legen.«

Damit stieg er die Treppe hinauf, und der Russe sah, wie er sich vor der Brücke auf die Kniee niederließ und etwas an den Baumstämmen machte. Dann kam er wieder herab, und beide verschwanden auf der anderen Seite im dichten Walde.

Williams und sein Diener Hannes waren die gewesen, welche Jacko sprechen gehört hatten.

Beide waren den übrigen weit vorausgeeilt, nahmen sich aber jetzt dafür destomehr Zeit und schlenderten nun gemütlich durch den Wald, sich dabei unterhaltend.

»Ist der Bursche wirklich noch auf der Insel und kann nicht herunter,« sagte der Baronet zu Hannes, »so brauchen wir uns durchaus nicht zu beeilen. Je langsamer wir vordringen, desto sicherer sind wir, an keinem Schlupfwinkel vorüberzugehen. Wo mögen denn nur Lord Harrlington und Björnsen sein, die doch vorhin dicht hinter uns waren?«

»Sie blieben mit einem Male zurück und drangen in den Wald,« entgegnete Hannes, »wahrscheinlich glaubten sie eine Spur gefunden zu haben. Ich möchte nur wissen, wo der Harris geblieben ist, ob er in dem kleinen Boot verschlagen worden oder gar verunglückt ist?«

»Glaube kaum,« meinte Charles, »diese Fischer wissen sich in ihren Booten recht gut auf dem Meere zu halten, und wenn der Sturm auch noch so sehr pfeift. Der Kerl wird schon eines Tages hier auf der Insel landen, um Nancy zu bekommen. Es ist schade, daß wir dann nicht mehr hier sind, wenn ihn die Fischer aufknüpfen.«

»Wie lange bleibt denn der ›Amor‹ noch hier?« fragte Hannes.

»So lange wie die ›Vesta‹« lachte Charles. »Sobald das Vollschiff die Anker lichtet, macht auch der ›Amor‹ Dampf auf und fährt gehorsam hinterher.«

»Da schlage doch der Donner drein,« rief Hannes entrüstet, »ich würde mich schön bedanken, wenn ich nur immer diesen Mädeln nachfahren sollte.«

»Seien Sie still!« mahnte Charles ernst. »Sie haben laut unseres Kontraktes ruhig dahin zu fahren, wohin ich gehe. Ich glaube wahrhaftig,« unterbrach er sich, »wir kommen auf dieselbe Stelle, wo wir gestern gewesen sind. Richtig, da ist ja schon die Brücke.«

Er schlug den Weg nach der Waldblöße ein, als er plötzlich hinter sich eilige Schritte hörte, und als er sich umwandte, eine weibliche Gestalt kommen sah. Es war Nancy.

»Was macht denn die Frau hier,« brummte Charles, »sie scheint ja ganz außer sich zu sein.«

»Hilfe!« schrie das Weib. »Er mordet mich.«

Sie stürzte vorwärts, der Brücke zu; sie bemerkte weder Hannes, noch den Baronet, welche sich beide durch die Büsche arbeiteten, und eben wollte sie den Fuß auf die Baumstämme setzen, als Charles sie erreichte und in den Armen auffing.

»Was ist es denn?« rief er.

Da stürmte schon wieder ein Mann durch den Wald und dicht hinter ihm ein anderer, Lord Harrlington.

»Harris,« dachte nur der Baronet, er ließ das Weib los und sprang dem Ankommenden entgegen, wurde aber durch die

Wucht des Läufers zu Boden geschleudert; über ihn weg setzte der Verfolger und war dicht hinter dem Flüchtling, schon wollte er ihn greifen, als dieser die Brücke erreicht hatte.

Da schallte ein vierstimmiger Schrei durch den Wald, erstarrt standen die drei Personen da und sahen nach dem Platz, wo eben noch die Baumstämme gelegen, sie waren in die Tiefe gestürzt und mit ihnen Harris, während auf der anderen Seite der Schlucht Harrlington in die Kniee gesunken war.

Der Lord hatte, als er die Brücke vor seinen Augen hatte verschwinden sehen, seinen Lauf nicht mehr mäßigen können, aber er war mit gewaltigem Satze über die Schlucht gesprungen.

Charles beugte sich über den Rand des Abgrundes und spähte in die Tiefe.

»Tot,« murmelte er, und sich dann zu Nancy wendend, die mit stürmisch wogender Brust dastand, sagte er: »Verzeihen Sie ihm, er ist den Tod gestorben, der Ihnen beschieden war.«

Das Suchen nach Elidoff war vergeblich gewesen. Man vermißte auch Jacko, und da man diesen öfters mit dem Russen im Gespräch gesehen hatte, so wurde vermutet, daß er, der die Insel durch und durch wie kein anderer kannte, jenen ebenfalls gegen ein Versprechen von Gold versteckt hatte.

Man beschränkte sich darauf, die Küste noch sorgsamer zu beobachten, damit der geldsüchtige Fischer nicht noch auch Gelegenheit hatte, den Verbrecher nach dem Festlande hinüberzufahren, als aber am anderen Tage ein Dampfer an der Insel landete, erfuhr man, daß dies leider schon geschehen sei.

Der Kapitän erzählte, er habe am frühen Morgen ein Segelboot in der Ferne bemerkt, und durch das Fernrohr darin Jacko

und den Aufseher des Eishauses gesehen, der sich, wie er geglaubt hatte, wegen irgend eines Geschäfts von dem Fischer nach Kooktown bringen ließ.

24. Der Ausbruch der Sträflinge.

Eine unerträgliche Hitze herrschte in dem Felsenkessel, die Sonne brannte furchtbar sengend auf die nur mit leichten Kappen bedeckten Köpfe der Arbeiter, die mit Hacken und Meißel an den Wänden hämmerten und pochten, um Steine loszusprengen, welche dann auf Wagen in die Mitte des Thales geschafft wurden, wo sie von anderen eine rohe, quadratische Form erhielten.

Aber trotzdem, daß die Leute von Schweiß trieften und sich kaum noch aufrecht halten konnten, fuhren sie ununterbrochen in ihrer Arbeit fort, denn jedesmal, wenn sie auch nur einen Augenblick den erschlafften Arm sinken ließen, ertönte ein rauher Mahnruf aus dem Munde eines der Beamten, welche die Arbeiter streng beobachteten und die Macht hatten, ihre Leute wie die Sklaven zu behandeln, wie die mit Gewehren bewaffneten Posten, welche fortwährend auf- und abpatrouillierten, zeigten.

Hätte man nicht gewußt, daß dieses ein Steinbruch war, in dem Verbrecher mit Zwangsarbeit beschäftigt wurden, so hätte man dies erfahren, wenn man den Ausgang des Thales passierte. Hier standen nicht nur einige Posten, sondern ein ganzes Haus war mit ihnen besetzt, jederzeit bereit, bei einem Signalschuß den Eingang zu verbarrikadieren und auf die Reihen der etwaigen ungehorsamen Sträflinge ein verderbenbringendes Feuer zu eröffnen, ohne Rücksicht, ob es die Schuldigen oder Unschuldige vernichte.

Aber schon seit vier Jahren wurde hier von morgens früh bis abends spät die Hacke geschwungen, klang der Meißel an den himmelhoch emporstrebenden Felswänden, und noch nie war eine Gewaltthat der Sträflinge vorgekommen, denn sie wußten, wie scharf sie bewacht wurden, und welche furchtba-

ren Strafen dessen harrten, der es wagen wollte, ungehorsam gegen einen Vorgesetzten zu sein. Schon wenn einmal zwei beim Unterhalten ertappt wurden, rief ein Pfiff des Aufsehers einen Angestellten herbei, und sofort waren die Sprecher mit einer Kette an den Händen zusammengefesselt, für Wochen, Monate oder Jahre, je nachdem sie sich verhielten, sodaß sie nun vielleicht für ihr ganzes Leben zusammen arbeiten, essen und schlafen mußten, bis der Tod den einen von dem anderen wieder frei machte.

Der Steinbruch von Hughenden ist es.

Hughenden selbst ist ein blühendes Städtchen am Normanfluß, aber dieser Steinbruch liegt einige hundert Meilen weiter westlich, mitten in einer öden, wasserarmen Gegend, welche nur vom ›Busch‹, dem Australien eigentümlichen, übermannshohen, buschartigen Gestrüpp, bedeckt ist.

Mit der nächsten Stadt, also Hughenden, steht er zwar durch eine Eisenbahn in Verbindung, aber diese versorgt nur die dort angestellten Leute und beschäftigten Sträflinge, die schwersten Verbrecher Australiens, mit Wasser und Lebensmitteln, bringt neue Gefangene hin und nimmt ab und zu die vorrätigen Steine mit. Sonst ist der Steinbruch vollkommen von der Welt abgesondert, die eingelieferten Verbrecher sind meist Sträflinge auf Lebenszeit oder doch auf viele Jahre und kommen fast gar nicht mehr in Berührung mit der anderen Welt.

Das Gebäude, welches ihre Zellen enthält, steht im Thalkessel selbst; bei Sonnenaufgang fangen sie an mit ihrer schweren Arbeit, welche des Mittags nur für eine Stunde unterbrochen wird, und des Abends sinken sie ermüdet nieder auf die harte Lagerstätte, froh, wenn sie wenigstens nicht aneinander geschlossen sind.

Diejenigen, welche die Steine in der Mitte des Thales zuhauten, hatten die leichteste Arbeit, in der glühenden Sonne allerdings immer noch beschwerlich genug, aber sie waren doch immer noch besser daran, als die, welche die Hacke an der weißen Felswand unermüdlich schwingen mußten, welche die Sonnenstrahlen reflektierte, oder gar jene, welche die Steine auf den Schultern über das Geröll tragen, dann auf Wagen laden und abermals auf den Schultern nach dem Werkplatz schleppen mußten. Die ersteren waren einesteils solche, welche eine gute Empfehlung mitbekommen, anderenteils solche, die durch gute Führung sich die Gunst der Beamten zu erringen gewußt hatten, die letzteren dagegen solche, welche schon durch ihr Verbrechen den Unwillen der Aufseher erregten, und betrugen sie sich nicht ausgezeichnet, so konnten sie sicher sein, während ihrer ganzen Strafzeit sich mit dem Befördern der mächtigen Steine befassen zu müssen.

Stumm meißelten, hackten und schleppten die Sträflinge, deren Haare kurz geschoren waren, und die bartlosen Gesichter neigten sich finster auf die Arbeit, um nicht den verhaßten Anblick ihrer Peiniger, wie sie die Beamten nannten, haben zu müssen. Sie alle waren gleichmäßig in graue Leinwand gekleidet, welche mit den schwarzen Stempeln der betreffenden Strafanstalt über und über bedeckt waren.

Keuchend schleppte ein Mann auf der Schulter einen Steinblock über das Geröll, ließ ihn neben einem Meißelarbeiter niedergleiten und fiel selbst erschöpft zu Boden. Seine Augen flogen unstät empor – keiner der Beamten konnte ihn in diesem Augenblick sehen.

»Pst,« flüsterte er, den Blick starr auf den Meißelnden gerichtet, »Snatcher, kennst du mich noch?«

Der Angeredete, ein Mann von etwa vierzig Jahren, arbeitete ruhig weiter, aber seine Augen nahmen einen so sonderbaren Ausdruck an, daß der Frager wußte, er sollte eine Antwort erhalten.

»Ich kenne dich wohl noch,« murmelte er zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch.

»Seit wann bist du denn hier, Thomas?«

»Seit einer Woche, habe mich nicht so schnell erwischen lassen, wie du.«

»Ich bin unschuldig hier, das weißt du,« murmelte der Meißelnde.

»Das sagt jeder,« lachte der am Boden Liegende leise, aber er erhob sich plötzlich, denn ein Beamter näherte sich seinem Platze.

Er ging nach dem Wagen und fuhr davon, um einen anderen Stein zu holen.

»Nummer 207,« sagte der Beamte zu dem am Blocke Arbeitenden, der vorhin mit Snatcher angeredet wurde, »es sollte mir leid thun, wenn ich Ihnen eine andere Arbeit geben müßte. Und vor allen Dingen hüten Sie sich, mit dem zu sprechen, der eben bei Ihnen war; wir beobachten den Burschen.«

Der Beamte wandte sich um und schritt weiter.

Nach einer Viertelstunde kam der Steinträger wieder und ließ sich wie vorhin erschöpft neben dem Steinblock zu Boden fallen.

»Snatcher,« klang es wieder zischend in die Ohren des ersten Sträflings, »wie lange willst du noch hier arbeiten?«

Der Angeredete antwortete nicht, ruhig meißelte er weiter.

»Snatcher,« klang es weiter, »ich komme von Sydney.«

Der Verbrecher ließ mit einem Male den Hammer müßiger arbeiten, und sein Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an.

»Ich soll dir Grüße von Weib und Kind bringen, hörst du mich nun?«

»Wie geht es ihnen?« flüsterte jener zurück.

»Sie warten auf dich.«

»Was soll ich dagegen thun?« klang es schmerzlich zurück.

»Entfliehe!« flüsterte ihm der Verführer zu.

»Es geht nicht.«

»Brich aus!«

»Nimmermehr, und wenn ich auch Gelegenheit dazu hätte. Warum bist du hier, Thomas?«

»Wegen eines albernen Mädchens. Brich aus mit uns heute nacht, Snatcher, wir sind schon alle einig, nur du fehlst uns.«

»Nimmermehr,« flüsterte Snatcher wieder, aber so bestimmt, als ob er jeder Ueberredung von vornherein begegnen wollte. »Ich bin unschuldig und werde mich meiner Strafe nicht durch Flucht entziehen.«

Wieder stand der Steinträger plötzlich auf, denn ein Beamter, aber ein anderer als vorhin, ging vorüber und warf auf ihn einen mißtrauischen Blick.

Thomas fuhr nach einem Platz, wo eine Menge Steine umherlagen, suchte sich den größten aus und versuchte ihn fortzuwälzen. Aber das schwere Gewicht spottete aller Anstrengung.

Ein lauter Fluch entschlüpfte seinem Munde, einer der Felsarbeiter sah den Mann, der sich hilfesuchend umblickte, beider Augen begegneten sich, und sofort warf jener seine Hacke hin und sprang seinem Kameraden zur Unterstützung.

Eine solche gegenseitige Hilfeleistung war im Steinbruch erlaubt, wurde sogar befohlen.

»Nicht so schnell,« keuchte Thomas, als der andere, ein gelbhäutiger Bursche, sich mit aller Kraft gegen den Stein lehnte, »nicht so schnell, ich habe dir viel zu sagen, Manzo.«

Mit mäßiger Austrengung beschäftigten sie sich mit dem Koloß, thaten aber dabei, als bemühten sie sich mit aller Macht, den Stein fortzuwälzen.

»Snatcher will nicht?« flüsterte der Gelbe.

»Nein, er ist ein Dummkopf.«

»Wir müssen ihn haben; seine Zelle grenzt an die Wachtstube. Nur er kann in dieselbe eindringen.«

»Es ist gefährlich,« sagte Thomas und brachte den Block zum ersten Male zum Stürzen.

»Nichts ist es,« entgegnete Manzo, »heute abend fahren die meisten Beamten nach Hughenden, nur wenige bleiben zurück, ich kenne das.«

»Dann muß es geschehen,« keuchte Thomas, »aber wie?«

»Laß dich mit ihm fesseln.«

»Warum gerade ich?«

»Ich kann nicht in seine Nähe kommen und mit ihm sprechen.«

»Wenn er aber in meine Zelle kommt?«

»Kann er nicht, seine ist die größere, deine viel kleiner.«

»Gut, was soll ich dann machen?«

»Um sieben Uhr geht der Zug ab,« flüsterte Manzo seinem Kameraden zu, »um acht Uhr wird die Wache abgelöst. Hier hast du den Dietrich, den ich mir gemacht habe.«

Er steckte ihm ein kleines Eisen zu.

»Weiter?« fragte Thomas, als sie den Stein auf den Wagen hoben.

»Du öffnest die Thür schon vorher, tritt die Wache heraus, ist niemand in der Stube und du wirfst die Thür zu und schließest sie ab. Das andere weißt du.«

»Ich bin aber an Snatcher gefesselt.«

»Sei nicht so thöricht,« zischte der andere durch die Zähne, »du befreist dich eben von ihm.«

»Ich werde ihn vorher noch überreden.«

»Thue das, aber traue ihm nicht, bis du ihn sicher hast! Sonst müssen wir nochmals acht Tage warten und vielleicht haben wir nie wieder so eine günstige Gelegenheit wie heute. Laß dich lieber fesseln!«

Krachend fiel der Stein auf den Wagen, und Thomas zog denselben fort, während Manzo an seine Arbeit zurückging.

Auf einen Wink Thomas' kam Snatcher herbei, um den Stein nach dessen Platz hin zu wälzen, denn dieser war noch für ihn bestimmt. Wahrend dieser Gelegenheit hatte der Verbrecher die beste Gelegenheit, mit Snatcher zu sprechen.

»So willst du nicht helfen, wenn wir heute abend ausbrechen?«

»Nein.«

»Dein Weib, deine Kinder sind in großer Not; sie hungern.«

Snatcher zuckte zusammen, aber er blieb standhaft.

»Zum dritten Male, nein, ich verlasse diesen Ort nicht eher, als bis ich meine Strafe hinter mir habe, oder bis meine Unschuld an den Tag gebracht ist.«

»Darauf wirst du lange warten können,« höhnte Thomas, aber so laut, daß alle umstehenden Sträflinge erschrocken aufsahen und am meisten Snatcher selbst.

»Willst du mich unglücklich machen?« flüsterte er.

»Ich möchte dein Kamerad werden,« rief Thomas fest.

Da sah Snatcher schon, wie von mehreren Seiten Beamte herbeigeeilt kamen.

»Nummer 207 und 326,« sagte einer von ihnen.

Er pfiff, und sofort kam aus der Wachtstube, die sich noch innerhalb des Thales befand, ein Zellenschließer mit einer langen Handkette.

»Ihr habt beide gesprochen?«

»Natürlich haben wir das,« antwortete Thomas höhnisch. »Paßt Euch das vielleicht nicht?«

Im Nu waren den beiden an je eine Hand die Schelle angelegt, so daß sie nun zusammen arbeiten mußten.

»An die Karre mit dir, 207,« sagte der Beamte barsch zu Snatcher, »ich habe heute schon einmal Rücksicht mit dir genommen, das zweite Mal nicht.«

Snatcher mußte nun an der Seite des aufgedrungenen Kameraden die schwere Arbeit des Steinschleppens verrichten, und beide wurden scharf von den Beamten bewacht, daß es Thomas, um einen Argwohn zu vermeiden, unterließ, fernerhin mit Snatcher zu sprechen.

Dagegen fand unter den übrigen Sträflingen eine heimliche Verständigung statt. Vielsagende Blicke wurden gewechselt, jedesmal, wenn die Beamten am weitesten entfernt waren, entstand ein Zischeln unter ihnen und besonders Nummer 325, 327, 328 und 329, welche erst vor einigen Tagen zugleich mit Thomas angekommen, waren es, die auf jede Weise sich mit den anderen zu verständigen suchten, unter ihnen auch Manzo. Das alles geschah aber unbemerkbar, daß die Beamten nichts davon wahrnahmen, wie sie überhaupt gerade heute etwas nachlässig im Dienste waren.

»Kennen alle nun das Zeichen?« flüsterte Manzo einem anderen Sträfling in einem unbewachten Moment zu.

»Alle,« klang es zurück.

»Gut, sobald ich gefangen werde, dann her über die Beamten und Soldaten, und nieder mit ihnen! Die Waffenkammer ist dann schon in unseren Händen, zurück können sie nicht.«

Er ging zu anderen und flüsterte dasselbe.

Jeden Abend erwarteten die Sträflinge, wie auch die Beamten, das Pfeifen der heranbrausenden Lokomotive, welche die Wagen mit Wasser und Nahrungsmitteln brachte. Das war stets das Zeichen, daß es sieben Uhr war, daß also die Arbeit eingestellt wurde. Einige Minuten vergingen noch, bis die Vorräte ausgeladen worden waren, dann wurden die Sträflinge nach den Zellen gebracht und die Beamten zogen sich nach ihren, außerhalb des Thales bei der Eisenbahnstation liegenden Wohnungen zurück.

Heute aber bedeutete der Pfiff für letztere noch etwas ganz Besonderes, denn einmal in der Woche durfte die eine Hälfte von ihnen nach Hughenden fahren, und nun war endlich dieser lang ersehnte Tag erschienen.

Daher kam es auch, daß sie sich kurz vor dem Arbeitsschlusse nicht mehr so mit den Gefangenen beschäftigten, wie es ihnen ihre Pflicht eigentlich vorschrieb.

Da warfen alle Sträflinge gleichzeitig Hacke, Meißel und Schaufel weg, der Ruf des Aufsehers zum Einstellen der Arbeit war ertönt, fast gleichzeitig mit dem Pfiff der heranbrausenden Lokomotive, welche man von hier aus wohl hören, aber nicht sehen konnte.

Die Gefangenen wurden in ihre Einzelzellen gebracht, nur die Zusammengefesselten kamen in geräumigere, dann eilten die Beamten nach ihren Wohnungen und fuhren einige Minuten später mit dem Zuge ab, während die Zurückgebliebenen Vorbereitungen zu der eine Stunde später vorzunehmenden Austeilung des Abendbrotes an die Sträflinge trafen.

Die Zelle, welche der Wachtstube am nächsten lag, mußte einst zu anderen Zwecken, als zum Aufenthalte von Sträflingen gedient haben, denn ihre Thür öffnete sich nicht, wie die der

anderen, nach dem Freien, sondern, um zu ihr zu gelangen, mußte man erst durch die Wachtstube gehen.

Diese Zelle war die größte, obgleich immer noch klein genug. Sonst nahm sie Snatcher allein ein, jetzt aber hatte er einen Mitgefangenen bekommen, und das ist in einer Gegend, wo die Luft in einem geschlossenen Raume schon bei einem Bewohner bald drückend heiß wird, schon an und für sich eine harte Strafe.

»Warum hast du mir das angethan?« seufzte Snatcher und ließ sich auf die Bettstatt fallen, das einzige Möbel, welches in dem völlig nackten Raume stand. »Mein Stand bei den Beamten war ein so guter, und jetzt ist das alles vorbei.«

»Jammere nicht so, Mensch!« fuhr ihn Thomas an. »Es ist zu deinem Glück, daß alles so gekommen ist. Sei vernünftig, und in zwei Stunden bist du ein freier Mann!«

»So wollt Ihr wirklich ausbrechen?«

»Gewiß wollen wir, alles ist schon vorbereitet. Wenn auch einige der Sträflinge daran glauben müssen, das soll uns nicht davon abhalten. Lieber den Tod, als noch acht Tage länger hier wie ein Hund leben. Doch sprich, Snatcher, so bist du wirklich damals unschuldig eingesperrt worden? Wir wollten es alle nicht glauben.«

Thomas setzte sich neben seinen Mitgefangenen.

»Und doch ist es so. Es war allerdings mein Messer, welches bei der Leiche gefunden wurde, und mein Tuch, welches von ihrem Blute getränkt war, aber ich wußte damals und weiß auch jetzt noch nicht, wie beides dahin gekommen ist.«

»Zerbrich dir nicht den Kopf darüber!« tröstete ihn der andere. »Es giebt eben andere, die die Sache schlauer anfangen.

Ich habe bisher auch immer für andere gearbeitet, die das Fett abschöpften, aber nun will ich einmal auf eigene Faust arbeiten.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Ja,« lachte Thomas, »die Zeiten sind eben andere geworden. Wie lange bist du denn nun schon hier, fünfzehn Jahre?«

»Achtzehn Jahre, und ein Jahr habe ich in Untersuchung gesessen, das ist gar nicht mitgerechnet worden. Sieben Jahre noch, dann habe ich es hinter mir.«

»Daß du ein Narr wärest,« brummte Thomas unwillig. »Also, als wir uns vor neunzehn Jahren und länger kennen lernten, da hielten wir uns beide für ehrliche Menschen –«

»Ich bin's auch geblieben,« rief Snatcher.

»Ich nicht,« meinte Thomas kurz. »Mit dem Ehrlichsein kommt man heutzutage nicht mehr weit, aber mit der Spitzbüberei auch nicht, wenn man nicht auf den richtigen Weg kommt. Darauf kam ich gleich von vornherein nicht. Zehn Jahre quäle ich mich nun so ab, ebenso wie meine vier Genossen, die mit mir gefaßt worden sind, wir rauben, morden, stehlen, bohren Schiffe an, sprengen sie in die Luft und so weiter und dann bekommen wir einige Dollars Prozente, wie sie sagen, und damit basta, das übrige geht in die sogenannte Kasse, in die Unfallkasse, sagen wir immer. Passiert uns dann einmal etwas, das heißt, werden wir gefangen genommen, dann können wir versichert sein, daß wir bald wieder herausgeholt werden, mit Gewalt oder mit List.«

Verwundert hatte ihm Snatcher zugehört.

»So würdest du auch von hier wieder befreit werden?« fragte er endlich.

»Auf jeden Fall,« versicherte der andere. »Und zwar geschieht es gewöhnlich so, es kommt ein Mann, ein Offizier oder so etwas Aehnliches, legitimiert sich, bringt Papiere mit und verlangt, Nummer so und so soll nach irgend einer Stadt zum Verhör gebracht werden. Die hier könnten noch soviele Boten abschicken oder telegraphieren – nichts versagt. Wir werden also mit Soldaten auf den Weg gebracht und unterwegs so sicher befreit, wie zweimal zwei vier ist.«

Kopfschüttelnd saß Snatcher da.

»Aber warum wartest du denn nicht ab, bis man dich oder euch befreit?«

»Fällt mir gar nicht ein! Kaum sind wir befreit, so werden wir wieder auf ein Schiff oder sonstwohin gesteckt und müssen dann ebenso wie früher arbeiten. Manzo und wir anderen haben aber nun ausgemacht, von hier auszubrechen und einmal unser Glück auf eigene Faust zu probieren; mehr als gehangen können wir nicht werden. Alle übrigen sind damit einverstanden, nur du Mucker widersetzt dich. Und gerade um dich thut es mir leid, weil wir zwei alte Schiffskameraden sind, die sich in jungen Jahren so manchmal den Wind um die Nase haben pfeifen lassen.«

»Was hast du denn begangen, daß man dich hierhergebracht hat?« fragte Snatcher.

»Wir fünf sind alle wegen Mädchenraubes aufgebracht worden.«

»Mädchenraub? Mit so etwas müßt ihr euch auch abgeben?«

»Natürlich, der spielt sogar eine Hauptrolle bei uns. So zum Beispiel waren wir jetzt seit ungefähr einem halben Jahre hin-

ter Weibern her, die zum Vergnügen als Matrosen in der Welt herumsegeln. Aber, verstehst du wohl, nicht so wie wir; es sind alles feine, reiche Amerikanerinnen, aus deinem Heimatlande. Da hatten wir auch richtig vor vierzehn Tagen ein Mädchen gepackt und wollten es eben an Bord bringen, da kommen uns solche verdammte Engländer auf die Fährte, fassen uns und liefern uns auch gleich der Polizei aus. Das Mädchen, es hieß Hope – Hope Staunton, ihr Name wurde mehrere Male gerufen –«

»Staunton,« unterbrach ihn Snatcher nachdenkend, »der Name erinnert mich an meine Heimat, dort hieß ein reicher Pflanzer so. Du weißt doch, daß ich aus Louisiana stamme?«

»Ach was, aus Louisiana?« rief Thomas erstaunt. »Dann ist es leicht möglich, daß du auch die Kapitänin des Damenschiffes kennst. Sie heißt Petersen – Ellen Petersen.«

»Gewiß kenne ich den Namen Petersen,« und Snatcher sprang vor Freude auf. »Auf der Plantage dieses Mannes bin ich erzogen worden, mit seinem Sohne habe ich gespielt, habe ihn reiten gelehrt und bin noch bei der Hochzeit dieses Sohnes gewesen. Lebt dies Kind noch?«

»Er lebt nicht mehr, aber die Petersen hat noch einmal geheiratet und von dem jetzigen Manne, also jetzt Ellens Stiefvater, werden seltsame Dinge gemunkelt. Einige der Aelteren wollen ihn noch recht gut gekannt haben, als auch sie sich schon als Verbrecher herumtrieben, und als unser Kapitän einmal recht betrunken war, behauptete er sogar, der Stiefvater wisse mehr von unserer Bande, als er und wir alle zusammen. Aber das sind natürlich alles nur Gerüchte, denn offen herauszusprechen wagt bei uns niemand. Gewiß aber ist, daß Mister Flexan, oder aber, wie er früher geheißen haben soll, Jonathan Hemmings –«

Der Erzähler hätte beinahe laut aufgeschrieen, mit solch eisernem Griff faßte der neben ihm sitzende Sträfling seinen Arm.

»Wie hieß er? Sag' noch einmal den Namen,« brachte Snatcher mit vor Erregung heiserer Stimme hervor.

»Zum Teufel, laß' mich los!« stöhnte Thomas und entwand sich mit Mühe der starken Hand seines Kameraden. »Was ist denn mit dir? Jonathan Hemmings hieß er.«

»Jonathan Hemmings? Lebte er in Ausstralien?«

Dies alles stieß der Gefangene atemlos hervor; seine Augen hingen an den Lippen des Gefragten, und seine Glieder zitterten vor Aufregung.

»Das glaube ich bestimmt; zuletzt ist es so vor achtzehn Jahren in Melbourne gesehen worden. Gleich darauf tauchte er in den amerikanischen Staaten als reicher Mann auf und freite um die Hand der verwitweten Mistreß Petersen.«

»Wie sah er aus? Kennst du ihn?«

»Nein, aber seine Beschreibung habe ich oft hören müssen. Er soll sehr schön gewesen sein.«

»Das war er! War er groß und hatte graue Augen?«

»Stimmt, auch das ward von ihm gesagt.«

»Aber ein besonderes Zeichen? Hatte er kein Merkmal?« drängte Snatcher.

»Nicht daß ich wüßte. Doch ja,« unterbrach sich Thomas, »der Kapitän erzählte einmal, er hätte Handschuhe getragen, und als er vom Boden etwas aufheben wollte, da habe sich der kleine Finger vom linken Handschuh umgestülpt.«

»Er ist es,« jubelte Snatcher, sprang auf und wollte der Thür zueilen; er hatte ganz vergessen, daß er an seinen Kameraden gefesselt war.

»Mensch, was hast du vor?« fragte der uufreiwillig Emporgerissene.

»Frei will ich sein, und frei kann ich sein,« rief Snatcher und bemühte sich, nach der Thür zu gelangen, »der Mörder, für den ich unschuldig büßen muß, lebt, und ich kenne ihn jetzt, weiß, wo er lebt. Laß mich los, Thomas, ich will den Beamten sprechen.«

Aber Thomas faßte ihn und zog ihn mit aller Gewalt auf das Bett zurück.

»Armer Kerl,« sagte er, als es ihm gelungen war, den sich verzweifelt Wehrenden zu bändigen, »armer Kerl, du dauerst mich! Glaube mir, ich weiß es besser als du, wie es jetzt draußen in der Welt aussieht. Du würdest nicht weit kommen, dann wärest du schon wieder unschädlich gemacht.«

»Er ist aber der Mörder und nicht ich,« rief Snatcher außer sich, »ich will vor ihn treten, und wenn er mir, da ich achtzehn Jahre lang für ihn gelitten habe, offen ins Auge sehen kann, dann will ich freiwillig zurückkehren.«

»Der, den du als einen Mörder bezeichnen willst, ist ein reicher Mann und, was noch mehr ist, ein mächtiger, listiger Mann. Soviel ich von ihm erfahren habe, stehen ihm Mittel zu Gebote, von denen wir beide keine Ahnung haben, du noch viel weniger, als ich. Es kostete ihm nur ein Wort, so hätte er dich für immer stumm gemacht. Sei lieber froh, daß er deinen Aufenthaltsort gar nicht kennt, denn sonst, verlaß' dich darauf, würdest du nicht mehr zu den Lebenden zählen!«

Sprachlos starrte der Unglückliche seinen Gefährten an.

»Aber was soll ich denn thun?« brachte er endlich hervor. »Meine Frau, meine Kinder, die ich als kleine Würmer verlassen habe! Endlich sehe ich einen Weg, wie ich meine Unschuld beweisen und zu den Meinigen zurückkehren kann, und du schneidest mir gleich wieder jede Hoffnung ab!«

»Im Gegenteil, ich bringe dir diese erst. Sieh, eine halbe Stunde noch, und wir alle hier sind keine Sträflinge mehr, wir sind freie Männer. Vereinige dich mit uns, brich mit uns aus, weg über die Leichen unserer Peiniger, und auch du bist frei und kannst deine Nachforschungen auf eigene Faust fortsetzen!«

Niedergeschlagen hatte Snatcher dem mit leiser Stimme Redenden zugehört.

»Aber, dann bin ich ja ein Verbrecher geworden, was ich jetzt noch nicht bin. Was nützt mir es, wenn ich den Mörder entlarvt habe und dann selbst wegen einer Mordthat, die ich wirklich begangen, verurteilt werde?«

Lange betrachtete Thomas seinen Mitgefangenen, und sein Gesicht nahm einen traurigen Ausdruck an. In dem steinernen Herzen des Verbrechers mußten noch nicht alle guten Gefühle ausgerottet sein, sie schienen wenigstens jetzt einmal aus langem Schlafe zu erwachen.

»Snatcher,« begann er, »du hast recht, mein Vorschlag war ein unsinniger. Bleibe du hier in der Zelle. Du sollst keine Hand aufheben gegen die Beamten! Laß mich und die anderen die blutige That vollbringen. Ich scheue nichts mehr, aber doch wünschte ich, ich hätte niemals diesen Weg betreten, der ja

schließlich einmal zum Galgen führen muß; und ebenso will ich nicht, daß du zum Verbrecher werdest.«

»Wohin soll ich mich wenden, wenn ihr euch befreit habt? Wird man mich nicht ebenso wie euch, gleich den wilden Raubtieren hetzen, um uns wieder unschädlich zu machen?«

»Für mich fürchte ich nichts, im Gegenteil, ich freue mich auf die Hetzjagd. Aber du?«

Thomas sah lange vor sich hin.

»Das beste wird sein,« begann er dann, »du versuchst, in die Nahe dieser Petersen zu kommen. Gelingt es dir nicht, bei den Mädchen Schutz zu finden, so begiebst du dich zu den Herren, die ihnen immer nachfolgen. Es sind dies alle ehrliche Kerle, die manchmal auch krumm gerade sein lassen, so wie ich es liebe. Aber ich habe allen Grund zu glauben, daß dich die Kapitänin nicht abweist, denke viel eher, sie nimmt jeden mit Freuden auf, der ihr etwas von ihrem Stiefvater erzählen kann. Wie du die beiden Schiffe ›Amor‹ und ›Vesta‹ findest, das ist deine Sache, du bist kein Kind mehr, und ich habe andere Sachen zu thun.«

Die Klänge eines Glöckchens erschallten. Thomas fuhr erschrocken zusammen.

»Zehn Minuten vor acht Uhr,« flüsterte er, »gleich wird die Wache abgelöst und die Suppe an die Sträflinge verteilt, und ich habe noch keine Vorbereitungen getroffen. Nun sei vernünftig, Snatcher, mische dich nicht in mein Unternehmen!«

Er zog einen Dietrich aus der Tasche und arbeitete damit an den Schlössern der Handschellen. Beide Sträflinge waren frei. Dann steckte er das Werkzeug behutsam in das Schloß der

Thür und drehte etwas. Als er merkte, daß er den Riegel faßte, blieb er lautlos stehen und horchte.

Nach einigen Minuten vernahm er, wie die entferntesten Zellen aufgeschlossen und die Sträflinge mit barschem Tone aufgefordert wurden, herauszutreten: die Kerker wurden von den Beamten untersucht und dann an die in Reih' und Glied stehenden Gefangenen Suppe und Brot verteilt, während alle Soldaten, auch die sonst in der Wachtstube befindlichen, mit geladenen Gewehren vor dem Eingange standen und alles beobachteten.

Jetzt verließ der letzte Beamte die Wachtstube, leise drehte Thomas den Dietrich und befand sich im nächsten Augenblicke in dem Raume, wo an den Wänden Gewehre und Säbel hingen.

Schon näherte sich der Schließer der letzten Zelle, deren Eingang durch die Wachtstube ging, als er in seiner Beschäftigung innehielt und seine Aufmerksamkeit nach dem Ende des Korridors lenkte, wo in der Reihe der aufgestellten Sträflinge ein Drängen entstand.

»Was haben Sie da in der Tasche?« fragte der visitierende Beamte einen Kerl mit gelbem Gesichte.

»Nichts habe ich darin! Wenn Sie's nicht glauben, sehen Sie selber nach,« lautete die freche Antwort.

»Arme hoch!« kommandierte der Beamte.

Dem Befehl ward keine Folge geleistet.

»Arme hoch!«

Der Gelbe rührte sich nicht, sondern betrachtete den vor ihm stehenden Mann mit funkelnden Augen.

»Nummer 326,« rief der Beamte, und sofort kam ein Schließer, um dem Ungehorsamen Handschellen anzulegen, aber mit einem Sprunge brach der Sträfling durch die Reihen der Beamten und stand auf einem hohen Felsblocke, in den Händen einen zentnerschweren Stein.

»Wollen Sie herunterkommen!« rief der Beamte.

»Den Teufel will ich! Nein!« brüllte Manzo und hob den Stein zum Wurf. »Komm herauf, verdammter Hund, daß ich dir den Hirnkasten zerschmettern kann.«

Schon standen unten zwei Soldaten mit angeschlagenen Gewehren.

»Kommen Sie herunter!« befahl nochmals der Beamte, und als der Sträfling noch immer nicht gehorchte, erklang das Kommando:

»Legt das Gewehr an!«

»Verflucht,« schrie Manzo, warf den Stein weg und sprang vom Felsen herab, mitten unter die Beamten, welche herbeigeeilt waren, »da habt Ihr mich.«

Aber Manzo war noch nicht willens, sich ohne weiteres die Hände fesseln zu lassen, er schlug um sich und biß wie ein wildes Tier in die Hände, die seinen Arm gepackt hatten, und plötzlich ließen die Beamten erstarrt im Griffe nach.

Ein gellendes Geheul, Gepfeife und Gejohle erfüllte die Luft, einige Schüsse knallten, einige Sträflinge stürzten zu Boden, aber ehe sich noch die überraschten Beamten erholt hatten, fielen schon schmetternde Schläge auf ihre Köpfe; die letzten, welche diese Szene überlebten, sahen noch, wie die am

Ausgang postierten Soldaten, welche nicht zu schießen gewagt, weil sie ebensogut die zwischen den Gefangenen befindlichen Beamten hätten treffen können, wie diese Soldaten mit den Sträflingen um die Gewehre rangen, wie sie vergeblich versuchten, in die Wachtstube einzudringen, um sich dort verbarrikadieren zu können.

Ab und zu knallte noch ein Schuß; schmetternd sausten die Spitzhacken auf die Schädel; röchelnd wälzten sich die Getroffenen auf dem Boden, das Felsgestein mit ihrem Blute rötend, einer der Beamten sah noch, wie die Wachtstube aufgerissen wurde und die Sträflinge hineinstürmten, dann fiel auch er als Opfer seines Berufes.

25. Im Busch

Der Morgen dämmerte eben im Osten, und der von der Sonne vergoldete Horizont teilte seine Farbe der Landschaft mit; ein frischer Wind machte das hohe Gras der australischen Steppe leise hin- und herschwanken, als auf dem Schienenstrang, der mitten durch die unbewohnte Wildnis führte, ein Eisenbahnzug daherbrauste. Gestern abend hatte er Townsville verlassen, vor einigen Stunden die Station erreicht, von welcher der Strang nach Hughenden abzweigt, und fuhr nun weiter nach dem Norden, nach Burketown, hielt aber noch zweimal an Zwischenstationen, also etwa aller fünf Stunden.

In einem Coupé erster Klasse saßen vier Damen und zwei Herren. Sie waren aber erst hier zusammengekommen, denn es war ein Salonwagen, welcher das Durchgehen gestattete, und da sie sich einen guten Morgen gewünscht, so mußte man annehmen, daß sie die Nacht im Schlafwagen verbracht hatten.

Miß Petersen, Thomson, Murray und Lind waren die Damen, welche sich auf der Fahrt über die Nordwestspitze Australiens befanden, und die beiden Herren waren Lord Harrlington und Sir Williams, welche sich als Begleiter der Damen angeboten und, wie gewöhnlich, nach langem Ueberlegen angenommen worden waren. Es befand sich noch ein dritter Begleiter bei der Gesellschaft, aber er war noch nicht erschienen.

Miß Petersen hatte eine Freundin gehabt, welche sich nach Australien verheiratet hatte und nun mit ihrem Manne auf einer Farm am Flinders, einem in den Golf von Karpentaria mündenden Flusse lebte. Ein Brief würde ebenso lange, vielleicht länger gebraucht haben, um die weite Entfernung zurückzulegen, und so war die rasch entschlossene Ellen jetzt auf der Reise, diese Freundin zu besuchen und zugleich auch die Gelegenheit auszuspähen, ob die Farm die ganze Gesellschaft, alle Herren

und Damen der beiden Schiffe, für einige Tage zu beherbergen vermöchte. Wenn dies möglich wäre, so sollten die anderen nachkommen, und dann sollten von der Farm aus Jagdausflüge unternommen werden, wie man sie in der Nähe von Städten und an der Küste nicht geboten bekam. Die Farm lag mitten im Busch, nur von Wiesenplätzen eingerahmt, auf denen unzählige Schaf-, Rinder- und Pferdeherden weideten; verließ man aber dieselben, so betrat man sofort die Wildnis, in der es, wie Miß Turner ihrer jagdlustigen Freundin oft geschrieben, von Känguruhs, Oppossums, Emus, (australischen Strauße), und so weiter wimmelte.

Es war das erste Mal, daß sich ihnen hier der Anblick der australischen Wildnis bot, die ebenso eigentümlich ist, wie alles, was dieses Land hervorbringt. Die Wälder bestehen meist aus Gummibäumen mit hohen und starken Stämmen, aber die Blätter spenden keinen Schatten, und man wandelt zwischen ihnen wie durch Säulengänge. Der ›Busch‹ verdient eher die Bezeichnung eines Waldes, denn die Vegetation erreicht hier oft doppelte Manneshöhe, ist aber oft so dicht, daß man sich kaum hindurchdrängen kann. Diesen beiden, dem Walde und dem Busche, folgen dann wieder unabsehbare Steppen, die hauptsächlichen Tummelplätze der Känguruhs und Emus.

Die kleine Gesellschaft betrachtete lange Zeit schweigend die verschiedenen Landschaftsbilder, durch welche der Zug mit unveränderter Schnelle brauste; es herrschte bei allen jene Abspannung, welche man nach einer Nacht empfindet, die man in einem rüttelnden Eisenbahnwagen oder schwankenden Schiff mit dem Vorsatz verbracht hat, zu schlafen, ohne dabei Ruhe finden zu können.

Ellen zog die Uhr, warf einen Blick darauf und sagte, mit Mühe ein Gähnen unterdrückend:

»Noch zwei Stunden, ehe wir die nächste Station erreichen.«

»Dort wollen wir aussteigen?« fragte Charles.

»Ja. In dieser Station bekommen wir Fuhrwerk, welches uns nach der nächsten Farm bringt, und dort werden wir hoffentlich Wagen und Pferde bekommen können, um nach Blackskin, der Farm meiner Freundin, weiterreisen zu können. Die erste Fahrt beträgt zwei Stunden, die letztere aber fünf Stunden.«

»Und Sie sagen, wir erreichen die nächste Station schon in zwei Stunden?« fragte Charles nochmals.

»Ja. Ist das nicht entsetzlich lange?«

»Mein Gott!« rief Charles, »dann ist es aber die höchste Zeit, daß ich ihn wecke, sonst ist er dann noch nicht angezogen, wenn wir aussteigen.«

Lachend sahen die Zurückbleibenden Charles nach, der durch den Seitengang nach dem hinteren Teil des Wagens schritt.

»Wodurch hat eigentlich die Farm des Mister Turner den seltsamen Namen Blackskin erhalten?« fragte Harrlington Ellen, »das heißt soviel wie Schwarzhaut.«

»In der Nähe dieser Farm,« erklärte Ellen, »sind zahlreiche Stämme von Australnegern seßhaft, und das mag den Farmer bewogen haben, seinem Besitztum den Namen zu geben, denn natürlich treiben sich die faulen, arbeitsscheuen Schwarzen immer auf der Farm herum oder halten sich wenigstens in ihrer Nähe auf, um Brot und Tabak zu erbetteln.«

»Aber man lebt in Frieden mit ihnen?«

»Gewiß! Die Schwarzen in dieser Gegend sind alle friedlich, sie fallen höchstens durch ihr Stehlen lästig; so lange sie aber eine Art von Tribut an Brot, Tabak und so weiter erhalten, unterlassen sie auch dies.«

»Ich finde es unrecht, wenn man sie durch derartige Geschenke im Betteln bestärkt,« meinte Miß Murray.

»Darüber giebt es verschiedene Ansichten, und ich würde mich der von Mister Turner und meiner Freundin anschließen, nämlich den Schwarzen die wöchentlichen Lieferungen zu geben,« erklärte Ellen. »Die Australneger, so verkommen, oder vielmehr auf so niedriger Stufe sie auch stehen mögen, sind doch immerhin Herren dieses Landes. Bevor die Europäer ihren Boden betraten, lieferte ihnen die Natur alles, was sie zum Leben brauchten, seit aber Weiße das Gebiet eingenommen haben, ziehen sich die Jagdtiere immer mehr in das unwirtliche, gebirgige und wasserarme Innere zurück; den fruchtbaren Boden, auf dem früher ihre Früchte in Unmasse gediehen, haben ihnen die Ansiedler genommen; den Begriff Arbeit kennen diese Leute überhaupt nicht, und so finde ich es nicht Unrecht, wenn man ihnen einen kleinen Betrag der Bodenerzeugnisse abgiebt.«

»Bravo, das war gut gesprochen,« rief eine tiefe Stimme im Thürrahmen, »wenn wir nach Amerika kommen, zetteln wir unter den Indianern einen Aufstand an und werfen uns als Häuptlinge auf. Sie halten aufrührerische Reden, und ich schwinge den Tomahawk.«

»Guten Morgen, Lord Hastings,« lachte Ellen. »Dann müssen Sie aber zeitiger aufstehen, sonst verschlafen Sie alles.«

Und ernsthaft fuhr sie dann fort:

»So lange die umwohnenden Schwarzen von Mister Turner die bescheidenen Geschenke bekommen, halten sie Ruhe, lassen sich auch nicht mit Buschrähndschern und jenen Eingeborenen ein, welche aus den Bergen kommen und, wie Lord Hastings sagt, aufrührerische Reden unter ihnen halten wollen. Wenn sie zum Beispiel mit den Buschrähndschern gemeinschaftliche Sache machen wollten, so wäre dies letzteren von großem Vorteile, so aber lassen sich die Schwarzen durch Geschenke dazu bewegen, mit ihrem Instinkt die Verfolger auf die Spur jener zu leiten.«

»So unnütz sind diese Australneger überhaupt nicht auf der Welt, wie Sie meinen, Miß Petersen,« sagte Charles. »Ich habe zum Beispiel einmal einen gesehen, der konnte brennende Talglichtchen hinunterschlucken, ohne daß –«

Der Sprecher wurde unterbrochen; die Lokomotive stieß kurz hintereinander drei scharfe Pfiffe aus, über den Wagendächern lief es hin und her. Die Räder brummten, die Axen knirschten, als ob mit aller Gewalt gebremst würde, und ehe die Reisenden noch einen klaren Gedanken fassen konnten, erhielten sie einen furchtbaren Stoß, daß sie alle vornüberschossen.

Ein jeder erwartete den zweiten Stoß, vielleicht auch das Zersplittern des Wagens, das Angstgeschrei der Passagiere, aber nichts dergleichen geschah – doch der Zug stand.

»Was war das?« rief Ellen zuerst.

»Beinahe hätte es ein Unglück gegeben,« antwortete Charles, »aber es sollte diesmal nicht sein. Es war gut, daß ich auf Sie fiel, Miß Thomson, sonst hätte ich mir einige Knochen zerbrochen.«

Da wurden schon vom Schaffner die Thüren aufgerissen und die Passagiere aufgefordert, auszusteigen. Jetzt sah man, daß es nur dem scharfen Blick des Lokomotivführers zu danken war, daß ein weiteres Unglück verhütet wurde. Er hatte schon von weitem gesehen, daß der Schienenstrang aufgerissen war, hatte den Zug gebremst, aber nicht verhindern können, daß die Maschine noch die gefährliche Stelle erreichte und in den Sand lief.

Nun saß sie fest, die Räder bis zur Hälfte in der Erde.

»Wie lange dauert es, ehe die Fahrt fortgesetzt werden kann?« fragte Lord Harrlington den Zugführer, der zuerst zu den Passagieren des Salonwagens kam, um ihnen Aufschluß über den Fall zu geben.

»Wir sind in einer sehr unangenehmen Lage,« sagte er bedauernd, »die Schienen müssen von frevelnden Händen abgehoben worden sein. Wir allein können die Maschine nicht wieder frei bringen, ich habe deshalb sofort einen Läufer nach Hughenden abgesandt, welcher einen Zug mit Hilfspersonal herbeiholen soll.«

»Wann wird dieser Zug kommen?«

»Von hier bis nach Hughenden sind es etwa achtzig Meilen, die läuft der Bote in zwanzig Stunden. Morgen um diese Zeit wird der Zug hier sein, und die Maschine kann frei gemacht werden und, wenn sie noch tauglich ist, weiterfahren. Sonst muß uns die neue Lokomotive schieben.«

Ratlos sahen sich die Reisenden an.

»Ja, ja,« lachte Charles, »wir sind hier in Australien und nicht in England. Achtzig Meilen wollen gelaufen sein.«

»Wie weit ist es von hier nach der nächsten Station vor uns?« fragte Harrlington den Zugführer weiter.

»Vierzig Meilen, aber von dort können wir keine Hilfe bekommen.«

»Und wann passiert hier der nächste Zug?«

»Uebermorgen um diese Zeit; sind wir aber noch nicht frei, so könnten Sie höchstens mit ihm zurückfahren. Uebrigens stelle ich Ihnen einstweilen alles zur Verfügung, was die Salonwagen des Zuges Ihnen bieten können, Betten, Lebensmittel und so weiter.«

Aergerlich stampfte Ellen mit dem Fuße.

»Wie weit ist es von hier nach der nächsten Farm?« fragte sie.

»Auch ungefähr zwanzig Meilen, sie liegt so ziemlich westlich von hier.«

»Wem gehört sie?«

»Einem gewissen Graves; von der nächsten Station aus führt direkt ein Weg nach dieser Farm hin, und für Wagen ist dort immer gesorgt.«

»Von Graves,« rief Ellen erfreut und wandte sich dann ihrer Gesellschaft zu, »das ist ja eben die Farm, wohin wir zuerst wollen. Natürlich brechen wir sogleich zu Fuß nach dort auf. In fünf bis sechs Stunden können wir sie erreicht haben.«

Das Mädchen blickte Lord Harrlington an, weil es von ihm einen Widerspruch erwartete, aber sonderbarerweise unterließ er es diesmal, ja, er war sogar sofort einverstanden. Harrlington hatte ein für allemal beschlossen, dem Mädchen nie mehr zu

widersprechen, weil eine Gegenrede doch stets vergeblich war, und ganz besonders, wenn Lord Hastings und Sir Williams dabei waren, die am liebsten durch Dick und Dünn marschierten. Die einzige, welche ihm vielleicht beigestanden hätte, wäre Johanna gewesen, aber die kleinere Stimmenzahl würde jetzt, wie gewöhnlich, unterliegen.

Aber jemand sollte doch eine Gegenrede erheben, nämlich der Zugführer.

»Machen Sie einen solchen Versuch ja nicht, meine Herrschaften,« sagte er. »Warten Sie geduldig ab, bis wir Hilfe haben. Dringen Sie nicht in den Busch ein, ohne einen schwarzen Führer, sonst wissen Sie schon nach einer halben Stunde nicht mehr, wo Sie sind.«

»Oho,« lachte Ellen, »wir sind keine Stadtkinder. Ich bin in Wald und Prärie aufgewachsen und verlaufe mich nicht gleich, wenn ich keinen gepflasterten Weg vor mir habe.«

Der Zugführer warf einen prüfenden Blick auf die Sprecherin und sagte dann ernst:

»Trotz alledem lassen Sie sich davon abraten. Auch ich bin Amerikaner und kenne die Wälder und Steppen meiner Heimat, aber das ist hier etwas ganz anderes. Zu den zwanzig Meilen brauchen Sie nicht fünf bis sechs Stunden, sondern acht, denn der Weg durch den Busch ist äußerst beschwerlich. Außerdem würden Sie bald Wassermangel leiden müssen.«

»Giebt es hier keinen Bach oder Fluß?«

»Ein Bach fließt allerdings zwischen hier und der Farm, aber es ist sehr die Frage, ob Sie ihn finden werden, denn er macht große Krümmungen.«

»Wir werden ihn finden,« erklärte Ellen bestimmt. »Außerdem nehmen wir unsere Decken, Wasserflaschen und Lebensmittel mit. Wollen Sie die Güte haben und unser Gepäck an der nächsten Station abgeben, von wo wir es in kürzester Zeit abholen lassen werden.«

Der Zugführer sah, daß mit dieser Dame nichts anzufangen war, aber er hielt es für eine Tollkühnheit, ohne Führer im Busch vorzudringen, und nahm deshalb zu einem anderen Mittel Zuflucht.

»Außerdem,« fügte er hinzu, »können Sie sehen, daß diese Schienenstränge nicht durch ein Naturereignis, sondern durch Menschenhände in böser Absicht zerstört worden sind, und zwar bin ich fest überzeugt, daß es Buschrähndscher gewesen sind. Wir können von großem Glück sagen, daß die Sache so gut abgelaufen ist.«

»Was sollte die Buschrähndscher bewogen haben, den Zug zum Entgleisen zu bringen?«

»Ich vermute, daß sie ihn plündern wollten, aber durch irgend etwas verscheucht worden sind. Vielleicht haben sie auch erfahren, daß wir das nicht bei uns hatten, was sie erwarteten, und sich deshalb nach einer ausgiebigeren Beute umgesehen.«

»Oder die Buschrähndscher haben erfahren, daß ich im Zuge war, und sind davongelaufen,« meinte Charles.

»Jedenfalls ist aber die Gegend hier nicht geheuer, deshalb bitte ich Sie nochmals darum, unterlassen Sie es, durch den Busch nach der Farm vorzudringen,« schloß der Beamte.

»Wenn die Sache allerdings so steht,« lachte Ellen, »wenn unser Spaziergang vielleicht gefährlich verlaufen könnte, dann muß ich erst mit meinen Gefährten einen Kriegsrat abhalten.

Wer von den Herren ist mit mir einverstanden, den Weg nach der Farm zu machen?«

Sie blickte im Kreise umher.

Lord Hastings nickte mit dem Kopfe, Charles blinzelte mit den Augen, und Harrlington musterte angelegentlich die versunkene Lokomotive. Da jetzt auch die drei Damen erklärten, lieber die sechs Stunden zu laufen, als vierundzwanzig Stunden oder noch länger hier zu warten, ohne vorwärtszukommen, so betrachtete Ellen ihren Vorschlag als angenommen.

Sie füllten die Flaschen mit Wasser und packten diese, ebenso wie einige Eßvorräte in Plaids, welche sie auf den Rücken schnallten, ließen sich genau die Richtung angeben und schritten dann ohne weiteres dem angrenzenden Busche zu, durch welchen nur der Weg für den Schienenstrang gehauen war. Sie waren alle mit Revolvern und Messern bewaffnet, wohl ausgeruht und getrauten sich daher, da es jetzt erst fünf Uhr morgens war, gegen Mittag die Farm zu erreichen, und dann sogleich auf Wagen oder Pferden den Weg nach der befreundeten Farm fortzusetzen, wo sie schon abends ankommen würden.

Kopfschüttelnd blickte der Zugführer den Abgehenden nach, die sich so ohne weiteres in eine Wildnis begaben, welche nicht einmal der in Australien geborene Farmer ohne Jagdgewehr, Hunde und sichere Führung betritt.

Rüstig drangen die Abenteurer durch den Busch, voran Lord Harrlington und Ellen, bald brachen sie die Zweige beiseite, bald umgingen sie dichtes Unterholz, immer dabei die Sonne im Rücken behaltend.

Nach einem langen Umweg zog Harrlington einen Taschenkompaß hervor und beobachtete die Nadel.

»Suchen Sie die Richtung?« fragte Ellen lachend.

»Allerdings, wir können leicht von ihr abkommen, wenn wir die Sonne nicht sehen.«

»Aber nicht ich, ich traue meinem Instinkt mehr als allen Kompassen. Sie können mir die Augen verbinden, und ich will Ihnen doch immer sagen, wo Nord, Ost, Süd und West ist.«

»Miß Petersen hat einen Indianer als Schullehrer gehabt,« meinte Charles. »Da sehen Sie, meine Herrschaften, jetzt steht sie still und lauscht, gleich wird sie das Ohr an die Erde legen.«

»Still,« sagte aber Ellen, »ich höre etwas, wahrscheinlich ist es eine Kuhglocke.«

»Obwohl wir erst eine Stunde gegangen sind?« fragte Jessy zweifelnd.

»Nein,« erklärte Charles, »wir werden gleich an einen Bach kommen, aber keine Kühe mit Glocken finden.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

In der That konnte man jetzt deutlich das Läuten eines Glöckchens vernehmen, und schon begann sich der Busch zu lichten. Gleich mußte man an eine Lichtung, vielleicht sogar an eine Farm kommen.

Als die Wanderer ins Freie traten, sahen sie wirklich einen Bach zu ihren Füßen fließen, aber von einer Ansiedelung keine Spur, ebensowenig von Rinderherden, und doch dauerte das Glockengeläute noch fort,

»Da sitzt Ihre Kuh und läutet,« sagte Charles und deutete auf einen großen Vogel, der am Ufer des Baches saß, und an

dessen Schnabel- und Halsbewegungen man sehen konnte, daß er der Urheber dieser seltsamen Töne war.

»Waren Sie schon einmal in Australien, daß Sie das so genau wußten?« fragte ihn Miß Thomson.

»Das nicht, aber ich war vor einigen Jahren in der Schule, und da habe ich gelernt, daß es in Australien einen Glockenvogel giebt, der an den Bächen lebt und solche Töne von sich giebt. Außerdem soll er,« Charles zog seinen Revolver hervor, »sehr gut schmecken, wenn man ihn gebraten hat.«

Der Schuß knallte, und der Vogel fiel auf die Seite.

»So,« sagte Charles und hob das Tier auf, »es wäre der Anfang zum Frühstück; ich habe meinen Teil dazu geliefert. Nun fangen Sie jeder noch ein Känguruh, und wir können das Braten beginnen.«

Sie sprangen über den Bach, schritten über die Lichtung und drangen wieder in den Busch ein. Immer wilder wurde die Gegend, immer schwerer das Gehen in dem dichten Unterholz, aber niemandem fiel es ein, einen mutlosen Seufzer auszustoßen, waren sie doch etwa erst drei Stunden marschiert, und es war noch früher Morgen.

Als es Miß Murray gelang, noch einen rebhuhnartigen Vogel zu schießen, wurde allgemein beschlossen, für eine Stunde eine Frühstückspause eintreten zu lassen, und bald hatten die Herren an einem freien Platze ein Feuer angefacht, während die Mädchen sich mit dem Bereiten der Vögel beschäftigten.

Als sie dann alle um das Feuer saßen und sich das geröstete Fleisch und Brot trefflich schmecken ließen, herrschte wieder die animierteste Stimmung.

Mit neuem Mut ging es dann weiter, der Busch lichtete sich immer mehr, bis sie an einen Wiesenplatz kamen, der nur mit wenigen Gummibäumen besetzt war. Auch wurde der Weg unebener, und die Gegend artete schließlich in ein Hügelland aus.

»Das ist ja herrlich,« rief Ellen freudig, »ich habe mir ganz Australien öde vorgestellt, und hier wechseln immer saftige Wiesen mit Wäldern ab.«

Sie erstiegen den ersten Hügel, über den sie der Weg führte, weil die Wiesenfläche vom Busch eingerahmt war, und Lord Harrlington, oben zuerst ankommend, wollte eben den Abstieg beginnen, als er sich plötzlich umdrehte, zurückwinkte und sich auf den Boden warf.

Alle hatten den Wink verstanden und folgten seinem Beispiel, dann krochen sie langsam vorwärts, bis sie an der Seite des Lords, gerade auf dem Gipfel des Berges lagen, und was sie da sahen, erregte allerdings ihre Verwunderung.

Aus dem Gummiwald zur Rechten hüpften dunkle Gestalten, sprangen in langen Sätzen über die Wiese und verschwanden in dem gegenüberliegenden Busch. Deutlich konnte man sehen, wie jede immer in die Fußspuren ihres Vorgängers zu treten bemüht war. Zwanzig Männer waren auf diese Weise schon vor ihren Augen vorübergehüpft, aber noch immer kamen neue aus dem Walde hervor.

Die Entfernung war so gering, daß sie die Männer, ja selbst deren Gesichter, deutlich erkennen konnten.

Die Schwarzen waren fast nackt, nur um die Lenden trugen sie Schurze, und ihre Körper waren zwar mager, aber sehnig. Sie führten lange, hölzerne Wurfspieße, Keulen und winklig gebogene, flache Hölzer, sogenannte Bumerangs, mit denen die

Eingeborenen Australiens geschickt zu schleudern verstehen, mit sich.

»Australneger,« flüsterte Harrlington, »sie befinden sich auf keinem friedlichen Wege, sonst würden sie sich nicht so vorsichtig bewegen. Da, jetzt kehren sie wieder um.«

Plötzlich hielt der ganze Zug, alle machten kehrt und rannten mit der größten Schnelligkeit zurück – es mußte sie irgend etwas erschreckt haben.

Dann kam einer hervor, größer und stärker gebaut als die übrigen, und schlich sich wie eine Schlange über den Rasen, blieb am Rande des Busches liegen, untersuchte dort etwas und kroch dann langsam an der Grenze der Wiese und des Busches weiter, die Augen dicht auf den Boden geheftet.

»Er sucht nach einer Spur,« flüsterte Ellen.

Jetzt drehte sich der Schwarze halb um und winkte zurück, worauf alle wieder aus dem Walde kamen, auf dem Bauche schleichend, und sich um den ersten sammelten, der wahrscheinlich ihr Häuptling war. Zuletzt lagen wohl vierzig Mann um diesen herum und hörten einer Erklärung zu.

»Möchte wohl wissen, was sie thun würden, wenn sie uns hier oben liegen und sich beobachtet wüßten,« meinte Charles. »Mir juckt es ordentlich in den Fingern, einmal am Revolver zu drücken.«

»Um Himmels willen,« bat Miß Murray, »machen Sie keine Dummheit! Die scheinen auf dem Kriegspfade zu sein.«

»Nun, wir sind Ihnen so ziemlich an Stärke gewachsen, jeder Revolver hat sechs Kugeln, und wir sind sieben.«

»Aber wir bekommen sie dann auf die Fährte und müssen entweder hastig fliehen oder sorgfältig jede Spur verwischen,« sagte Ellen. »Unterdrücken Sie einmal Ihr Gelüst, und schießen Sie nachher, wenn es niemand mehr hört!«

Der Häuptling verschwand im Busch und mit ihm die Hälfte seiner Leute, während die anderen über die Wiese zurück in den Gummiwald gingen.

»Hoffentlich treffen wir nicht mehr mit ihnen zusammen,« sagte Harrlington und stand auf, als der letzte sich seinen Blicken entzogen hatte. »Vorteil für uns kann eine Begegnung mit ihnen nie haben, sehr leicht aber Nachteile.«

Sie gingen den Hügel hinunter und drangen, nachdem sie immer in westlicher Richtung lange Zeit über Grasflächen geschritten waren, wieder in den Busch, der aber hier nicht dicht war.

Bergauf, bergab ging es, immer durch Wälder von Gummi- oder Pfefferminzbäumen, über Wiesen und Steppen; die Stunden verstrichen, und Ellen behauptete fest, daß sie bald in die Nähe der Farm kommen müßten. Hätte sie sich in der Richtung jemals getäuscht, sagte sie, so wolle sie augenblicklich nach diesem Ausflug nach New-York zurückfahren. Natürlich könnten sie etwas unterhalb oder oberhalb die Farm erreichen, aber eine solche sei groß, die Wiesen erstreckten sich meilenweit, und überall herrschte auf ihnen Leben, also sei nicht zu befürchten, daß sie an der Ansiedelung vorbeilaufen würden.

Als sie wieder nach Passierung eines Waldes eine weite, etwas hügelige Grasfläche erreichten, blieb Lord Hastings plötzlich stehen, sah nach der Uhr und sagte:

»Ich schlage vor, wir lagern uns hier für eine oder zwei Stunden. Es ist jetzt zwölf Uhr, also sind wir sieben Stunden

fast ununterbrochen gelaufen, und ob wir nun zum Mittagsessen oder später in die Farm von Mister Graves kommen, kann uns doch gleichgiltig sein.«

Niemand widersprach ihm, alle waren mit dem Vorschlag einverstanden, denn die Wanderung durch die Wildnis war für alle, die das Gehen nicht mehr gewohnt waren, und besonders für die Damen, sehr ermüdend gewesen, obgleich sie es nicht hatten eingestehen wollen. Jetzt aber warfen sie sich ohne weiteres in den Schatten eines Pfefferminzbaumes, um hier die heißesten Stunden des Tages zu verträumen.

Es wurde noch geplaudert, Pläne wurden entworfen, wie man von der Farm aus Jagdausflüge machen wollte, dann folgten alle dem Beispiele Lord Hastings, der schon seit langem keinen Laut von sich gab, das heißt, sie legten sich bequem hin und bedeckten sich das Gesicht mit den Taschentüchern, um nicht von den Mücken belästigt zu werden. .

Eine halbe Stunde mochten sie so gelegen haben; nichts unterbrach die Stille, die überall herrschte, als Miß Murray plötzlich das Tuch vom Gesicht riß und aufmerksam lauschte.

Es war ihr immer schon gewesen, als hätte sie ein leises Geräusch gehört, und je länger sie so ruhig dalag, desto deutlicher klang es an ihr Ohr.

Fast klang es wie das Murmeln eines Baches, der über Steine dahinplätschert, und da sie gerade an Wasser dachte, so bemerkte sie, daß sie eigentlich recht durstig war. Sie richtete sich auf, schnürte das Plaid auf und entnahm ihm die Wasserflasche.

Aber ach, das Wasser war fast lauwarm geworden und schmeckte so fade, daß sich nach seinem Genuß der Durst nur steigerte.

Aber könnte es nicht sein, dachte Jessy, daß hier in der Nähe eine Quelle fließt? Das Land ist hügelig, und der Zugführer sagte, wir würden auf einen Bach stoßen, und den, welchen wir gleich anfangs trafen, hat er jedenfalls nicht gemeint. Auch liegt die Farm an einem Flusse, und dieser hat jedenfalls Zuflüsse.

Wieder lauschte sie angestrengt, und deutlicher als vorhin vernahm sie das Murmeln eines Baches.

Jessy warf einen Blick auf die Herren und Damen; sie lagen alle so still da, als wenn sie schliefen, und wahrscheinlich war es so – sie hätte vor Durst nicht mehr schlafen können. Leise stand sie auf, nahm die Flasche und schlich sich auf den Zehenspitzen, um die Schläfer nicht zu stören, dahin, wo sie das Rauschen des Wassers vernahm. –

Als Harrlington aus dem Schlafe erwachte, wußte er nicht, wie lange sie so gelegen hatten, aber die Uhr belehrte ihn, daß bereits über zwei Stunden verflossen waren.

»Auf!« rief er und sprang vom Rasen empor, »die größte Hitze ist vorüber, und in der Farm können wir uns noch genügend ausruhen.«

Die anderen waren bald ermuntert und auf den Beinen, nur bei Lord Hastings hatte es seine Schwierigkeiten. Er gähnte und streckte sich noch am Boden, als Johanna plötzlich ausrief:

»Wo ist denn Miß Murray?«

Ihr Plaid war noch an derselben Stelle, wo sie gelegen hatte, aber sie selbst war nicht zu sehen.

»Sie wird etwas spazieren gegangen sein, suchen Sie sie, meine Damen, während ich das Plaid schnüren werde,« sagte Charles und bückte sich wieder, um die zerstreuten Sachen zu-

sammenzulesen. Schon wollten die drei Mädchen sich wirklich im Walde zerstreuen, als Charles wieder rief:

»Halt, die Wasserflasche fehlt; mir ist, als hätte ich vorhin im Traum das Plätschern eines Baches gehört.«

Alle stimmten ihm sofort bei, daß auch sie ein ähnliches Geräusch gehört hätten.

»Nun, dann können wir sie leicht finden, sie wird Durst gehabt haben und kurz, ehe wir aufgestanden sind, dem Plätschern nachgegangen sein. Still jetzt, damit wir es wieder hören und uns darnach richten können.«

Sie blieben ruhig stehen, und Charles deutete nach der Richtung, die von einem Hügel verdeckt wurde.

»Von dort kommt es, und dort wird Miß Murray sein.«

Lord Hastings war sofort erregt aufgesprungen, als er hörte, daß Miß Murray fehlte, und als erster stürmte er der bezeichneten Richtung zu. Allen voran erkletterte er den Hügel und stieg ihn auf der anderen Seite wieder hinunter, doch als auch die anderen oben angelangt waren, erschraken sie über das Gesicht Lord Hastings', der an einem kleinen Wasserfall stand und – sprachlos Miß Murrays Wasserflasche in den Händen hielt.

Im Nu stand Ellen neben ihm.

»Wo ist Jessy, haben Sie sie schon gesehen?«

Verneinend schüttelte der Lord den Kopf, aber da schrie Johanna plötzlich auf und deutete auf einige Büsche, die neben dem Wasserfall auf dem steinigen Boden, ihr Dasein fristeten.

»Sehen Sie hier!« rief sie. »Die Zweige sind abgeknickt, abgerissen, an mehreren Stellen zugleich, als hätte sich jemand mit Gewalt daran festgeklammert.«

»Sie kann doch unmöglich ins Wasser gefallen sein,« sagte Hastings kleinlaut, »es ist ja viel zu flach, als daß jemand fortgespült werden könnte.«

»Daran ist nicht zu denken,« meinte Ellen, »die Zweige sind übrigens auf der anderen Seite abgerissen. Wenn nur der Boden nicht so steinig wäre.«

Ein Ruf von Charles rief alle nach einer anderen Stelle.

Der Baronet stand vor einer kleinen Felsplatte und deutete stumm mit der Hand auf diese. Sie gab die Lösung des Rätsels: auf ihr konnte man deutlich den nassen Abdruck eines großen, nackten, männlichen Fußes erkennen, die Sonne hatte noch nicht Zeit gehabt, das Wasser zu trocknen.

»Australneger!« sagte Harrlington leise, und sich dann zusammennehmend, fuhr er fort, »Miß Murray ist von Schwarzen entführt worden, sehr lange kann es nicht her sein, sonst wäre das Wasser vollständig verdunstet; aber eine Stunde mag immerhin verstrichen sein, denn die Luft ist hier bei der Quelle kühler und feuchter. Wir wollen uns schnell verteilen und suchen, ob wir sonst etwas finden, was uns über den Verbleib von Miß Murray Aufschluß giebt.«

Alle folgten seiner Anweisung, sie suchten die ganze Umgebung ab, aber keine Spur war zu bemerken, daß hier vor kurzer Zeit Leute gewesen wären. Nur einmal noch fand Ellen die Zehenabdrücke eines nackten Fußes im weichen Lehmboden.

Charles behauptete zwar, es wäre ein anderer Fuß als der vorige, die Zehen wären viel kleiner, aber das konnte jetzt auch

nichts mehr nützen. Thatsache war: Jessy war von einem oder mehreren Australnegern geraubt worden.

Lord Hastings wollte erst gleich die Verfolgung aufnehmen, sah dann aber die Thorheit dieses Unternehmens ein. Es wurde vielmehr beschlossen, jetzt so schnell, als es ihre Füße erlaubten, nach Mister Graves Farm zu eilen, wo der mit den Sitten der Eingeborenen vertraute Besitzer gewiß sich und seine Leute ihnen zur Verfügung stellen würde, und der außerdem vielleicht Hunde oder die mit gleichem Instinkt begabten Eingeborenen auf die Spur Jessys leiten konnte.«

Sie merkten sich noch genau, wo der Wasserfall lag, und setzten dann eiligst den Weg fort, ohne ein Wort mehr zu sprechen.